

---

# ABRAHAMS KINDER

---

## Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung.....	2
Israel.....	4
Die beiden Königreiche .....	4
Abraham und Nabonid .....	5
Die Geburt Israels .....	9
Die etwas andere Provinz .....	17
Das letzte Königreich.....	20
Das Volk des Gesetzes.....	28
Eine neue Zeit .....	46
Das große Opfer.....	51
Von der Wiederkehr der Dinge .....	56
Die Wurzel Jesse .....	59
Der Mann, den es nie gab.....	59
Der Fels der Kirche .....	62
Im Römischen Reich .....	65
Saulus aber, der auch Paulus heisst.....	65
Selig sind die da Trübsal leiden.....	67
Das Neue Testament.....	72
Von Konstantin bis 1453.....	74
Das Kind des Massakers.....	74
Theodosius und die Folgen.....	80
Das grosse Schisma.....	86
Osten und Westen.....	87
Die alte und die neue Welt.....	113
Das Christentum in Europa von der Aufklärung bis zur Gegenwart .....	113
Das Christentum in der Neuen Welt.....	127
Potenziale .....	131
Ischmael.....	133
Arabien .....	133
Mohammed.....	137
Der Islam als Religion und als Gesellschaft.....	140
Das Gottesbild des Islam.....	140
Islam und Koran .....	142

Islamische Theologie .....	143
Der Islam und das Recht .....	145
Der Islam und die Wissenschaften .....	148
Ägypten und der Islam .....	149
Persien und der Islam.....	151
Der Islam in Indien.....	154
Der Islam in Spanien .....	156
Das Osmanische Reich .....	158
Der Islam nach dem Zerfall des osmanischen Reiches .....	159
Zurück in die Zukunft? .....	161
Der politische Islam.....	162
Kann es einen europäischen Islam geben?.....	164
Der echte Ring.....	167
Der Gott des Judentums.....	167
Der Gott des Christentums .....	168
Der Gott des Islam.....	168
.... vermutlich ging verloren.....	168

---

## VORBEMERKUNG

---

Mit dieser Arbeit über die sogenannten abrahamitischen Religionen möchte ich die vielen einzelnen Themen, denen ich mich in den letzten Jahren zugewandt habe, vereinigen und abschließen. Ich werde nicht alles, was ich in diesen Arbeiten gesagt habe, noch einmal wiederholen, insbesondere werde ich auf die Rolle der Gnosis dabei nur am Rande eingehen. Es geht mir vielmehr darum, zu zeigen, wie sie entstanden und welchen Weg sie warum genommen haben, ferner, wie ihr künftiger Weg aussehen könnte.

Wenn auch diese Arbeit durchaus kritische Anmerkungen machen wird, so ist mir doch nicht daran gelegen, Religionskritik oder gar Kirchenkritik a la Deschner<sup>1</sup> zu üben. Der Grund: ich gehörte und gehöre nicht zu denen, die unter ihrem Glauben oder unter einem kirchlichen Establishment und seiner Macht leiden oder gelitten haben. Mir wurde nichts aberkannt, vielmehr habe ich mich selbst vor Jahrzehnten aus dem christlichen Spektrum entfernt, weil ich dies für eine Frage der Ehrlichkeit hielt. Ein kleiner Ausflug in die Welt der Kulte ist demgegenüber nicht ernst zu nehmen; ich war nur neugierig auf ein ganz bestimmtes Lebensgefühl, das mir ohne diesen Ausflug verschlossen geblieben wäre. Zwar ist der deutsche Mormonismus nicht Amerika, aber er transportiert doch Einiges von dem, ohne das die amerikanische Spielart des Christentums nicht recht verständlich wäre und – einen Aufenthalt in den Staaten kann ich mir einmal finanziell zum Zweiten meines vorgerückten Alters wegen nicht leisten. Das nur für diejenigen, die meinen, aus meiner nominellen Zuge-

---

<sup>1</sup> Leider war bei meiner Quelle nicht feststellbar, ob sich die Thora – Rollen in Mänteln, Kassetten oder ledernen Umhüllungen befinden, was Auskunft darüber geben würde, ob genuin orientalische Bräuche hier jemals gegolten haben.

hörigkeit zu dieser Kirche irgendwelche Parteinahmen ableiten zu dürfen. Ich bin unparteiisch und daher also auch jeder der genannten Religionen gegenüber „kühl bis ans Herz hinan“.

Nicht wenige werden mir verübeln, dass ich keine Theologin, ja nicht einmal eine Akademikerin bin. Ich erachte diese Gegebenheit eher als einen Vorteil, denn an Wissen mangelt es mir nicht und durch meinen durch und durch säkularen Status bin ich in der Lage, die zu bearbeitenden Tatsachen und ihre Zusammenhänge mit dem Blick des Außenstehenden zu betrachten, der an Understatements nicht gebunden ist. Ich bin dadurch auch in der Lage, Zusammenhänge herzustellen und zu sehen, die dem akademischen Theologen möglicherweise entgehen, der in seinen Systemen befangen bleiben muss. Gründliches Forschen indes ist ja kein Privileg des Akademikers. Es steht jedem frei, der sich dem unterziehen möchte und der schon benannte Blick von außen her stößt vielleicht eher und genauer auf das Wesentliche, als es der von vielen Vorurteilen aller Art geblendete des parteilichen Fachgelehrten ist. Zudem – wer keine akademischen Meriten zu verlieren hat, kann sich um Vieles freier in der Materie umtun, denn was er nicht hat, kann ihm niemand nehmen.

Wer mich als Gnostiker kennt, sei versichert, dass das hier angeschlagene Thema nichts mit meiner persönlichen Überzeugung zu tun hat. Gnosis ist ganz und gar areligiös und spielt eher mit den Bausteinen des Religiösen als dass sie sich selber unter ihnen sucht. Daher ist dieses Thema auch für meine Arbeit hier nicht im Geringsten maßgebend – von ihm ausgehend müsste ich das ganze Gebiet vernachlässigen. Aber es ist für mich ganz menschlich von Interesse, wie es kommen kann, dass drei weltweite Ideologien aus einer Geschichte entstehen konnten, die eine rein lokale Grundlage hat und in keinem Zug das ist, was sie zu sein behauptet, nämlich Offenbarung des Überweltlichen. Die Frage ist für mich also nicht so sehr, wie diese Religionen ihren Weg durch die Geschichte nahmen, sondern welche Kräfte wirksam sind, damit so etwas überhaupt entstehen und selbst in unserer immer weniger religiösen Welt noch eine wirksame Rolle spielen kann, wie wir es ja an der Aufregung sehen, die der Islam in unseren Tagen verursacht. Die alten Religionen haben ihr Verdienst darin gesehen, dass sie dem Menschen die Welt erklärten und ihm so halfen, sie zu beherrschen. Diese Funktion haben die abrahamitischen Religionen ganz und gar verloren und dennoch halten sie sich wie eine Fata Morgana einer längst untergegangenen Welt über den Erkenntnissen von Wissenschaft, Philosophie und Psychologie aufrecht. Was ist es, das sie aufrecht hält, nachdem sie doch nichts mehr zu erklären haben und auch, wie man sieht, nichts mehr klären können; sie sind eingebunden in das Netz einer sich globalisierenden Wirtschaft und spielen dort brav ihre jeweils zgedachten Rollen. Ideologie ist heute Politik mit anderen Mitteln und ihre Funktion besteht größtenteils darin, ererbte Denkmodelle in den Völkern lebendig zu erhalten, statt neue zu entwickeln. Ihre Funktion ist eine statistische – sie bemessen sich je länger je mehr an ihren Mitgliederzahlen, anstatt an ihrer Fähigkeit zur Innovation. Längst sind sie vielfach totgesagt, aber immer noch werden Kinder getauft und beschnitten, wie es in Christentum, Islam und Judentum üblich ist, und in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen. Die diese Gemeinschaft dann wieder verlassen, sind hoffnungslos in der Minderheit – so hoffnungslos, dass Atheisten (Renegaten) mehr oder weniger alberne Kampagnen starten müssen, damit man sie überhaupt zur Kenntnis nimmt.

Aber gehen wir in medias res... und beginnen wir damit, wie sich die erste der abrahamitischen Religionen entwickelte, wir werden Erstaunliches sehen und viele Vorstellungen korrigieren müssen, denn die Entstehung des Volkes Israel und seiner Religion steht eben nicht im Alten Testament beschrieben. Dann sattelt auf dieses, das schon die Dinge nicht beschreibt wie sie sind auch noch ein zweite Religion auf und darauf noch eine dritte – freilich unter erheblichem Verlust an innerer Kraft, aber mit dem Vorzug, einige Fehler der beiden vorigen nicht mehr zu machen und mit weitaus offeneren Karten zu spielen, wenn auch bei weitem nicht mit offenen – nun, wir werden sehen, was sich begibt, wenn keine religiö-

sen Tabus die Sicht mehr versperren und auch der Hass nicht den Blick verzerrt. In letzter Zeit sind einige unschöne Dinge ans Tageslicht gekommen – katholische Priester sind als sadistische Verderber der Jugend aufgetreten, jüdische Spekulanten haben Wirtschaftskrisen verursacht, islamische Terroristen und Salafisten sind bedenkenlos auf ihre Glaubensgeschwister losgegangen und haben allen auch nur möglichen Fortschritt mit dem Hinweis bekämpft, dass der Koran dergleichen nicht erwähne. Und dennoch – die Mehrheit der Christen tritt nicht aus ihren Kirchen aus, das Judentum verzeichnet Zuwachs und die Völker unter dem Halbmond geben ihre Stimmen nicht etwa Vertretern eines aufgeklärten Islam, sondern archaisch – fundamentalistischen Vereinigungen. Der Bau der Ideologie brennt an allen vier Ecken, wie es Heinrich Mann in seinem Sinnieren über das Mysterium der Dummheit beschreibt, aber er steht auf brennenden Säulen dennoch fest. Wie geht das, möchte ich wissen. Denn das administrative Verordnen von Religionen ist das Eine aber ihre freiwillige Akzeptanz ist ein ganz anderes Kapitel und hier wird freiwillig akzeptiert.

Natürlich konnte ich diese Betrachtungen nicht allein anstellen – schon allein das Grundwissen, welches dazu befähigt, musste zusammengetragen werden und das ist Arbeit, die für einen Menschen allein zu viel wird. Und so habe ich mich denn der Arbeit von Generationen bis in unsere Tage hinein bedient, braven und nicht so braven, religiösen und freigeistigen (der Name allein ist schon bezeichnend genug für das was die Religionen eben nicht sind), kritischen und erbaulich gestimmten. Ihnen allen, Lebenden und Toten, sei an dieser Stelle gedankt. Darüber hinaus sei denen gedankt, die erforderliche Daten aufbereiteten und diese Aufbereitungen zur Verfügung stellten. Es sei denen gedankt, die meine Gedanken mit mir verfolgten und im Einzelnen zur Diskussion stellten. Es sei denen gedankt, die mir praktische Erfahrungen mit der und jener Religion im Einzelnen ermöglichten ohne dass sie mich nötigten, ihr anzugehören. Denn ohne ein Gefühl für die Sache zu haben, kann man nicht angemessen mit ihr umgehen. Und nun wollen wir dort anfangen, wo alles begann: in dem Landstrich, den wir geographisch den fruchtbaren Halbmond nennen.

---

## ISRAEL

---



---

### DIE BEIDEN KÖNIGREICHE

---

Warum fangen wir nicht in Israels selbst an, wenn wir über das Judentum berichten? Weil das Judentum nicht in Israel beginnt, sondern weiter östlich und nördlich im Zwei-Stromland und vielleicht sogar von dort noch weiter nach Westen, auf der arabischen Halbinsel. Aber es ist nicht der Islam, der dort beginnt, sondern die Religion Israels... der Islam folgt erst gut ein Jahrtausend später.

Aber auch schon vor der Religion Israels gab es eine Kultur auf dem Boden Palästinas. Seit den Kriegszügen Tutmosis III im Neuen Reich gehörte Israel zum ägyptischen Herrschaftsbereich. Dann, gegen die Spätzeit hin, lockerte sich das Band, immer mehr beduinische Clans sagten sich von der Vorherrschaft Ägyptens los und begründeten ihre eigenen kleinen Königreiche. Ägypten sah dem zu, konnte, in eigenen inneren Schwierigkeiten befangen, eigentlich nur dankbar dafür sein, dass dieser Gürtel aus beduinischen Duodezfürstentümern ihnen die drohende Macht aus dem Norden vorläufig vom Leibe hielt: die Assyrer.

Einer dieser Stämme gründete gleich zwei solche Minireiche: es waren die Jahwabe-duinen, seit langem in Ägypten bekannt und benannt, die über ihre Selbstständigkeit in Streit miteinander gerieten. Einige Sippen schlossen sich dem Clan Juda an und blieben im

Süden wo sie schon immer um die Stadt Jerusalem herum gesiedelt hatten. Einige andere aber siedelten im Norden und gaben die Macht in die Hände einer wie sie meinten starken Dynastie, der nachdem so genannten Omriden. Ihre neue Zentralstadt war zumeist Samaria. Das Verhältnis der beiden Staaten zueinander war durchaus gespannt, obwohl oder vielleicht gerade weil sie beide den gleichen Gott verehrten, den Wettergott Jahwe. Aber wenn wir nun meinen, dass wir hier die Geburtsstunde Israels doch bereits verpasst hätten – Fehl-anzeige. Dieser Kult des Jahwe hatte wohl mit dem, was wir in der Bibel zu lesen bekommen, außer dem Namen nichts gemein. Viel eher glich er den Kulturen der Umgebung: man stellte Steine auf und brachte die fälligen Opfer vor denselben und neben dem Hauptgott verehrte jeder noch die Gottheiten, die er persönlich für wichtig hielt und auch sich bei der Nachbarschaft umzutun war keine Seltenheit. Juda, auf schlechterem Boden begründet, blieb stets das kleinere Reich von beiden und war zeitweilig sogar von Israel politisch abhängig, während Israel in der Umgebung Kriege führte und so bald zu einem Großen unter den Kleinen wurde, dieweil Ägypten und Babylonien mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren – die Hethiter als dritte Macht waren damals schon wieder verschwunden.

Nun aber wurde man im Norden gewahr, dass Ägypten, mit dem erfahrungsgemäß nicht gut Kirschen essen war, sich in Schwierigkeiten befand und seine weit heraus geschobenen Grenzen nicht leicht würde verteidigen können. Zudem waren solche Kleinkönigreiche ein ständiger Stein des Anstoßes, wenn man sich von ihnen erst einmal auf der Nase herumtanzen ließ und zum dritten musste der König der Assyrer wieder mal einen Sieg herzeigen, damit seine Krieger ihm weiterhin folgten. Und zum Vierten: Ägypten lockte und dem konnte ein assyrischer Räuberhauptmann, der sich jetzt König nennen durfte, nicht widerstehen. Also machte er sich gen Westen auf und der bequemste Weg führte nun einmal durch die Küstenebene – die paar Zwergstaaten sollten keine Schwierigkeiten machen und in der Tat, sie machten auch keine – bis auf Israel, das zwar klein war, aber dessen Soldaten das Kriegshandwerk ebenfalls verstanden und zudem: ihr Gott Jahwe hatte ihnen den Sieg versprochen und wer wird am Wort eines Gottes schon zweifeln, wenn es ihm durch den Mund der Propheten kundgetan wird? Damals – kein Mensch. Aber Jahwe war, stellte sich heraus, nicht der für den er sich offenbar hielt, denn Israel scheiterte kläglich, unterlag – und stellte sich erst einmal tot. Durch die Unterwerfung entging es erst einmal der sonst bei den Assyrern üblichen Deportation, konnte im eigenen Land weiter wirtschaften – und heckte prompt, da Jahwe sich zumindest verbal nicht geschlagen gab, einen Aufstand aus, damit es ihm nicht ergehe wie denen in Juda, die hoffnungslos den Assyrern ausgeliefert waren.

Aber aus Assyrien war unversehens wieder das babylonische Reich geworden, dessen König von Tributverträgen nichts wissen wollte und auch die Oberschicht von Juda landete auf babylonischem Gebiet und das ist der Anfang unserer Geschichte und der Augenblick, da die jüdische Religion gezeugt – noch nicht geboren – wurde. Sie ist, wenn man so will, also die Frucht einer Vergewaltigung, die im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung begangen wurde. In dem seiner Oberschicht beraubten Land siedelten Assyrer und Babylonier fremde Völkerstämme an, die dort eigentlich nichts zu suchen hatten – aber in den Jahrhunderten der Abwesenheit der adeligen Sippen sollte dieser Landstrich ihre Heimat werden.

---

## ABRAHAM UND NABONID

---

### *Babylon*

Babylon war nun aber mitnichten ein Räuberlager, sondern ein Reich mit geordneter Wirtschaft, mit guten Straßen und ausgebauten Wasserwegen, es gab dort große Städte mit eindrucksvollen Bauwerken aller Art: Befestigungen, Palästen, öffentlichen Bauten und das Eindrucksvollste waren die Tempel die auf künstlichen hohen Bergen, den Zikkurat, weithin

sichtbar und bunt bemalt von der Kultur dieses Landes kündeten. Etwas Anderes fiel nicht sofort ins Auge, aber gerade auf dieses Andere stürzten sich in der Folgezeit die Deportierten: Babylon hatte Bücher die Menge, Babylon hatte Wissenschaft und Babylon hatte Künste anzubieten, Tanz, Musik, Drama, Rezitation von Poemen, die auf Tontafeln in den Archive lagerten und dem Volk durch Erzähler kundgetan wurden. Keine Rede davon, dass die Deportierten „ihre Harfen in die Weiden“ gehangen und geklagt hätten, vielmehr, da sie gut behandelt wurden, stürzten sie sich ins Kulturleben und waren bald von den geborenen Babyloniern nicht mehr zu unterscheiden. Sie nahmen die Vorzüge der babylonischen Kultur mit einer Dankbarkeit an, die allen biblischen Berichten über die babylonische Gefangenschaft Hohn spricht und der Beweis für diese Entwicklung sind ihre eigenen – späteren – Schriften. Überall: bei der Erschaffung der Welt, dem Garten Eden, der Sintflut und sogar noch bei dem Hinweis, dass „du meinen Leib nicht im Grabe lassen“ wirst, sind babylonische Wendungen im Spiel, Letztere beiden greifen sogar ganz weit zurück bis in die Tage der längst untergegangenen sumerischen Kultur, deren geistige Hinterlassenschaften aber in den babylonischen Tempelarchiven gut behütet worden waren. Das wird auch seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, als man auf sie stieß, von niemandem mehr ernsthaft bestritten: die Religion des Jahwe entstand in Babylon, entstand auf dem Boden der dort befindlichen mythologischen Schätze.

Aber als die Israeliten sich gerade bequem und behäbig in Babylon niedergelassen hatten und übrigens nicht im Traum daran dachten, eine neue Religion zu entwickeln, denn niemand hinderte sie daran, ihren hergebrachten Gott Jahwe in der ihnen gewohnten Weise zu verehren, also meist mit diversen Opfergaben und möglicherweise besaß er ja auch ein Kultbild, vielleicht sogar einen eigenen Tempel, gab es einen politischen Skandal. Meder und Perser bedrängten das Reich seit langem von Norden her, fielen immer wieder in die gebirgigen Randgebiete, die einst die Heimat der Assyrer gewesen waren, ein und das an und für sich recht friedfertige Volk der Babylonier sah sich immer wieder zu Kriegshandlungen gezwungen. Friedfertig? Ja, denn die kriegerischen Assyrer waren, wie viele andere zuvor, eigentlich Fremdherrscher mit einer ganz anderen Kultur und Mentalität. Das babylonische Volk, in direkter Linie Nachfahren der Sumerer, nahm aber alle Anregungen auf und verleibte sie ähnlich wie die Hindus, der eigenen Kultur ein. Die Assyrer abzuschütteln war ihnen übrigens nicht allzu schwer gefallen, denn in Ägypten hatten dieselben sich blutige Nasen geholt und ihre Herrschaft dort war zwar schrecklich, aber doch von sehr kurzer Dauer gewesen und hatte zudem ihre Schwäche offenbart: wo ihre Schwerter, Lanzen und Streitwagen nicht standen, dort fing ihre Herrschaft auch sofort zu bröckeln an und so war es für Nebukadnezar ein Leichtes, sie mit Hilfe ihrer babylonischen Subalternbeamten zu stürzen... was sie erobert hatten, nahm er freilich dankend an. Nun herrschten die Babylonier wieder selbst im eigenen Land... aber sie waren eben kein Volk von Kriegern und das sollte sich rächen, so wie es sich bei den Ägyptern gerächt hatte, die unter Thutmosis III ihre Einflussphäre gewaltig überdehnt hatten und nun Hieb um Hieb einstecken mussten, bis sie wieder auf ihren Ausgangsterritorium saßen.

Der letzte König der Babylonier hieß Nabonid. Während sein Hof darüber beriet, wie man sich die Perser wohl doch noch vom Leibe halten konnte, sah dieser Nabonid die Aussichtslosigkeit solcher Bemühungen ganz klar ein und um nicht die Schmach eines besiegten Königs zu erdulden, machte er sich bei Nacht und Nebel gen Westen davon. In den weiten Wüsten Arabiens war er für die Perser schlechthin nicht mehr aufzufinden, obgleich er sich in aller Bequemlichkeit niedergelassen hatte und einen ruhigen Lebensabend verbrachte. Einige seiner Verwandten wussten wohl sogar, wo er sich aufhielt und vermeldeten in ihren Archiven, dass er lebe und gesund sei aber nicht zurückzukehren wünsche, was man ihm ja nicht verdenken konnte. Warum ich diese Geschichte erzähle? Weil sie gleich ungeheuer wichtig werden wird.

## *Die Perser*

Sie brachen aus den Steppen Innerasiens über die Völker herein wie eine Pest und rannten alles nieder, was sich ihnen in den Weg zu stellen wagte. Krieg war, so schien es, ihr Leben und was sie sahen, das nahmen sie sich. Ihr Späher waren überall und ehe sie mit ihrem ganzen Heer erschienen, wussten sie ganz genau, wohin sie gehen mussten, wo es ihnen wohl gefallen werde. Einige ihrer Clans hatten vor noch gar nicht langer Zeit die Bergriesen des Hindukusch umgangen und waren ins Industal eingefallen, wo sie die dortige Kultur nicht etwa übernahmen, sondern zu Fall brachten indem sie die Menschen dort versklavten und vertrieben. Einige Andere wiederum waren in die Täler des Kaukasus eingefallen und hatten sich die dortigen Goldvorkommen angeeignet. Möglicherweise fielen auch die Steppestädte der südrussischen Viehzüchter ihnen zum Opfer, deren Reste man jüngst erst ausgegraben hat und von denen man bisher nichts wusste. Oder, eine andere Möglichkeit, sie waren selbst diese Viehzüchter gewesen, und irgendetwas hatte sie genötigt, ihre Heimat in alle Himmelsrichtungen zu verlassen. Dann hätte der Kaukasus zuerst an ihrem Weg gelegen und dann erst wären sie neugierig auf das geworden, was wohl hinter dem Zagrosgebirge liegen mochte, einem anderen Ausläufer des Kaukasusmassivs. Aber diese Variante ist wenig wahrscheinlich, denn erst nachdem sie das Zweistromland erobert hatten, wandten die Perser sich Kleinasien zu, das an der Flanke des Massivs liegt und damals von diversen Urvölkern bewohnt wurde, Nachfahren der Hethiter, der Hurriter, Phönizier und diverser Anderer. Sie kamen also wohl doch mehr aus den Nordosten, aus den Steppen nördlich des Hindukusch und sie kamen mit eisenbeschlagenen Streitwagen wie auch die Assyrer gekommen waren, deren Sichelnablen alles Lebendige im Sturm niedermähten. Den Rest besorgten sie mit ihren weittragenden Bogen und mit ihren scharfen Schwertern und eisenbeschlagenen Keulen. Vor den Assyrern als Herren des Zweistromlandes hatten sie Respekt gezeigt, denn diese stammten aus dem gleichen Gebiet wie sie und waren dort wohl bekannt. Aber nachdem sie Kunde hatten, dass die Assyrer in ihrer Gier nun selbst ihren Meister gefunden hätten, kamen sie, überfluteten die Landschaft bis zum Tigris im Handstreich und standen bald am Ufer des nördlichen Stromes, an der Grenze zum fruchtbaren Ackerland mit seinen blühenden Städten und Dörfern.

Den Strom zu überschreiten war zwar schwierig, aber für einfallsreiche Menschen war es nicht unmöglich, die Babylonier taten es ja auch, und so standen sie bald vor der Stadt Babylon, dessen König vor ihnen Reißaus nahm, wie wir wissen und ihnen den Platz mehr oder weniger kampfflos überließ - was nebenher das Beste war, das er seinen Untertanen tun konnte, denn an Metzeleien hatten die Perser kein Interesse, sie kämpften nur, wo sich ihnen Widerstand entgegen stellte, dann aber schonungslos. Da ihnen Babylonien aber beinahe kampfflos zugefallen war, begnügten sie sich damit, die neue Herrschaft zu begründen und zu konsolidieren. Damit hatten sie auch erst einmal genug zu tun, denn eine Kultur dieser Dimension war ihnen bisher nicht begegnet, aus den Herrschern wurden Lehrlinge. Nur in einer Sache lernten sie nichts dazu, sondern hatten ihre Untertanen etwas zu lehren: sie brachten einen neuen Gott mit, den sie allen Völkern offenbaren sollten, die sie unterwarfen. Dieser Gott war aber kein Krieger, wenn er auch zuließ, dass man für ihn kämpfte und auf diesem Wege auch Grausamkeiten tolerierte, sondern er war ein wahrhaftiger Friedefürst, der das Gute und nur das Gute wollte. Ihm gegenüber stand der böse Feind, der sozusagen die Drecksarbeit für ihn erledigte, aber wo dieser böse Feind gesiegt hatte, da zog er ein und entfaltetete sein weises Regiment. Alle Opferstätten - Tempel kannten sie nicht - waren Ahura Mazda geweiht, der sich im Feuer offenbarte, Opferstätten für Angra Mainyu, den bösen Gott, gab es nicht. Die Opfergeschäfte besorgte eine besondere Kaste, die erblich war und sich in Indien als Brahmanen etablierte, während sie hier die Kaste der Mager hieß, von dem unser Begriff des Magiers abstammt, denn diese Priester schreckten auch nicht davor



zurück, in die Trickkiste zu greifen und ihr vornehmstes Sakrament war der Genuss von möglichst viel Haoma, aus den Veden als Soma bekannt, einem halluzinogenen Pflanzensaft, der noch aus der Epoche vor dieser Religion stammte<sup>2</sup>. Die Religion besteht übrigens heute noch und hat sich seither über die ganze Welt verbreitet: überall in Europa und Übersee gibt es, zwar nicht viele, aber es finden sich immer ein paar Parsen, dies eine der Wohltaten islamischen Glaubenseifers, der sie aus ihrer Heimat vertrieb und noch vertreibt.

Während die Perser nun die Verwaltung mit einer Straffheit organisierten, welche die Babylonier vordem so nie gekannt hatten, auch die Assyrer interessierten sich nicht dafür, sie interessierten sich nur für militärische Dinge, zeigten sie sich in religiösen Dingen äußerst tolerant und lernbegierig. Sie ließen alle Zikkurat bestehen, vertrieben keinen Gott aus seinem Haus oder taten seinem Personal irgendeine Unbill an, wenn er Ahura Mazda als den obersten Gott über sich anerkannte, was die meisten taten, denn so war es immer gewesen. Selbst bauten sie keine Zikkurat sondern begnügten sich damit, ihre Opferfeuer mit Hallen zu umgeben, die Hallen endlich auch mit Wänden und so wurde der Feuertempel geboren, der in verschiedenen Größen und Varianten bis nach Arabien hinein verbreitet wurde, denn die Perser waren ein sehr missionsfreudiges Volk und brachten das Bessere gern zu denen, die Gutes nicht kannten.

Nun aber kommen wir zu unserer eigentlichen Geschichte, denn natürlich wurden auch die – inzwischen naturalisierten – Jahweverehrer von dieser religiösen Inventur erfasst und über ihre Religion befragt. Aber ihre Priester konnten nicht viel darüber sagen und, was soll ich sagen, sie schämten sich dessen ein wenig. Aber nur ein wenig... nicht sehr... denn sie wussten, worauf es den Persern ankam. Die Religion musste alt sein, sie musste „sauber“ sein, also frei von Grausamkeiten jeder Art und sie musste genau sein. In Kenntnis der babylonischen Mythologie fiel es ihnen nicht schwer, das Gewünschte zu liefern. Aus Utnapischtim wurde Noah, aus dem Garten der Sumerer wurde der Garten Eden und aus Gilgamesch und Ishtar wurden Adam und Eva. Denn es war ja Ishtar, die Gilgamesch die Unsterblichkeit versaut. Auch der Schlange war Erwähnung zu tun, denn in derselben konnte ein persischer Mager seinen eigenen Angra Mainyu erkennen. Wie aber schuf Gott die Welt? Nun, indem er zunächst einmal Himmel und Erde erschuf... und am Ende fand er alles sehr gut, was er geschaffen hatte – Wasser auf die Mühlen der Verehrer des Ahura Mazda, des unendlich Guten. Die Jahweverehrer stammten von hier, aber einst war ihr Stammvater aus dieser Gegend fortgegangen in ein Land, das Jahwe ihm zeigen wollte und da hatten sie gelebt bis sie von den bösen Assyrern und dem bösen Nebukadnezar weggeholt worden waren. Aha, meinten die Mager, ob sie denn etwas dagegen hätten, wieder dorthin zurück zu kehren? Betretene Gesichter – denn das hatten die gar nicht vorgehabt.

Aber die Perser in ihrem edlen Bestreben, nicht mehr Unheil zu schaffen als unbedingt notwendig erschien um die Ordnung aufrecht zu erhalten, waren von der Idee nicht abzubringen, während die Israeliten ihr eher skeptisch gegenüber standen, denn sie wussten: daheim krächte kein Hahn mehr nach ihnen. Aber die Regierung versprach ihnen großzügige Hilfen bei der Restauration ihres Tempels (sie hatten gar keinen gehabt, sondern nur einen Altar unter freiem Himmel und einen hohen Menhir dahinter) und überdies versprach sie ihnen, dass sie die Macht im Lande haben und die Satrapen stellen sollten. Das immerhin war zu überlegen, denn unter solchen Vorzeichen war ihre Karriere eigentlich schon festgelegt und sie mussten nicht fürchten, dass sie sich irgendwo erst durchsetzen müssten – sie kamen von Anfang an als Bevollmächtigte des Großkönigs. Das wollte gut überlegt sein, ehe man ablehnte, ein solches Angebot machte die Regierung nicht leicht zweimal. Aber keines-

---

<sup>2</sup> Die Arya, welche nach Indien eindringen, waren Angehörige einer Fraktion, welche die durch Zarathustra vorgenommenen Reformen nicht anerkannte und weder den neuen Dualismus noch die Degradierung der alten Götter billigte. Diese Truppe wurde dann zu den Begründern des Hinduismus.



wegs alle wollten dorthin – und eine weitere Partei wäre bereit gewesen zu kommen, wenn sich die Verhältnisse dort als beherrschbar herausstellen sollten. Die aber dorthin wollten, sollten Konzepte vorlegen, wie sie der Situation dort Herr werden wollten und so, die Herrschaften nahmen jede Gelegenheit wahr, sich interessant zu machen und als Brüder im Geiste der Perser zu erweisen, entstand das Gesetz, zunächst in Kurzform. Wir besitzen diese Kurzform immer noch, sie bildet den Inhalt des so genannten fünften Buches Mose.

Ob das alles schnell geschah – nein, es geschah nicht schnell, es bedurfte einer Arbeit von Jahrzehnten und nicht wenige unter den Persern fürchteten, dass man sich hier eine derbe Konkurrenz großziehen würde und sie lagen dem Großkönig derhalben in den Ohren, aber diese Ohren erwiesen sich als taub. Der Großkönig, von seinen Magern beraten, sah in den Jahwegläubigen Brüder im Geiste und hielt sie deshalb für geeignet, seine Stellvertreter in diesem Landstrich an der Grenze seines Reiches zu sein und er schickte die Mahner weg. Was soll man sagen: er hat diese Entscheidung auch nie bereuen müssen, denn die Israeliten erwiesen sich solange das Reich dauerte, als loyale Untertanen und genaue Verwalter. Erst dem Islam gelang es, das Verhältnis zwischen Persern und Juden nachhaltig zu stören.

---

## DIE GEBURT ISRAELS

---

### *Das Volk*

Im Gebiet von Palästina war indessen die Zeit aber nicht etwa angehalten worden. Sondern babylonische Herren waren in die Besitztümer der deportierten Priester und Adligen eingezogen, hatten dafür gesorgt, dass die Abgaben pünktlich einliefen und sich keine Aufstände erhoben. Letzteres freilich erwies sich bald als überflüssig, denn sobald die Hetzer fort waren, schwand die Lust der Leute, sich weiterhin unbeliebt zu machen und den Zorn von Königen auf sich zu ziehen, bedeutend. Schon immer hatten alle möglichen Leute in diesem Gebiet gewohnt, daran änderte sich auch jetzt nichts, und schon immer hatten diese Leute alle möglichen Götter angebetet und auch daran änderte sich nichts. Grotten, Quellen und vor allem Berggipfel waren die bevorzugten Opferplätze des Volkes gewesen und auch das blieb wie gewohnt. Jeder Ort hatte seinen Priester gehabt – dessen Amt ging nun auf den Abgesandten des babylonischen Herrschers über, noch vordem war es der Abgesandte des ägyptischen Königs gewesen.

Was zetert die Bibel von stattgehabter Sittenverderbnis herum? Die tut ja so, als sei ganz Israel ein einziger Klub von Pharisäern und Propheten Jahwes gewesen! Nichts dergleichen ist wahr und auch nichts dergleichen sollte jemals wahr werden und die Bibel hat wieder einmal total Unrecht. Denn das „Gesetz“ war durchaus unbekannt, weil es das Gesetz noch gar nicht gab. Aber auch als es verkündet wurde, ging es an der meisten Leute Ohren einfach vorbei. Die Bibel tut ja, als wären alle Israeliten halachische Juden gewesen? Nichts davon ist wahr und nichts davon sollte jemals wahr werden; immer war der einfache Israelit ein Mensch, um dessen religiöse Standfestigkeit man sich ernsthaft Sorgen machen musste. Aber niemand machte sich Sorgen, denn dieser Zustand war seit Menschengedenken der normale. Wir sind zu sehr daran gewöhnt, die Geschichte Israels und des Judentums von der Bibel her zu lesen – aber die Bibel nimmt das Soll für das Ist und beklagt sich über die Defizite, denn sie will eine Religion etablieren, die es im Grunde bis auf diesen Tag niemals gab. Es war nirgends ausgemacht, dass ein Angehöriger der israelitischen Sippen keine Angehörige anderer Sippen heiraten durfte, es war auch nirgends ausgemacht, dass er seine Knaben beschneiden oder bei Priestern auslösen müsse, es stand nirgendwo, dass bestimmte Feldfrüchte nicht zusammen angebaut werden oder bestimmte Kleider nicht aus zweierlei Stoffen gewebt werden durfte und ein Fasanenschmeckte genau so gut wie ein Schweinebraten, falls das Schwein nämlich aus der eigenen Herde kam und gerade erst geschlachtet worden war,

also auszugehen ist vor allem vom Spanferkel wegen der überzähligen Eber<sup>3</sup>. Kurzum – alles was wir heute als typisch jüdisch ansehen, das gab es damals nicht. Es gab nur, mit viel Glück, Jahwe. Allerdings verstand es sich, dass man den eigenen Sippengenossen nicht tötete und ihm auch nichts entwendete oder ihn gar gegenüber fremden Sippen verleumdete – denn gegen Andere hielt die eigene Sippe und Familie eisern zusammen, also ganz so kulturlos, wie Thomas Mann die Israeliten in der Zeit vor dem Gesetz schildert, waren sie nun doch nicht. Immerhin hatten sie viele Jahrhunderte unter der Ägide und Aufsicht ägyptischer Priester gelebt und so hatte doch Manches mit der Zeit abgefärbt. Aber halachische Juden unter ihnen zu vermuten – nein, das greift eindeutig zu hoch.

### **Die Priester**

Aber es greift auch zu hoch wenn man die Priester betrachten will. Viele wenn nicht gar alle hatten ihren Rang von ihren Ahnen ererbt und hielten mehr von ihren Erlaubnissen als von ihren Pflichten. Andererseits stellten die Perser ihnen in Aussicht, wiederum irgendwo die Ersten zu sein und wenn es auch nur in einem winzigen Winkel des riesigen persischen Reiches war. Dafür waren sie dann schon bereit hier und da sogar abstrus erscheinende Vorschriften zu beachten, wenn diese die Grundlage dafür waren, dass ihnen erstens immer ein Anteil an den Opfern zustand, zweitens einer von den Abgaben, die für den König erhoben wurden, drittens ein Anteil von den Strafen, die sie aussprachen, sofern es sich um Geld- und Sachstrafen handelte, worunter auch Arbeit zählte, viertens sollte ihnen in jenem fast vergessenen Heimatland der gesellschaftliche Vortritt schon per Geburt zukommen und sie sollten, wie alle anderen Priester, ein prächtiges Tempelhaus für ihren Gott nicht etwa bauen müssen, sondern geschenkt sollten sie es bekommen – sollten geschmückt und geschniegelt daher schreiten dürfen und ihre Weiber sollten für jedermann außer für Priester verboten sein, ihnen aber nur die Ehe mit Nichtebebürtigen. Da lohnte es sich doch, ein paar Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen wie zum Beispiel die vierteljährliche Präsenzpflicht am neuen Tempel, die übrigens die ägyptischen Priester längst kannten, damit verbunden war allerdings ein temporärer Zölibat – na und, mochten sei denken, wozu gab es denn Knaben? Im Großen und Ganzen gesehen bot das neue Gesetz mehr Vorteile als Nachteile, das lag auf der Hand und so marschierten sie in Israel ein – nicht etwa um das Volk dort zu bekehren, sondern um es sich selbst recht hübsch zu machen so fern vom Griff des Königs. Zudem: die abstrusen Vorschriften würden sich auszahlen, denn die Befreiung von ihnen kostete Geld und sie waren nicht geneigt, etwas von ihren Forderungen, die ja für Gottes Forderungen galten abzulassen.

Und so kehrten sie denn zurück in das Land ihrer Väter, das inzwischen schon das Land ihrer Urgroßväter geworden und ihnen ganz und gar entfremdet war. Sie kamen, um dort eine Religion aufzurichten, von der sie allein wussten, dass sie ganz neu war und aus allen Himmelsrichtungen zusammen gestückt, während alle Welt ringsum glaubte, sie wäre uralte. Sie kamen nicht mit leeren Händen, mit ihnen reiste die königliche Entwicklungshilfe und auch einige Abteilungen Militär hatte man ihnen zur Sicherheit mitgegeben, man konnte ja nie wissen, wie sie aufgenommen werden würden. Sie wandten sich stracks nach Jerusalem, denn sie führte einer, der aus einer Jerusalemer Sippe stammte, welche sich Beth David, Haus Davids, nannte und dessen Ahn wohl einst einer der bekannteren Häuptlinge gewesen war, auch wohl bei den Philistern Sold genommen hatte, jedenfalls war das in den Tagen Ramses III gewesen, der die Philister<sup>4</sup> in diese Gegend komplimentiert hatte, wo sie bald schon mit der ansässigen Bevölkerung verschmolzen waren. Wir kennen sogar noch seinen Namen, er ist bezeichnenderweise nicht Hebräisch, sondern er heißt Serubabel wobei man an das gut babylonische Serubbaal noch ein hebräisches „el“ herangequetscht hat, da-

<sup>3</sup> Ebenso gut sind aber auch Konservierungsmethoden denkbar, deren gerade die ägyptische Küche etliche besaß – von Dörrfisch über Schmalz und Eingesalzenem bis hin zu Räucherware.

<sup>4</sup> In den ägyptischen Texten heißen sie Peleschet

mit es wenigstens ein bisschen nach El wenn schon nicht nach Jahwe aussehen möge, denn „el“ wurde landauf landab der Gott genannt, den einer verehrte. Die Banu Daweid nun waren seit langem in Jerusalem ansässig gewesen, stammten aber wohl ursprünglich aus dem benachbarten Ort Beth Lechem = Haus des Brotes, was auf eine Ackerbauernsiedlung hinweist.

### **Samaria**

Dagegen stimmten nun ziemlich einhellig die Häupter Israels, das seinen staatlichen Mittelpunkt in Samaria und seinen zentralen Opferplatz auf dem Garizim in dessen Nähe gehabt hatte. Ich weiß, die biblische Geschichte tut so, als wäre es erst Sichem und dann für immer Jerusalem gewesen und der Garizim wäre erst durch die aufmüpfigen Samaritaner zu seinen Ehren gekommen, aber dem ist nicht so. Im Gegenteil haben die Israeliten dem Verlust von Jerusalem als Opferplatz nie nachgetrauert, weil sie seit alters den Platz auf dem Garizim bespielten. Man hatte sich sogar friedlich darüber einigen können, die einen hier, die andern dort, aber alle beide dem Jahwe... so war es gewesen und warum sollte es nicht so weitergehen können? Auch die babylonischen Tempel des Sin oder des Marduk gab es doch in jeder Stadt. Und dann führte Serubbaal sein stärkstes Argument ins Spiel, das persische Militär. Dem wichen die Samaritaner – aber sie wichen nicht etwa aus, sie zerschnitten das Tischtuch, Serubbaal konnte seinen Kult in Jerusalem einrichten, die Samaritaner aber nahmen ihren Jahwe und zogen mit ihm für immer auf den Garizim zurück und dort sitzen sie noch heute. Später übernahmen sie dann auch das Gesetz, aber nie haben sie mehr übernommen als dieses.

In Jerusalem, nun Hauptort der neuen persischen Provinz Israel, begann man damit, dem Jahwe einen Tempel zu errichten. Die Bauanleitung finden wir, bis ins Detail ausgeschmückt, im fünften Buch Mose und ausführlicher im Buch Exodus, wo auch des bisherigen Heiligtums, der sogenannten Stiftshütte, gedacht wird, nach deren Urbild der neue Tempel gebaut wurde – kein Haus auf hoher Zikkurat, da der Hügel schon natürlich gegeben war und das geplante Gelände, der Opferplatz mit Altar ebenfalls. Natürlich sind die Angaben im Buch Numeri mit Vorsicht zu genießen... aber wir dürfen uns den Tempel doch recht stattlich vorstellen, ein provinzielles Heiligtum zwar aus persischer Sicht, aus israelitischer aber DAS Heiligtum um das ein ganz neuer Kult sich entwickeln würde. Wie neu der war, wussten freilich nur jene Priester, die aus Babylon gekommen waren – für alle andern ging es um die Wiedererrichtung von etwas, das sich dort längst zuvor befunden hatte ... nun, die meisten von ihnen waren ja auch Zugezogene. Es wird berichtet, die Babylonier hätten den alten Tempel verheert – welche Unwissenheit gehört dazu, so etwas zu glauben, nie hätte ein Babylonier seine Hand gegen das Haus eines Gottes erhoben, wenn es ein solches gegeben hätte, denn der konnte sich schließlich auf unangenehmste Weise dafür revanchieren. Damals wäre die Bundeslade weggekommen – welch ein Unsinn, sie wurde doch erst für den neuen Tempel so gebaut, wie wir sie im Exodus beschrieben finden. Der Kult wurde nun parallel zu babylonischen und persischen Vorbildern gestaltet – mit Priesterabteilungen und Opferordnungen, was wann wie darzubringen war, mit Staats- und Privatopfern für alle möglichen Gelegenheiten, Sühne, Bitte und auch Danksagung. Obgleich auf dem Plateau nicht viel Platz war, wurde es dennoch ein ganz passabler Bau mit Versammlungshallen und Magazinen und natürlich einem Haupthaus für den Gott selbst. Aber der hatte doch kein Bildnis – nein, das hatte er nicht, dafür hatte er einen Thron, nämlich die Lade, die tragbar gestaltet wurde, denn man wollte sie gegebenenfalls in Prozession durch die Stadt und das Land bewegen, wie es andere mit ihren Götterbildern taten. Dass dann daraus nichts wurde, lag an den Zeitläuften. Es war in den Dingen, die sich dann abspielten, gefährlich, den Gott aus seinem Haus zu holen... und so blieb er darin. Ob dieses Haus so prächtig wurde, wie in Exodus angegeben – nun, wir hören, dass der Satrap der Provinz Israel mehrmals bei der

königlichen Kasse nachfassen musste, was gnädig gewährt wurde, denn die israelitische Fraktion, die ebenfalls schon auf gepackten Koffern saß, machte ihren Einfluss geltend. Eine dritte, die daheim bleiben wollte, mischte sich freilich nicht ein, sondern sorgte dafür, dass auch in Babylon der Jahwekult nicht ausstarb. Wahrscheinlich hat er dann auch in Babylon seinen Tempel bekommen – in Ägypten hatte er schon einen<sup>5</sup> ehe die Assyrer ihr kurzes Zwischenspiel dort antraten, denn es ist bekannt, dass sie ihn zerstörten<sup>6</sup>. Wir können allerdings davon ausgehen, dass der Jerusalemer Tempel, der nun entstand, nicht der erste und nicht der einzige in Vorderasien gewesen ist – bis er das wurde, sollte noch Zeit vergehen. Bisher ist die jüdische Religion noch in ihren ersten Anfängen – und so sehen diese Anfänge aus: Dreimal im Jahr, zur Gerstenernte im Frühjahr, zur Weizen- und Gemüseernte Sommer und zur Weinlese im Herbst hatte sich alles, was Jahwe verehrte, in Jerusalem zu versammeln und neben dem fälligen Opfer auch die fälligen Abgaben mitzubringen, die von den Priestern eingesammelt und weiter geschickt wurden – nachdem diese ihren Anteil, die „Hebe“ davon genommen hatten. Ferner wurden bei dieser Gelegenheit auch gleich die Geschlechterbücher vervollständigt, die nach persischem Brauch für jede Familie in Israel geführt wurden, gleich ob ihre Bestimmung nun eine priesterliche, levitische oder die eines einfachen Bürgers war. Dazu ist zu sagen: die levitische Ordnung umfasste die nicht priesterliche Beamtenschaft des Tempels, die auch zu untergeordneten liturgischen Verrichtungen heran gezogen wurde, zum Beispiel oblag ihr die Reinhaltung des Heiligtums, die liturgische Musik und es oblag ihr die Überwachung der Bürokratie sowie die Aufsicht darüber, dass wirklich nur Israeliten das Heiligtum betreten.

Denn es gab Unterschiede zu anderen Religionen: während in den „heidnischen“ Tempeln jeder willkommen war, waren aus dem israelitischen alle ausgeschlossen, die nicht dem „auserwählten Volk“ Jahwes angehörten. Wurde ein solcher im Tempelbezirk angetroffen<sup>7</sup>, so war es das Recht der Leviten, ihn sofort zu töten. Die Priester hingegen durften sich ja einem Toten nicht nähern, also durften sie auch niemanden erschlagen. Aber auch Frauen durften den Tempel nicht betreten, da sie ihn möglicherweise verunreinigen konnten. Die Reinigungsopfer, die sie zu bringen hatten, wurden stellvertretend von ihren Männern dargebracht.

Unter beiden Klassen aber stand die Klasse der einfachen Israeliten. Ihre einzige Pflicht war es, die beiden oberen Klassen zu ernähren – und sich selbst auch, soweit es ging – und zu erfüllen, was die beiden oberen Klassen anordneten. Man rechnete nicht damit, dass diese untere Klasse das Gesetz einzuhalten in der Lage sein würde, deshalb stellte man ihnen eine Klasse religiöser Fachleute zur Seite, die sogenannten Pharisäer, die, obgleich weder Priester, noch Levit, doch einen Status mehr zum Tempelklerus hin hatten. Sie wurden von Kindesbeinen an im Gesetz unterwiesen und waren als Erwachsene damit beschäftigt, dasselbe Tag und Nacht zu bearbeiten und in mehrdeutigen Fragen letztgültige Regelungen zu treffen und – mehrdeutige Fragen gab es viele, es waren Gelehrte, die das Gesetz konstruiert hatten, fromm und weltfremd, und danach sah es auch aus – theologisch gut durchdacht, aber im Gegensatz zu den babylonischen Gesetzen hatte es wenig Bodenhaftung. Bei einem weltlichen Gesetzeswerk hätte niemand Bedenken getragen, es entsprechend zu novellieren, aber dieses sollte Gotteswerk sein und so durfte es schon von daher niemals novelliert,

---

<sup>5</sup> Es war in Ägypten völlig unmöglich, einen Gott zu verehren, der keinen Tempel hatte – wobei man allerdings von der Gottheit Maat absehen muss, die zwar überall in Ägypten anerkannt wurde, aber nirgendwo einen Tempel hatte.

<sup>6</sup> wobei unentschieden bleibt, ob sie das wirklich getan haben oder ob die in Ägypten wohnhaften Söldner Psammetichs II nur von der Freigebigkeit der persischen Könige in Sachen Religion gehört hatten... der entsprechende Brief datiert aus der ebenfalls kurzen ägyptischen Perserzeit.

<sup>7</sup> Erst der Tempel des Herodes, der viel größer war, kannte einen „Vorhof der Heiden“, der persische Tempel kannte einen solchen nicht, wie auch die zoroastrischen Tempel einen solchen nicht kannten.

höchstens interpretiert werden, denn Gottes Wille<sup>8</sup> steht bekanntlich ewig fest. Er konnte von den Menschen nur besser oder schlechter oder gar nicht verstanden werden, aber nie geändert, wie auch die Zeiten sich wandelten.

Hier haben wir es mit einer der Grundfesten jüdischen Glaubens zu tun – dass sein Gott einzig ist, ist eine, dass sein Wille unwandelbar sei, die zweite, dass das Gesetz sein Werk wäre, die dritte. Allerdings – wer tiefer in die Gründe eindringt, die das Gesetz schufen, erfährt noch andere Dinge, die nicht weniger interessant sein dürften, die aber ein sagen wir einmal „durchschnittlicher“ Jude kaum bedenkt. Denn Israel hatte den Gott Jahwe schon VOR dem Gesetz... und es hatte ihn erfahren, als einen launenhaften, spielwütigen Patron, den man in keiner Weise als zuverlässig bezeichnen konnte: eben ein Wettergott durch und durch, der tat, was ihm gefiel. Nun war die Staatlichkeit Israels ihm zum Opfer gefallen, war sein Altar verwaist und seine Priesterschaft entwurzelt und – dies sollte nie mehr geschehen können. Daher traten die Gottesgelehrten auf den Plan (darunter auch die sogenannten Propheten als eine Art Orakel) und suchten genauestens in der Kultur Israels nach Dingen, die ihm möglicherweise missfallen haben könnten. Sie inventarisierten das gesamte Leben, jede Kleinigkeit betrachteten sie von allen nur möglichen Seiten unter dem Aspekt, was sie vielleicht falsch gemacht haben könnten. Und so entstand das, was wir heute das mosaische Gesetz nennen. Wie die dabei auf Moses kamen? Ganz einfach: wenn das Gesetz alt war, was es ja sein sollte, dann musste es in der Landschaft Israel entstanden sein und die war alters eben ägyptischer Besitz, also musste der Verkünder des Gesetzes irgendetwas mit Ägypten zu tun haben und so kam man auf die alte Geschichte von Sinuhe, die prächtig hierher passte und nur ein wenig bearbeitet werden musste. Die Forschung ist sich mittlerweile darin einig, dass „Moses“ eine mythologische Figur ist, wie auch Abraham und die Erzväter – in anderen Mythologien wären sie wohl Götter oder Heroen vom Zuschnitt eines Herakles geworden, aber die Gottesgelehrten Israels hatten nun einmal nur ihren Jahwe im Kopf, der andere Götter neben sich nicht duldete, dafür aber ein Heer von Geistern regierte, die den Spenthas des Zarathustra entsprachen, in welchen wiederum die alten iranischen Götter aufgegangen waren und so sind sicher auch hier und in der Folge die wichtigsten Götter neben Jahwe in Erzvätern, Stammesahnen oder „Königen“ aufgegangen. Selten nur kreuzt sich ihre Erwähnung mit auch außerhalb des Gesetzes belegten, in die benannte Zeit passenden Hinweisen. Aber bleiben wir weiter beim Gesetz: da dieses die Richtschnur war, wie man mit Jahwe künftig umzugehen habe, wurden einmal der Kultus selbst minutiös geregelt, zum Zweiten aber auch das tägliche Leben Israels Bestimmungen unterworfen, die nicht immer und nicht jedem sofort als gut und nützlich eingingen. Diese Arbeit, Gesetz und Alltag zu koordinieren, leisteten die Schriftgelehrten, die nun in großer Zahl ausgebildet und überall hin beordert wurden. Willkommen waren sie jedoch, wie wir sehen werden, keineswegs überall, auch nicht unter den Priestern, die mit einigem Recht der Meinung waren, einem Gott habe der korrekte Kultus zu genügen und der Rest sei als Lebenspraxis von diesem zu akzeptieren oder man müsse sich eben durch den Kult<sup>9</sup> von Fehlhaltungen wieder entsöhnen können.

Ort dieser Gesetzesberatung war im Allgemeinen die Synagoge. Sie war (und ist) kein sakraler Raum, sondern ein Zentrum einer Gemeinde. In der Synagoge befinden sich und befanden sich die für diese Gemeinde wichtigen sakralen und auch die profanen Schriften und Dokumente, bei der Synagoge befand sich und befindet ein Bad für religiöse Reinigungen und befindet und befand sich mindestens eine Baulichkeit, in der die Gemeinde ihre Feste feiern konnte. Dabei befand sich auch eine Unterbringungsmöglichkeit für Reisende. Diese Gebäude errichteten die israelitischen Priester nicht etwa als Ersatz für einen Tempel

---

<sup>8</sup> Das trifft nun natürlich nicht für sämtliche Götter der Alten Welt zu, aber für Jahwe, der ja dem Ahura Mazda nachgeköpft war, schon.

<sup>9</sup> Der war ja auch weitaus lukrativer, wenn es diverse Sühnopfer anzunehmen galt, als wenn die Schriftgelehrten die Sünden des Volkes bereits im Ansatz durch ihre religiöse Aufklärung verhinderten....

und auch nicht, wie weithin angenommen wird, für ihre Gebete, denn erstens kannten sie noch gar keine, zweitens ist für die Gebete der Juden bis heute die Synagoge kein verbindlicher Ort. Jeder Jude kann überall auf der Welt jedes Gebet sprechen und jeden Satz der Thora lesen und vorlesen. Sondern sie errichteten es um zusammen kommen zu können, um gemeinsam in den Büchern, mit denen Babylon reich ausgestattet war, zu forschen, Entwürfe zu diskutieren und nach Diktat niederzuschreiben und so übersetzt Luther des Ausdruck Beth Knesset<sup>10</sup> wohl treffend und richtig mit „Lehrhaus“ und nicht mit „Bethaus“. Diese erprobte Einrichtung wurde nun in ganz Israel geschaffen und es sollte kein Dorf und keine Stadt mehr ohne eine solche Einrichtung sein. Äußerlich machten diese Synagogen wenig von sich her, Prachtbauten wie die von Kapharnaum und Alexandria waren Ausnahmen. Meist genügte ein beliebiges Gebäude, durch eine einfache Inschrift als Versammlungsort der Israeliten kenntlich gemacht. Wie solche Versammlungshäuser innen gestaltet sein konnten, zeigt die Synagoge von Dura Europos, allerdings stammt diese erst aus späterer Zeit<sup>11</sup>.

Die Ordnung der sogenannten Wallfahrtsfeste, an dem die Anwesenheit der Juden in Jerusalem zur Pflicht gemacht wurde<sup>12</sup>, richtet sich übrigens nach dem persischen Kalender. Noch heute fängt dort das Neue Jahr am 21. März an und ebenso verfuhr man in Israel. Das Passahfest war das alte israelitische Neujahrsfest... erst später wanderte dieser Termin in den Herbst und wurde mit dem Versöhnungstag verbunden, denn diesen gab es zu Anfang des Tempelkultes noch nicht. Er wurde erst eingeführt, als sich zeigte, dass das Gesetz wohl doch nicht in der Lage war, Jahwe ganz und gar zu zähmen. Also wurde ein Tag – nach eingebrachter Ernte – bestimmt, an dem alles, was Israel im vergangenen Jahr etwa an Verfehlungen im Kultus begangen haben mochte, rituell ausgeglichen wurde. Zu diesem Zweck wurde Jahwe persönlich invoziert, seine unmittelbare Gegenwart beschworen und seine Zustimmung zum Ritual wurde einmal durch die Erlaubnis gesichert, dass der Hohepriester Jahwe bei seinem Namen rufen durfte und am Leben blieb, zum Andern dadurch, dass Orakellose geworfen wurden, die Jahwes Wohlwollen für das nächste Jahr verbürgen sollten, das zehn Tage zuvor begonnen hatte und zwar nach dem letzten der Wallfahrtsfeste. In dieser Ordnung geht der jüdische Festkalender noch heute. Damals wurde er festgelegt.

Damals aber wurde noch mehr festgelegt: der Sabbat wurde nicht nur als arbeitsfreier Tag verordnet, sondern an ihm wurde beinahe jede Tätigkeit verboten und zwar nicht nur den Juden selbst, sondern allen, die sich in Israel aufhielten. Dieser Sabbat ist neben der Thora und der Beschneidung das wichtigste Kennzeichen des Judentums geworden. Am Sabbat war es sogar verboten, sich eines Angriffs zu erwehren, es war verboten zu kochen, Licht zu machen, einen Gegenstand zu tragen... heute noch wandern am Sabbat die Uhren frommer Juden in die Nachttischschublade. Der Sabbat beginnt am Abend des Vortages und dauert bis der erste Stern zu sehen ist. Am Sabbat ist der Besuch der Synagoge verpflichtend wie das vorbereitete festliche Mahl. Auch das Entzünden der Sabbatlichter durch die Frau des Hauses ist fester Bestandteil des häuslichen Rituals wie der festliche Segen über Brot und Wein, der das Mahl am Freitagabend eröffnet. Im Gegensatz zu den Festen, die von Manchen besucht wurden, von anderen nicht, bürgerte sich der Sabbat im gesamten Raum der Provinz also auch in Samaria rasch ein, freilich nicht überall in gleicher Strenge, und strahlte auch auf die sich damals entwickelnde Diaspora aus. In der Synagoge wurde an diesem Abend und an diesem Morgen aus dem Gesetz vorgelesen und jeder erwachsene Israelit

---

<sup>10</sup> Haus der Versammlung

<sup>11</sup> Mit dem in Israel geltenden Bilderverbot scheint man hier keinerlei Bekanntschaft gemacht zu haben, vielmehr wurde sie, analog zu den Tempeln und reichen Wohnhäusern der Stadt reich mit Fresken ausgestattet. Damit ist diese Synagoge ein gutes Beispiel für die jüdische Kultur außerhalb des rabbinischen Bereichs.

<sup>12</sup> Zumindest an einem derselben hatte jeder Israelit sich beim Tempel einzufinden, um vor allem seine Abgaben zu entrichten.



konnte zu dieser Verlesung aufgerufen werden, es war nicht nötig, dass er Priester oder Levit war. Das bedeutete für die Kultur – jeder männliche Israelit, der zur Thora aufgerufen werden konnte, musste Lesen und Schreiben können – für die damalige antike Welt ein absolutes Novum – damals konnten nicht einmal mehr die Ägypter durchweg lesen und schreiben, die das durch Jahrtausende stets beherrscht hatten<sup>13</sup>. Aber das war, wie die folgenden Jahrhunderte zeigen sollten, auch hoch riskant für jeden, der in Israel auf seine Art vernünftig regieren wollte. Denn das Volk, selbst das ungebildete, pochte mit dem Finger auf sein Gesetz und schüttelte den Kopf – auch gegen die eigene Aristokratie, wie wir sehen werden. Und dann gab es auch noch die Propheten – einen Berufszweig, der sich unter babylonischem Einfluss entwickelt hatte, wo Wahrsagerei und Zukunftsschau ganz hoch im Kurs standen. Zwar hatte dieser Stand niemals dieselbe Geltung erreicht wie der Stand der Priester und Schriftgelehrten, aber im Volk war das charismatische Element, für welches die Propheten standen, gut angekommen und bildete sozusagen die Gegenstrophe zur starren Gesetzlichkeit, denn ihm lebte immer noch etwas von der alten ideologischen Freiheit weiter. Sicher – auch die Aristokraten hatten „ihre“ Propheten, die ihre Propaganda betrieben und sich notfalls auch dafür hergaben, Werbung für pünktliche Abgabenzahlung zu machen wie Maleachi, aber tonangebend waren jene Propheten, welche die Aristokratie mehr oder weniger höflich am Bart zogen – der für männliche Israeliten übrigens obligatorisch zu tragen war<sup>14</sup> wie Heiraten und Kinderkriegen.

Früher hatten die Israeliten alles gegessen, was ihnen vor die Füße kam, wie es auch alle anderen in dem an Nahrung stets kargen Land machten. Weizen, Öl und Wein, die Grundnahrungsmittel, kamen nur im Norden reichlicher vor, im Gebirge rund um Jerusalem pflügte man zu nehmen, was man bekommen konnte. Nun aber sollten sie bestimmte Nahrungsmittel meiden: keine Muscheln mehr aus den Seen, keine Krebse mehr aus den Bächen, keine Fasanen mehr und keine Wachteln, aber auch keine Hasen mehr und keine Biber, nur noch Gazellen waren erlaubt und das Schaf oder die Ziege, natürlich das Rind... aber man musste noch ein ziemliches Tamtam um sie machen, sie mussten ausbluten... ach ja, Fische und zahmes Geflügel durfte man immerhin essen, auch ihre Eier, wenn es sicher war dass sie nicht angebrütet waren. Und das Schwein war tabu... nun gut, das war immerhin noch nachvollziehbar, wenigstens im Sommer, denn Schweinefleisch gehört zu den leicht verderblichen Waren und muss frisch verzehrt oder sofort konserviert werden. Aber wer wird denn etwas gegen ein frisch geschlachtetes Spanferkel haben... nun, das Gesetz hatte etwas dagegen und auch gleich gegen Räucherschinken und Trockenfleisch, die allgemein als Reiseproviant beliebt waren, natürlich auch gegen Pökelnacken, der sonst die Zierde mancher bürgerlichen Tafel war. Aber nach und nach gewöhnten sich die Israeliten daran und schon nach nicht einmal hundert Jahren hielten sie jeden, der es damit anders hielt, für einen Bösewicht und Volksverderber. Früher hatten sie ihre Gewänder gern mit Wolle wärmer oder mit Leinen schmiegsamer gemacht und besser tragbar – nun sollte Mischgewebe verboten sein, was indes dazu führte, dass ihre Wolle feiner und ihr Leinen heller wurde. Denn nun wurde nur noch die beste Wolle genommen und der feinste Flachs um sie zu verspinnen. Ich habe noch nichts zu der berühmten Trennung von Milchigem und Fleischigem gesagt? Nun, diese Trennung war damals noch nicht vollzogen, Geflügel in Rahmsoße war beliebt im ganzen Land und Schafsmilch gab dem Lammgericht eine ganz besondere Note. Nur eben – die Milch seiner Mutter nahm man nicht, wenn man ein Lammragout bereitete. Früher hatte man gern Bohnen und Melonen zusammen angebaut, weil die einen den Boden für die an-

---

<sup>13</sup> ... denn andernfalls wären die Propagandacomics der Könige auf den Tempelwänden sinnlos gewesen. Viele werden sich aber auch beholfen haben, indem sie große Teile des Gesetzes auswendig lernten oder sich bei den Schriftgelehrten über den Wochenabschnitt vorher informierten. Aber man kann es drehen und wenden wie man will – hier beginnt der Weg Israels als Kulturation.

<sup>14</sup> Am besten lang und nach babylonisch – persischer Mode geknüpft und gekräuselt. Ungepflegte Bärte durften nur Propheten tragen, ansonsten waren sie verpönt.



dern beschatteten und die Feuchtigkeit hielten... nun sollte dies und Anderes noch verboten sein.. nun, dann pflanzte man es halt nicht durcheinander, sondern nebeneinander auf den Acker. Als sehr vorteilhaft erwies es sich aber, die Äcker im Wechsel in jedem siebenten Jahr brach liegen zu lassen, damit sich der Boden erholte und auch die Bäume in jedem siebenten Jahr nicht abzurnten. Die herabfallenden faulenden Früchte waren der beste Naturdünger. Sehr sozial war auch die Anweisung, die Ecken und Ränder der Felder nicht abzurnten, sondern ihre Frucht für die stehen zu lassen, die kein Ackerland ihr eigen nannten.

Das Gesetz wuchs und der Tempelkult wurde immer prächtiger, nichts störte die Ruhe, nicht einmal mehr die Samaritaner, nachdem sie mit Drommetenschall aus Jerusalem ausgezogen waren, aber das Gesetz denn doch irgendwann mitgenommen hatten - in einer urtümlichen Form, die heute für die Forschung eminent interessant ist. Sogar der große Aufbruch ward irgendwann vergessen, darüber, dass die im Lande gebliebenen Israeliten ihre „fremdstämmigen“ Frauen hergeben sollten - sie taten es nicht, sondern zogen den Samaritanern zu, die solches, da sie selbst von diesem Lande stammten, nicht verlangten. Einige aber taten es wohl doch, denn der Jerusalemer Kult war um Vieles einträglicher und auch eindrucksvoller und moderner als der etwas altbackene auf dem Garizim.

Aber während sich in Israel eine neue Nation um ein neues Heiligtum herum formierte und eine ganze Kultur von dorthier ihren Ausgang nahm, träumte im fernen Mazedonien ein junger Mann von der Herrlichkeit des Griechentums und er nahm sich vor, diese Kultur, die er für die allerbeste hielt, der ganzen Welt zu bringen - ob sie die nun wollte oder nicht. König geworden, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als seinen Traum zu verwirklichen und nachdem er die griechischen Poleis nach und nach an sich gebracht hatte, zog er aus, die Welt zu erobern. Der junge Mann hieß Alexander. Und noch weiter im Westen hatten sich ein paar Sippen im Streit von dem großen Kulturgebiet der Etrusker getrennt<sup>15</sup> und fanden neuen Siedlungsraum dort, wo keiner wohnen wollte, nämlich in den sumpfigen Niederungen nahe der Tibermündung. Die Stadt, welche sie da gründeten, nannten sie Roma. In den Tagen, da unsere Geschichte spielt, ist dieses Rom den Kinderschuhen aber bereits entwachsen und schickt sich an, die Vorherrschaft in Italien zu erringen. Alexander hat nie ein Augen Westen geworfen... sein Plan war die Einheit der griechischen Welt und zweitens, die Rechnung mit dem alten Erbfeind, den Persern, endgültig zu begleichen. Daher, weil er die Rechnung mit den Persern begleichen wollte, wird er ebenfalls ins Blickfeld der Vorgänge in Israel geraten.

Aber erst einmal lassen wir die neue Nation unter der Vorherrschaft und dem Schutz der persischen Großkönige in aller Ruhe wachsen und gedeihen. Es braucht nicht einmal ein Jahrhundert, bis die neue Religion in den meisten Köpfen fest verankert ist. Denn die neue Religion gibt denen, die sie bekennen, eine Selbstachtung, die sie vordem nicht besaßen. Sie gibt ihnen die Vorstellung, als politisches Nichts dennoch von großer Bedeutung für die Welt zu sein und diese Vorstellung richtet nicht nur die priesterliche Oberschicht moralisch auf, sie hilft auch dem einfachen Israeliten, die Härten seines Lebens besser zu bestehen und seine Freuden tiefer zu genießen. Man irrt sich gewaltig, wenn man meint, die neue Religion habe dumpfe, in ihr Schicksal ergebene Menschen geformt. Das Gegenteil ist der Fall und insofern ist die Rechnung aus Babylon aufgegangen: jeder Israelit, der sich mit dem Gesetz befassen muss und das müssen irgendwann und immer wieder alle, ist gehalten, seinen Verstand an diesem zu schulen und zu bilden, damit der Gesetz und Leben miteinander überein bringen und so Jahwe den Tork absoluten Wohlverhaltens antun kann. Jahwe kann die Zweifel und Fragen des israelitischen Volkes nicht für seine Zwecke ausnutzen, denn am Ende

---

<sup>15</sup> sie hatten nämlich deren Demokratie und Klügelwirtschaft satt. Wohl auch deshalb, weil ihr Sippenhäuptling Remus wieder einmal übergegangen worden war. (Der Name Romulus ist hingegen ein rein ätiologischer Name, ihn gab es in Wahrheit wohl nie. Der Name Remus oder Remo ist hingegen gut etruskisch.)

aller Fragen und Zweifel steht der Gehorsam gegen das Gesetz. Überdies kommen auch die Perser mit ihrer Rechnung auf ihre Kosten, denn das mit dem Gesetz befasste Volk Israel hat keinen Nerv mehr, die eigene Subalternität als Makel zu empfinden ... es steckt sie einfach namens eines höheren Interesses weg. Da alle Interessen, die spirituellen wie die weltlichen miteinander in Einklang sind, gehören die Jahre der persischen Oberhoheit wohl zu den glücklichsten Jahren Israels. Aber das sollte sich bald ändern.

---

### DIE ETWAS ANDERE PROVINZ

---

Drei, drei, drei, bei Issos Keilerei... und diese Keilerei sollte für die persische Oberhoheit über Israel den Anfang vom Ende bedeuten, auch wenn es zunächst gar nicht danach aussah. Denn Alexander, der Sieger von Issos, hatte zunächst an der Landschaft Israel überhaupt kein Interesse. Aber was sollte geschehen, wenn die Staaten an der östlichen Mittelmeerküste den bedrängten Persern etwa zu Hilfe eilten und das griechische Heer von der Versorgung abschnitten? Man ersieht daraus zwar, dass Alexander die inneren Verhältnisse nicht allzu gut kannte, er dachte strategisch, nicht politisch, aber die Eroberung Ägyptens war Teil seiner Strategie und hier schlägt das Strategische dann ins Politische um. Dass die Ägypter, die das Joch der Perser über die konkurrierende Großmacht nach nunmehr elf Jahren überreichlich genossen hatten, den Griechen entgegen kommen und der persische Satrap Alexander willkommen heißen würde, konnte niemand absehen und so machte er sich mit seinem Heerbann auf gen Westen und überließ die persische Angelegenheit seinen Generälen. Es ging ja erst einmal nur darum, sie nach gewonnener Schlacht weiter in Schach zu halten. Zweimal zog er in dieser Sache durch die Landschaft Israel und verleibte sie quasi nebenher seinem Herrschaftsbereich ein, von irgendwelchen Auseinandersetzungen ist nichts bekannt. Es schien, als sollte die neue Religion nahtlos und unbeachtet in andere Hände übergehen.

Aber dann starb Alexander – ob zu gegebener Zeit oder zu früh, ob als Opfer seiner Lebensweise, seiner Freunde, oder eines maliziösen Zufalls – wir wissen es nicht. Um seine Hinterlassenschaft, die von Griechenland bis zu den Füßen des Himalaya reichte und vom Roten Meer bis zu den turkmenischen Steppen, entbrannte, wie zu erwarten war, der Kampf seiner Generäle, denn Alexander hinterließ sein ganzes Reich „dem Stärksten“. Dabei übersah er aber wohl, dass dieses Reich bereits gewaltig bröckelte. Die indischen Staaten, die er bei seinem Rückzug noch schnell erobert hatte, fielen, sobald er den Rücken gekehrt, eilig wieder ab und er konnte nichts dagegen machen. Baktrien und die Sogdiana, seit langem innerpersische Provinzen, besorgten praktisch schon jetzt ihre eigenen Angelegenheiten und es gelang in der Länge zwar, einen General Alexanders als Herrscher dort einzusetzen, aber damit war der griechische Geist dann auch aus Asien verbannt, denn dieser Herrscher glich sich rasch den geltenden Gewohnheiten an, zumal diese den griechischen vom Stand der Kultur her nicht unähnlich waren. Palästina aber fiel zunächst an den General Ptolemaios, der auch Ägypten bekam und besser konnte die Provinz Israel es gar nicht treffen, denn dieser Ptolemaios<sup>16</sup> ließ in Palästina erst einmal alles so wie es gewesen war. Aber dann kam es zum Streit zwischen Seleukos und Ptolemaios und der Ägypter verlor und musste Palästina hergeben.

---

<sup>16</sup> Man sagt, er wäre ein Halbbruder Alexanders von einer anderen Frau gewesen, was angesichts mindestens einer Familienähnlichkeit auch nicht ganz abwegig ist... der Respekt, den die anderen Generäle ihm entgegen brachten, ist jedenfalls enorm, denn als er den Leichnam Alexanders stahl um ihn in Ägypten in seiner neuen Residenz beizusetzen, erhob sich nirgendwo ernsthafter Protest. Man gönnte ihm das Andenken des Bruders. Auch als er Krieg mit Seleukos führte und verlor, wurde er höchst ehrenhaft behandelt und musste nur eben Palästina abgeben – ohnehin mehr eine Belastung, als ein Gewinn.

Von da an – ging's bergauf oder auch bergab, von welcher Seite man es betrachten mag. Die Griechen brachten Kultur, brachten Handel und Wandel, brachten Philosophie und Politik, brachten Bürgersinn und Bürgerfreiheit, brachten Stadien und Gymnasien, brachten Theater und diverse Möglichkeiten der Unterhaltung. Ein großer Teil des israelitischen Adels priesterlicher wie levitischer Herkunft, erkannte die Zeichen der Zeit und öffnete sich der griechischen Inkulturation wie er sich einst der babylonischen geöffnet hatte. Sie legten den Kaftan ab und griffen zu Chiton, Chlamys und zur Synthesis, statt ihre Bärte zu knüpfen und zu salben, rasierten sie dieselben ab oder kürzten sie zu gefälligen Umrahmungen des Kinns. Statt sich Schläfenlocken stehen zu lassen, trugen sie kurze oder höchstens schulterlange Frisuren, die sie frei wehen ließen anstatt sie mit reichlich Fett an den Schädel zu kleben. Manche versuchten sogar, ihre Beschneidung im Nachhinein unkenntlich zu machen, weil die Griechen, mit denen sie in den Gymnasien zusammen trafen, sich darüber mokierten. Immer mehr dieser Adelige lernten Griechisch, um sich mit ihren Kollegen, den Philosophen und Schriftstellern der Griechen, flüssig unterhalten und ihre Werke lesen zu können, denn die waren hoch interessant, die Israeliten hatten dem nichts entgegen zu setzen – wenigstens zunächst nicht und auch nachdem nicht viel. Aber immerhin – wenn die Griechen mit ihren Nationaldichtungen imponierten, dann konnten sie auf die Geschichten von ihren Erzvätern verweisen, die, so meinten sie, mit den Geschichten von Herakles oder Odysseus durchaus mithalten konnten. Auch sie hatten schließlich ihre Helden und die waren nicht mehr und nicht weniger erlogen und erdichtet als die der Griechen. Was unterschied denn Ajax von Simson? Doch nicht allzu viel. Und was trennte Ödipus von Saul, was Ruth von Penelope? Die Geschichten sicher – die Typen nicht. Nur einen Gesetzgeber wie Moses, den hatten die Griechen nicht, ihr Solon war dagegen kaltes Abwaschwasser. Solon hatte seine Gesetze auf Vernunft gegründet, Israel aber gründete seine Gesetze auf Gott. Aber, hielten die Griechen tapfer dagegen, was war der David Israels gegen den großen Alexander ohne den sie überhaupt niemals in diese Gegend gelangt wären – und David war eine Sage, aber Alexander war jüngste Geschichte und eine Tatsache. Aus kleinsten Anfängen waren sie aufgestanden, die Griechen, und was waren sie heute? Beherrscher der bekannten Welt. So geteilt ihre Reiche auch sein mochten, sie waren alle miteinander griechisch nach Sprache und Sitten. Einem einzigen Reich begegneten sie noch mit Hochachtung, das war das Reich der Ägypter, wo ihre Weisen studiert, von dem sie ihre Staatlichkeit, ihre Philosophie und ihre Künste gelernt hatten, aber dieses Reich war nun auch vergangen, aufgegangen in einem griechischen Staat. Nein, die Griechen hatten keinen Grund, sich vor Israel zu verstecken... und das zeigten sie auch deutlich, als Jerusalem und Samaria ihnen in die Hände fielen. Sie bauten beide Städte prachtvoll aus, legten hier ein Gymnasion an, dort eine Rennbahn, woanders wieder Theater und natürlich strebten sie danach, dass ihre Götter Gastrecht in den Tempeln erhielten, denn so war es in der ganzen griechischen Welt der Brauch und Israel gehörte nun auch dazu.

Der Riss ging tief. Er ging mitten durch das Volk, das sich zum Teil in seiner lange verhehlten geistigen und religiösen Freiheit bestätigt, teils ängstlich dem widerstand, was geschah, weil es seine Identität, kaum errungen, dadurch gefährdet sah. Man kann nicht einmal sagen: hier standen die Priester und hier das Volk, denn wie das Volk, so waren auch die Priester durchaus nicht einig. Dabei fehlte es zunächst nicht am guten Willen der Besatzer. Sie bestanden zunächst nicht darauf, dass Zeus einen Platz im Jahweheiligtum erhielt, sondern begnügen sich damit, dass eine der göttlichen Manifestationen der Herrschaft, die Personifikation männlichen Strebens, im dortigen Kultus mit bedacht wurde. Der damalige Hohepriester, der wie beinahe alle Adelige jener Tage einen griechischen Namen trug, nämlich Jason, sollte nebenher auch den Kultus des „Athlon“ versehen, der göttlichen Kraft, welche die Königsherrschaft magisch stützte. Da hierzu keine Blut-, sondern nur Räucheropfer

und Libationen nötig waren und sich der Kult des Athlon auch nicht mit dem des Jahwe überschneidet, er forderte nicht einmal ein eigenes Standbild, sondern nur einen Altartisch im Hof, meinte Jason, dem nun nicht widerstreben zu sollen. Er widerstand auch nicht, als die Griechen in unmittelbarer Nähe zum Tempel ihre Garnison anlegten, den Vorläufer der späteren Festung Antonia.

Darin aber sahen nun einige andere Geschlechter, allen voran die israelitischen Taliban, vertreten durch das neuadelige Haus Hasmon, das erst seit kurzem zu priesterlichen Würden gekommen war, einen Skandal. Wie alle eben erst Etablierten fürchteten sie um die Macht, die ihnen abhanden kommen konnte und sie verließen Jerusalem um eine Guerillabewegung ins Leben zu rufen, als deren Anführer dann nicht der greise Mattatja, sondern sein Sohn Judas, genannt der Hammer (Makkabi) Karriere machte. Er und seine Männer zermürbten in Scharmützeln und Terrorakten die griechische Garnison und, um Frieden zu haben, gestatteten die Seleukiden ihnen weitgehende Autonomie, woraufhin sich der Bruder jenes Judas stracks zum König von Israel ausrufen ließ. Gleichwohl ist das Königreich der Hasmonäer niemals wirklich ein Königreich gewesen, vielmehr eine autonome Provinz des seleukidischen Königreiches, das Syrien und etliche Teile Kleinasiens sowie Mesopotamiens und des ehemaligen Perserreiches umfasste.

Aber das Königreich der Seleukiden, das größte der sogenannten Diadochenreiche, war von Anfang an politisch instabil und die Dynastie musste sich immer wieder gegen Rivalen und Usurpatoren, aus den eigenen und aus fremden Familien, zur Wehr setzen. Thronwirren waren an der Tagesordnung und daher fiel es seinen Herrschern schwer, die Ordnung im Reich mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten; sie setzten lieber auf Kompromisse und machten Zugeständnisse wo es anging. Das erkannten die hasmonäischen Söhne schnell und etablierten ihr Königreich, das faktisch nur eine seleukidische Provinz war, aber die konnten nicht darauf aufpassen und wollten es vielleicht auch gar nicht ernstlich. An religiösen Ereignissen ist diese Zeit, wenn wir nicht einige propagandistische Wunder nehmen wollen, eher arm. So rührt das jüdische Fest Chanukka aus dieser Zeit her, nämlich von der Wiederweihe des Tempels durch Judas den Hammer. In dem von seinem (hellenistischen) Dienstpersonal verlassenen Gotteshaus fand sich nur noch ein Krug mit Lampenöl – und sein Inhalt reichte aus, das Tempelhaus acht Tage lang zu illuminieren, wie es für die Weihfestlichkeiten gebraucht wurde. Aber außerhalb Israels regte sich umso mehr theologisches Leben. Die neue Stadt Alexandria in Ägypten entwickelte sich zu einem Zentrum hellenistischen Judentums umso stärker, als Israel selbst immer mehr in religiösen Formalismus fiel und die äußere Gebärde bald mehr galt als der innere Vollzug der Religion, die Befolgung des Gesetzes mehr, als sein Verständnis. Dieser Ansatz ist übrigens auch heute noch für das fundamentalistische Judentum prägend: es kommt nicht darauf an, zu verstehen, was mit der einen oder anderen abstrusen Vorschrift vielleicht bezweckt sein könnte – es kommt nur darauf an, sie getreu zu befolgen, denn nicht weil Israel seinen Gott versteht, ist es auserwählt, sondern weil es ihm gehorcht. Jahwe, dies ein Grundsatz der jüdischen Religion, ist grundsätzlich nicht zu verstehen, wer meint, er täte das, missversteht ihn im gleichen Augenblick. So wurde in Israel die Klasse der Schriftgelehrten zur entscheidenden geistlichen Macht und damit zur geistigen – alles, was „höhere“ Ambitionen hatte, zog gemach aber stetig aus dem Lande und die griechischen wie die ägyptischen Städte füllten sich mit jüdischen Siedlern, die sich zu Gemeinden zusammen schlossen: Alexandria zuerst, dann aber auch Naukratis, Leontopolis, wo schon ehemals Juden gewohnt hatten, Elephantine – Jeb, die bekannteste jüdische Siedlung in Ägypten nach Alexandria, aber auch nach Ephesus zogen sie aus, nach Korinth, nach Kilikien ... und natürlich ostwärts zu den Stammverwandten im Zweistromland und darüber hinaus, während sich in Israel die Diktatur der jüdischen Taliban entwickelte, die man das Königreich der Hasmonäer nennt. Hätte diese Diktatur der Priesterkönige doch nur in sich gehalten, aber einen verzankteren Clan als das Haus Hasmon

kann man sich schwer vorstellen und so konnte es nicht ausbleiben, dass einer dieser Zankteufel die Römer ins Boot holte, nämlich Jonathan Apphus<sup>17</sup>. Die ließen sich, als dann das Diadochenreich der Seleukiden zu bröckeln begann, auch nicht lange bitten und machten ihre Interessen als „Schutzmacht“ der Hasmonäer geltend.

Denn 69 vor unserer Zeitrechnung starb die einzige regierende Königin Salome Alexandra und hinterließ zwei Söhne. Dem Älteren, Johannes Hyrkanus II hinterließ sie Priestertum und Königreich, dem zweiten, Aristobulos, den sie als einen Hitzkopf zum Regieren nicht für geeignet hielt, hinterließ sie - nichts. Aber selbstredend ließ Aristobulos sich das nicht gefallen und rief seinerseits die Römer auf den Plan, die auch prompt erschienen und den Hyrkan ziemlich dumm fanden, den Aristobulos aber tatkräftig und nach ihrem Herzen bis - ja, bis ein Dritter auf den Plan trat und die Römer, sprich Pompeius Magnus, für sich und Hyrkan gewann: der jüngere Antipater, der Vater Herodes des Großen, der wohl damals noch gar nicht geboren, oder aber sehr klein war und nicht die geringste Chance hatte, jemals der König Israels zu werden. Nun ließ Rom den Aristobulos fallen und der wandte sich stracks an die inzwischen wieder gut aufgestellten Parther, die Nachfolger des Perserreiches. Mit ihnen nahm er Jerusalem ein und hielt es, bis Herodes - wir kürzen hier ab - es mit Hilfe der Römer seinem Sohn Antigonos abnahm. Da war er schon zum neuen König Israels bestimmt und kam nur aus Rom zurück, um seinen Thron auch wirklich in Besitz zu nehmen.

Wie er überhaupt dazu kam? Nun - offiziell war Herodes nicht von „königlichem“ also dynastischen Blut, er war offiziell ein Edomiter, ein Araber, ein Zwangsbekehrter, ein pro forma - Jude. Inoffiziell aber floss in seinen Adern zu einem Viertel das Blut der Salome Alexandra, die seine Großmutter zur linken Hand gewesen war. Da Hyrkan keine leiblichen Nachfahren in direkter Linie hatte, hätte das Reich dem Antigonos gehört - dessen Herrschaft aber war nicht legitimiert, sondern er war der Sohn eines Thronräubers. Ein anderer Neffe des Hyrkan war bereits von den Römern ermordet worden, die den Streit da unten endlich beigelegt sehen wollten, denn Israel sollte als Bollwerk gegen die Parther dienen - zusammen mit einer weiteren Handvoll nordwestarabischer Kleinkönigreiche. Antipater und der völlig hellenisierte Herodes erschienen den Römern dann zuverlässiger, als ein hasmonäischer Warlord als welcher Antigonos erschien. Im Jahre 43 vor unserer Zeitrechnung wurde Antipater auf Befehl Hyrkans, dem er ein Leben lang treu gedient hatte, vergiftet, aber die Rechnung ging nicht auf, Antigonos konnte den nun anscheinend gesicherten Thron nicht halten, denn Rom wollte ihn nicht und setzte dann schon lieber auf den weniger als halbblütigen, aber politische zuverlässigen zweiten Sohn des Antipater - der erste war in den Kriegswirren umgekommen und wäre auch nicht so zuverlässig und schon gar nicht so schlau gewesen.

---

## DAS LETZTE KÖNIGREICH

---

Herodes der Große (- 73 bis - 4) ist eine wenn nicht gar die glänzendste Erscheinung unter den Königen Israels. Gut aussehend, redegewandt, ein geschickter Diplomat und zudem noch ein gewiefter Stratege, sportlich, gebildet, polyglott, dabei ein starker Charakter und jedem Fanatismus abhold, aber mit gehörigem Feingefühl für die religiösen Belange seines Volkes - kurzum es ist zu verstehen, dass Josephus ihm ein solches literarisches Denkmal setzte, er verdient es. Das Land, das diesen Menschen zum Herrscher bekam, hätte sich eigentlich glücklich schätzen können - aber es kam anders.

---

<sup>17</sup> Nicht bereits, wie manche meinen, Judas Makkabäus

Denn dieser vielleicht größte Staatsmann, den Israel jemals hatte war kein Israelit und so gab er den „Taliban“ Israels den besten aller möglichen Vorwände, ihm jegliche Gefolgschaft zu versagen. Da half es nichts, dass er durch seine Königin dem Geschlecht der Hasmonäer verschwägert war, die Taliban der Juden hetzten im Gegenteil gerade diese Frau gegen Herodes auf und damit in den Untergang, es half auch nicht, dass sie die Söhne des Herodes immer wieder zu Revolten gegen ihren Vater provozierten und dabei einer nach dem anderen hingerichtet werden mussten. Es half nichts, dass die Fundamentalisten ihm immer wieder Steine in den Weg zu legen suchten, über die sie dann selbst stolperten und fielen und am Ende ihre eigene Staatlichkeit und Selbständigkeit verscherzten – einerseits führte Herodes das Volk Israel zu seiner größten jemals erreichten Geltung ebenso wie andererseits der Widerstand gegen ihn, nur weil er kein Israelit war, zum Untergang Israels führte. Wir sehen aber, welcher Natur das Judentum damals war, wenn es sich derart formalistisch und negativ zeigen konnte, wir sehen, wie provinziell und wenig vorausschauend sein Gottesgesetz war, wie statisch sein Gott, wenn er veränderten Bedingungen für Israels Wohlfahrt nicht mit neuen Offenbarungen hilfreich zur Seite treten konnte. Hier, am Brennpunkt der Geschichte Israels zeigt sich zum ersten Mal die ganze Beschränktheit einer Theokratie, die in sich selbst versinkt und um einiger Buchstaben willen Krieg mit der Realität führt – sie kann gewinnen, die Theokratie, aber es ist ein Pyrrhussieg, sie geht daran zugrunde. Als Herodes starb, waren die Theokraten unbesiegt, die Formalisten unbezwungen und man sieht, wohin diese Konstellation dann führte, obgleich Herodes, vorausschauend wie er war, dem nach Kräften entgegen gesteuert hatte.

Zunächst aber kam das Königreich Israel in den Genuss all der guten Dinge, die ein geregeltes Verhältnis zu der neuen Weltmacht Rom mit sich brachte. Herodes wehrte sich erfolgreich gegen das Ansinnen Octavians, den römischen Zensus auch hier durchzuführen, indem er auf den verliehenen Souveränitätsrechten bestand und foppte Octavian, der hier absichtlich zu weit gegangen und verloren hatte, in Zukunft mit Bitten um Erlaubnisse in Angelegenheiten, in denen er weiß Gott keine Erlaubnis von irgendjemandem brauchte. Er war Souverän im eigenen Land, mit eigenen innenpolitischen Hoheitsrechten. Allerdings legte er die weit aus, denn wenn es galt, seine Staatsgrenzen zu verteidigen wartete er nicht auf das Placet der Römer, die er sonst – ironisch – um jede Lappalie befragte. Denn Octavian war weit fort, der syrische Statthalter im missgesinnt und von ihm keine Hilfe zu erwarten. Also schlug Herodes den einzigen Aufstand, der wirklich gegen ihn ausbrach, nieder wie er es durfte und wenn die Aufständischen fremde Hilfe hinzuzogen, nun, so waren sie selbst verantwortlich dafür, wenn auch diese Fremden dabei etwas abbekamen. Octavian protestierte nun zwar offiziell, inoffiziell verstand der eine Souverän den andern aber nur zu gut. Indessen ist Verständnis die eine, das Interesse einer Weltmacht aber die andere Seite und Octavian oder, wie er sich selbst nannte, Augustus, hatte vor allem deren Interessen zu schützen. Manchmal traf sich das mit den Interessen des Herodes, manchmal aber auch nicht und dass dieser sein Königtum fortsetzen konnte, war nicht in Roms Interesse, also verweigerte Augustus dem Herodes die Anerkennung seines Testaments. Das war nötig, damit Rom im Osten freie Hand bekam. Es hätte sich doch einfach über alles hinweg setzen können? Ja – aber irgendwie hatte die römische Politik da einen Spleen – sie wollte alles, was sie tat, irgendwie begründen können und wenn sie dreimal wie man so sagt, in Wahrheit „Dollarszeichen in den Augen“ hatte. Wenn man indes die antike Mentalität kennt, ist auch solch ein scheinbarer Spleen in Wahrheit nachvollziehbar. Die Römer und zwar vom Ersten bis zum Letzten ihrer Art, glaubten an die magische Teilhabe der Götter an ihrem Erfolg und daher erschien es nicht opportun, diese durch ethische Unbedenklichkeiten zu erzürnen, so wie es auch nicht dienlich schien, das Göttliche gering zu achten nur weil es nicht in der römischen Form begegnete. Nur an den Stellen, an denen ein Gott direkt zum Widersacher Roms ausersehen war, schritt das Imperium gegen dessen Bekenner ein und auch nur so lange wie er das tat. Der jüdische Jahwe aber hatte bisher an keiner Stelle gegen den römi-

schen Staat geschossen, seine Priester taten vielmehr alles, damit Jahwe sich mit den römischen Göttern vertragen konnte und deshalb war die jüdische Religion auch im ganzen Reich erlaubt. Wenn es Querelen gab, dann nur mit dem jüdischen Staat und seinen Vertretern und dabei wollte Rom nun wieder vor seinen Göttern gut aussehen, damit die ihm beistanden. Zu einem guten Eindruck passt aber ein ungezügelt Gehaben wenig und so hielten die Römer viel auf Verträge und Paragraphen. Die halfen daneben auch, Ressourcen an Menschen und Material zu sparen.

Unter Herodes kam Israel politisch zur Ruhe, ebenso religiös. Die Pharisäer hetzten zwar weidlich gegen den „heidnischen“ König, aber bei den Sadduzäern sah die Angelegenheit schon wieder anders aus, da der König sich sehr um die Angelegenheiten des Kultus bemüht und seine Familie gern als gesetzestreu vorzeigte. So wählte er nicht das von ihm herausgeputzte Caesarea ad Marem als Regierungssitz, sondern das altmodische und überdies höchst unfertige Jerusalem, wo er sich zwar nicht in der alten Baris<sup>18</sup>, der Hasmonäerfestung mitten in der Stadt, niederließ, sondern sich in deren Nähe einen modernen Palast bauen ließ, aber er war da. Zunächst erlaubte er den Priestern, dass sie ihren Chef selbst wählten – erst als klar wurde, dass die Reste der Hasmonäer und mit ihnen die Fundamentalisten mit denselben durch die Hintertüre Einfluss auf seine Familie und ihn zu nehmen suchten, setzte er ihnen die Hohenpriester vor die Nase. Wer duldet denn schon gerne einen Staat im Staate – aber nie wäre er so weit gegangen, sich selber als Priesterkönig einzusetzen. Er respektierte die Tatsache, dass er als Araber vom Priestertum, wenn auch nicht vom Judentum, ausgeschlossen wäre.

Herodes hat sich in Angelegenheiten der Religion also nicht eingemischt, wohl aber die Religion in seine Angelegenheiten und das nur selten zum Vorteil des Volkes Israel. Aber eines hat Herodes dann doch für die Religion seines Volkes getan: er gab ihm einen neuen Tempel. Er tat es gegen den Willen der Schriftgelehrten, aber mit Billigung des Klerus – warum? Er tat es, weil etwas Unerhörtes geschehen war, etwas, das so wichtig und einschneidend war, dass noch die rabbinischen Schichten des Talmud uns davon berichten, wenn sie sagen: „ich (Jahwe) entweihte mein Heiligtum“. Man meint, damit wäre der Brand des Tempels im Jahre 70 gemeint, aber das ist falsch, denn der besagte Talmud – Traktat betont „und es geschah fern den Augen der Gemeinde“, der Tempelbrand aber geschah vor aller Augen, Josephus berichtet ausführlich davon. Es ist auch im Zusammenhang mit dem Neubau des Tempels davon die Rede, dass man jemanden fortschickt: lasse ihn ein Jahr hingehen, ein Jahr bleiben und ein Jahr zurückkehren – bis nämlich Gras über die Sache gewachsen ist – rät der (pharisäische) Berater dem König. Wer wird da fortgeschickt? Wie die Dinge liegen, wohl jemand aus dem Umkreis des Königs. Ein Anderes noch kommt hinzu: der zeitliche Bezug des Traktates wird absichtlich verunklärt. Das angebliche Massaker des Herodes an den Pharisäern aus dem Jahre 6 vor unserer Zeitrechnung wird genauso hinein gemengt, wie die Hinrichtung der Mariamme aus dem Jahr 29 vor unserer Zeitrechnung. Damit wird der Traktat sozusagen aus der Zeit gehoben, wir wissen aber, dass Herodes um 20 vor unserer Zeitrechnung mit dem Tempelbau begann, das gemeinte Ereignis also um diese Zeit herum geschehen sein muss. Die Vorlage zum Traktat war höchstwahrscheinlich ein priesterliches Protokoll aus der Zeit unmittelbar vor dem Neubau, das erklären sollte, warum Herodes diesen Tempel überhaupt hat bauen dürfen, denn eigentlich ließ sich der Klerus in seine Angelegenheiten nicht hinein reden und schon gar nicht von einem „Volksfremden“ und wenn es dreist der König war.

Herodes renovierte den alten Tempel aus der Perserzeit nicht etwa nur, sondern er fasste ihn neu und erweiterte sein Areal beträchtlich. Lediglich das alte Tempelhaus ließ er im Großen und Ganzen wie es war und auch den alten Opferaltar besserte er lediglich aus

---

<sup>18</sup> die er aber in den ersten Jahren seiner Herrschaft noch benutzte.



und modernisierte vor allem die Ableitung, aus der das Opferblut dann in den Kidronbach<sup>19</sup> gelangte. Das Umfeld des Tempels aber modernisierte er gewaltig. Der alte Hof des Tempels mit dem Altar wurde nun zum Hof der Priester und war dem Klerus vorbehalten. Hinzu kam ein großer Hof für die Juden und ein Hof für die jüdischen Frauen, die auf diese Art an den Kulthandlungen teilnehmen durften, was vordem nicht möglich gewesen war. Hinzu kam auch noch ein großes Areal für Nichtjuden, denn Herodes beabsichtigte, seine Anlage zu einem Touristenmagneten zu machen. Das Ganze, noch umbaut von diversen Hallen und Nebengebäuden, erhob sich auf gewaltigen Substruktionen, die das natürliche Plateau des Hügels erweiterten. Im Inneren der Substruktionen legte Herodes Räume für die Schätze und Vorräte, sowie für die Archive des Tempels an. Beim großen Brand standen dann auch sie in Flammen und Josephus berichtet, wie der Tempelberg quasi von den Wurzeln, also dem gewachsenen Felsen an gegliht habe. Heute ist noch die westliche äußere Substruktionsmauer als Klagemauer sichtbar, was ansonsten erhalten geblieben ist, erstreckt sich unter den muslimischen Bauten aus späterer Zeit. An der Stelle des Tempelhauses erhebt sich heute das Omar – Mausoleum mit der natürlichen Spitze des Moriahügels, dem Haram es Scharif über dem einst die Bundeslade stand... die im neuen Tempel des Herodes aber nicht mehr stand, weil es sie seit den Ereignissen des Jahres 21 oder 22 vor unserer Zeitrechnung nicht mehr gab. Der Raum, in dem nach dem Glauben der Israeliten, Jahwe thronte, war leer und in diesem Zustand hat Titus Flavius ihn betreten während seine Legionäre das außen herum schon brennende Tempelhaus eilig ausräumten ehe die Flammen auch das Innere ergriffen. In einer Ecke des Priesterhofes stand seit den Tagen der Perser ein altes Signalinstrument aus Bronze, ähnlich einer überdimensionierten Panpfeife, die Magrepha, die mit einem Blasebalg betätigt wurde, und den Vollzug der Opfer ankündigte. Eine gewaltige Treppenanlage führt von der Stadt zum Tempel hinauf, keineswegs ein bescheidenes System von Stiegen, wie auf den meisten Modellen, die sich von den großen, zu den „unterirdischen“ Magazinen führenden Bögen irritieren lassen. Diese Bögen erreichte man entweder auf den ebenfalls „unterirdischen“ Gängen oder von kleineren Treppenläufen aus, die neben der großen Anlage herliefen. Von diesen aus wurde der Tempel beliefert und möglicherweise betrat ihn von hier aus auch das subalterne Personal, das in der Stadt wohnte. Die Treppenanlage selbst hat man sich ähnlich wie die von Pergamon vorzustellen, auch sie endete vor einem immer offenen Portikus, von dem aus man in den Vorhof für die nichtjüdische Öffentlichkeit gelangte. Das Tempeltor, über dem ein Adler mit gebreiteten Flügeln thronte (auch er eine Übernahme aus dem alten Bau und eigentlich ein zoroastrisches Flügeltier) eröffnete den eigentlichen Zugang, der nur Juden erlaubt war. Eine Tafel wies darauf hin und drohte jedem den Tod an, der dieses Verbot missachtete – da man aber in diesen Zeiten Juden und Heiden rein äußerlich oft nicht unterscheiden konnte, mögen immer auch ein paar Heiden unbemerkt mit in den inneren Hof gerutscht sein. Es war ein ähnlich gefährliches Spiel, wie es „Ungläubige“ trieben, die als Araber verkleidet nach Mekka reisten oder in das ebenfalls für Nichtmuslime verbotene afrikanische Timbuktu am Niger. Obgleich der Tempel tiefer lag als die die Stadt umgebenden Höhenzüge, zog er doch die Blicke an sich und das lag auch an seiner Verkleidung mit verschiedenen schattierten Marmorplatten, die den Eindruck erweckten, als wechselten auf ihnen ständig Licht und Schatten wie auf Meereswellen. Jede Bewegung am Himmel, jede Wolke spiegelte sich zudem in ihnen und manchmal schien es geradezu als wolle das riesige Areal abheben... Herodes hat wohl die besten Architekten seiner Zeit an diesem Bau beschäftigt wenn nicht persönlich dann durch briefliche Konsultation und an Material hat er schon gar nicht gespart, denn er war auch als Privatmann sehr sehr reich. Auch seine vielen Schlösser zahlte er nicht aus der Steuerkasse, er besaß Plantagen, Kupfer- und Zinnminen, trieb ganz privat und über Mittelsmänner einen schwungvollen Handel mit

---

<sup>19</sup> Der Bach Kidron floss im Osten an der Stadtmauer entlang dem Tal Hinnom zu, auf der anderen Seite erhob sich der Ölberg, und diente zur Aufnahme von Abwässern aus der Stadt. Trink- und Brauchwasser gewann die Stadt aus der Gihonquelle am Fuße des Zionsberges und aus etlichen Zisternen.

Salz und vom Erlös der Offizin, die sein Neffe betrieb landete gewiss auch ein Anteil in seinen Taschen, kurzum knapp bei Kasse war er, ganz privat, nie. Aber er war ein sehr vorsichtiger Geschäftsmann, der sein Geld ungern in windige Unternehmungen steckte – und so unterhielt er auch nur eine relativ kleine private Reederei, denn es gingen damals viele Schiffe im Mittelmeer verloren, kenterten in Stürmen oder liefen vor den Küsten auf Riffe und sanken – die Seekarten waren schlecht und die Küstenschifffahrt, die meist betrieben wurde, nur wenige wagten es, über die offene See zu kreuzen, steckte voller Gefahren. Auf einem dieser Schiffe aber schaffte er damals den Neffen außer Landes... wir haben oben davon gelesen – und damit sollte die Angelegenheit eigentlich erledigt sein – aus den Augen aus dem Sinn. Aber sie war es nicht.

Die geistige Situation in Israel zur Zeit des Herodes ist gut bekannt. Da waren einmal die Pharisäer als Vermittler zwischen dem einfachen Volk und dem Priesteradel mit seinem Gesetz, aber auch als eigene Klasse abgegrenzt von allen anderen. Nur – ein erratic Block waren diese Pharisäer mitnichten, es gab die verschiedensten Richtungen, einige glaubten an die Auferstehung der Toten, andere nicht, einige erwarteten den Messias, andere nicht, einige hielten eine strenge Sabbatruhe, andere meinten, der Sabbat sei um des Menschen willen da und nicht umgekehrt. Zwei Schulen waren besonders berühmt, die des Hillel, der eine liberale, und die des Schammai, der eine rigorose Gesetzesauslegung vertrat. Man sagt, Jesus wäre nur deshalb „abtrünnig“ geworden, weil Schammai ihn verstoßen habe, aber das ist Legende. Daneben gab es noch jede Menge anderer Schulen, die nicht so namhaft wurden, aber auch ihre Anhänger hatten. Dann gab es die Bußgesinnten, zu denen Jochanaan gehörte, die Israel aufforderten, ihre Sünden im Jordan abzuwaschen, wieder und wieder und sich um ein besseres Menschsein zu bemühen – wenigstens das. Denn die Sünden abzuwaschen bedeutete, ihrer bewusst zu sein. Der Gott Jochanaans war demzufolge auch kein Despot, der mit seinem Volk spielte, sondern ein Wesen voller Einsicht und Barmherzigkeit, dem es selbst ans Herz griff, wenn er Israel strafen musste und der es lieber verschonte. Aber immerhin – er strafte auch. Übrigens wurde er sehr alt und erlebte noch den „Betrüger aus Ägypten“ der ihm etliche Schüler abspenstig machte wofür die Mandäer ihn noch heute verdammen, denn die blieben Jochanaans Wasserritus treu, üben ihn heute noch. In seiner Jugend zeigte er Interesse für „jene Philosophie, die nicht bei uns entstanden ist“ wie Josephus sie nennt, wandte sich aber ab, als er deren letztendlich atheistische Stoßrichtung erkannte.

Diese Philosophie die nicht bei uns entstanden ist war die herrschende Philosophie am Hof des Herodes, weshalb man die Anhänger derselben in Ermangelung einer anderen Bezeichnung auch Herodianer nannte. Sie waren nicht, wie oft kolportiert, irgendeine politische Partei oder gar eine religiöse Sekte in der Herodes sich als Gott verehren ließ, wiewohl der Begriff Gott für ihn schon eine Rolle gespielt haben mag, denn diese Philosophie hebelte den Gottesbegriff – auch den des Jahwe – aus und der Hauptvorwurf, der ihr später gemacht wurde war, dass sie die „Selbstvergottung“ des Menschen betreibe – ein Vorwurf der jeder Grundlage entbehrt, denn diese Philosophie orientierte sich nicht am in Israel gängigen Gottesverständnis, sondern am ägyptischen, wo, Gott zu sein, eines jeden Menschen Schicksal war. Ob diese Philosophie mit jener Strömung identisch ist, die Josephus essenisch nennt, wage ich indessen zu bezweifeln, denn „Fromme“ waren diese Philosophen sicher nicht, eher waren sie generell Religionskritiker. Es wird wohl eher eine gemäßigte Richtung des Judentums damit gemeint sein, vielleicht eine, die in ihrem Gesetzesverständnis den Zaddokim, den Priesteraristokraten, nahestand. Diese waren der Ansicht, dass die strikte Befolgung des Kultgesetzes im engeren Sinne für Jahwe genüge und man im Übrigen der Vernunft den Vorzug vor dem Kultgesetz als bürgerlichem Gesetzbuch geben könne. In ähnlicher Weise charakterisiert Josephus auch die Essener und fügt hinzu, dass Herodes sie „mehr liebte als es... guttat“ – auch das passt auf eine Nähe zu den Zaddokim (Sadduzäern).

Weiterhin nennt Josephus noch die „Zeloten“, eine Strömung von Thorarigoristen, die sich indessen nicht darauf beschränkten, selbst möglichst Thora – konform zu leben, sondern auch bereit waren, nicht Thora – konform lebende Israeliten, sowie Kollaborateure aller Schattierungen mit Gewalt vom Leben zum Tode zu befördern. Heute würde man sie Terroristen nennen, Überzeugungstäter aus religiösen wie nationalistischen Beweggründen. Diese Strömung war naturgemäß stark messianisch orientiert, erwartete den Messias, den Befreier Israels in jedem Augenblick und träumte davon, dass das befreite Israel die Weltherrschaft antreten würde. Wie illusorisch solche Ansichten waren, lehrt bereits ein Blick auf die Karte, was die Zeloten aber nicht davon abhielt, weiter ihren Träumen nachzuhängen und nicht nur allfällige Besatzer, sondern auch ihre eigenen Volksgenossen zu terrorisieren. Die Wurzeln des Zelotentums liegen im Anfang der hasmonäischen Herrschaft, als Juda Makkabi seine Guerilla erfolgreich gegen die Seleukiden führte. Dass die Verhältnisse damals bedeutend anders waren als zur Zeit des Herodes konnten die Zeloten in ihrer politischen Naivität, und glühenden Jahwe – Frömmigkeit nicht sehen und so setzten sie entgegen aller Vernunft auf den „Herrn“. So sind sie zugleich Beispiele ideologischen Heldentums wie ideologiebedingter Blindheit und insofern Beispiele für die Funktionalität von Religion weit über die jüdische hinaus, denn nicht ohne Grund habe ich sie oben mit den modernen Taliban verglichen, wenn die Eigenschaft „modern“ hier gestattet sein mag, denn eigentlich gehören sie einer Zeit an, die lange schon Vergangenheit ist. In der jüdischen Religion als solcher spielt das militante Element aber nach wie vor eine wichtige Rolle und daher mag es legitim sein, einen solchen Begriff hier zu benutzen. Denn es geht hier zwar anscheinend nur um politische Vorgänge. In Wahrheit aber sind diese politischen (und kriminellen) Vorgänge eng mit den religiösen Vorgaben verflochten und dies auf beiden Seiten, sowohl auf der jüdischen wie auf der römischen.

Herodes der Große starb 4 vor unserer Zeitrechnung an einer schweren Krankheit, die er sich wahrscheinlich bereits in seiner Jugend zugezogen hatte und die ihm mit den Jahren immer stärkere Schmerzen bereitete, sodass auch seine Regierungsgeschäfte darunter immer mehr litten. Wahrscheinlich ist der Eiertanz, den der mit seiner Erbfolge veranstaltete, darauf zurück zu führen, dass er schon etliche Jahre vor seinem Tode keine rechte Übersicht mehr hatte und seine Söhne meinten, den Vater ersetzen zu sollen und im Interesse des Reiches auch zu müssen. Aber so vernebelt seine Sinne auch von der Krankheit sein mochten, an der Macht klebte er wie alle Despoten und seine Söhne bezahlten dies einer um den anderen mit ihrem Leben. Die übrig blieben, waren die besten vielleicht nicht, aber wenigstens waren sie seinem Zugriff entzogen gewesen, der zweifellos auch ihr Ende bedeutet hätte. Sowohl Archelaos als auch Herodes Antipas waren als Geiseln in Rom erzogen worden, wo ihnen eine solide Ausbildung zuteil geworden war, die sie befähigte, die Nachfolge eines Königs anzutreten, die ihnen aber auch klarmachte, was römische Zivilisation bedeutete. So konnten die Römer damit rechnen, dass diese Nachfahren des Königs, gelangten sie zur Herrschaft, kooperieren würden.

Aber die römische Administration war noch weiter umsichtig und verhinderte alles, was diesen Söhnen des Herodes irgendeinen Rechtstitel verleihen konnte, der ihnen den Anschein von Souveränität verleihen könnte. Wenn Herodes als Bundesgenossenkönig noch gewisse Freiheiten genossen hatte, würden seine Kinder nur noch sozusagen Verwalter des römischen Interesses sein. Was im römischen Interesse lag, sollten sie mit gewissen fürstlichen Hoheitsrechten vertreten können, aber sie sollten keine Handhabe besitzen, falls ihre Interessen denen des Imperiums zuwider liefen. Erinnern wir uns an die Götter, denen die Römer keine Handhabe gegen sich bieten wollten, daher sie sich, und sei es formal, an Festlegungen hielten. Wenn sie also nicht wünschten, dass ein Bundesgenosse sich ihnen gegenüber souverän verhielt, dann gestalteten sie dessen Konditionen so, dass er ohne diese zu verletzen nicht souverän sein konnte.

Archelaos nun, dem Herodes Judäa hinterlassen hatte, wollte ganz und gar in die Fußstapfen seines Vaters treten und König der Juden sein, so wie sein Vater das bestimmt hatte. Augustus hatte dessen Testament zwar, weil es ihm zu weit ging, nicht bestätigt, aber Archelaos war vor Ort und gedachte, seinen Willen durchzusetzen. Er bedachte allerdings nicht, dass schon sein Vater beim Priesteradel und bei den Pharisäern nicht beliebt gewesen war und das war sein Untergang, denn schleimig wie die Aale betätigten diese sich als Denunzianten und Augustus, nicht sehr erfreut über solche Anwendungen von politischer Selbstständigkeit, entzog Archelaos kurzerhand die eben erst verliehenen Befugnisse. Daraufhin brach ein Aufstand aus, an dem sich auch die Herodianer beteiligten, der rasch niedergeschlagen wurde – infolgedessen mussten die führenden Herodianer das Land verlassen oder wurden, wie Jakob ben Josef, vom aufgepeitschten Mob gelyncht. Archelaos aber wurde gnädig am Leben gelassen und nach Gallien verbannt, genauer gesagt, nach Lugdunum (wo übrigens seit kurzem eine recht starke Fraktion derer existierte, die man in Israel Herodianer, im übrigen Imperium aber die Philosophen schlechthin nannte), wo er dann im Jahre 18 unserer Zeitrechnung gestorben ist. Judäa kam unter direkte römische Kontrolle und wurde ein Distrikt der Provinz Syrien, der erste römische Präfekt, der fortan in Caesarea ad Marem residierte, hieß Coponius und von ihm ist nichts weiter bekannt. Nach ihm wechselten die Präfekten in rascher Folge und Judäa galt bald als Schleuderstuhl, in dem man sich länger als ein Jahr unmöglich halten könne und daher scharf abkassieren müsse, wolle man seine Unkosten wieder herein bekommen. Das führte dann auf der anderen Seite dazu, dass die römischen Präfekten alles andere als beliebt waren, nahmen sie doch weit mehr, als sie nach den Steuerlisten hätten nehmen dürfen. Zwar war die Ära der publicani, der Steuerpächter, vorüber, da man die Steuern einer Provinz vorher entrichtete um sie dann vor Ort mit Gewinn wieder einzutreiben, aber wie die römische Politik insgesamt so war auch das Amt eines Präfekten unbesoldet, der Auserwählte musste selbst dafür sorgen, hinzukommen, zurück zu kehren und seine Amtszeit zu finanzieren. Dafür winkten ihm hohe Ehren und eine Fortsetzung seiner Laufbahn in einem höheren Amt, aber besoldet war dieses auch nicht und wer nicht vorsorgte, der musste seine Laufbahn dann beenden und sich auf sein Privatgut zurückziehen, so wie Vespasian nach seinem afrikanischen Prokonsulat, in dem er zwar ehrlich, aber gerade deshalb sehr schlecht wirtschaftete. Um es noch einmal eindringlich zu sagen: die römischen Beamten MUSSTEN in die eigene Tasche wirtschaften um ihre Verluste wenigstens auszugleichen. Und wenn sie nur ein Jahr Zeit hatten, dies zu tun, dann ging das natürlich auf die Knochen der Verwalteten. Nur von einem ist bekannt, dass er sich länger im Amt halten konnte: Pilatus, der so sagt man einen direkten Draht zu Sejanus hatte, dem allmächtigen Minister des Kaisers Tiberius. Als Sejanus stürzte, stürzte auch Pilatus, denn nun hatte er keinen Rückhalt mehr. Wäre Sejanus noch im Amt gewesen, die Klagen der Samaritaner hätten sicher kein Echo beim syrischen Statthalter gefunden, aber dem wackelte in jenen Tagen selbst der Stuhl und er sanierte sich auf des Präfekten Kosten. Die Samaritaner und vor allem die Jerusalemer Juden gaben das dann als großen Erfolg aus, aber die Wahrheit ist, sie hatten einfach Glück und sicher auch etwas Verstand, denn dass eine Klage zu diesem Zeitpunkt Erfolg haben würde, konnten sie sich an zehn Fingern ausrechnen.

Wie man sich denken kann, war Sensibilität gegenüber der jüdischen Religion mit ihren Besonderheiten nicht gerade Sache diese Verwaltungsbeamten. Pilatus aber war schlauer als seine Vorgänger, er suchte den Kontakt mit den Jerusalemer Klerikern, da er wusste, welche Macht sie gemeinsam mit den Schriftgelehrten über die Seelen der Menschen hatten. Sie für ihr Teil kooperierten mit ihm, da wohl auch einige Privilegien für sie dabei mit abfielen und wenn sie mit den Zähnen knirschten, weil sie selbstredend nie die reale Macht bekamen, so taten sie es insgeheim – wenigstens so lange wie in Rom Sejanus anstelle des Kaisers regierte. Dann taten sie es offen und nahmen den ersten, besten Vorwand, wofür ihnen sogar die sonst verhassten Samaritaner und die ebenso verhasste messianische Bewegung gut ge-

nug waren. Ob sie es aber wagten, ihm zu drohen und die Hinrichtung eines gewissen Jesus durchzudrücken, ist mehr als fraglich, da es hierfür keine anderen als die Quellen der eine gute Weile nach ihm entstandenen Christen gibt. Aber immerhin – Pilatus ließ die religiösen Gremien mit einem Teil der Gerichtsbarkeit – gegen Gebühr versteht sich – bestehen, behielt sich nur die Kapitalgerichtsbarkeit vor, auf die er nicht verzichten durfte, da sie zu seinen unveräußerlichen Befugnissen gehörte, aber auch da pflegte er auf die jüdischen Aristokraten zu hören und er gestattete sich gegen das Haus des Herodes keine Eigenmächtigkeiten, auch wenn er kein Hehl daraus machte, dass er den Antipas nicht leiden könne und zu Philipp auch kein besonders enges Verhältnis fand. Die Herren waren Könige, von Rom anerkannt als „Hilfsfürsten“ und damit für Pilatus tabu. Ansonsten kümmerte er sich dankenswert wenig um den Kultus, befasste sich lieber mit dem Ausbau seiner Stadt Caesarea. Was genau er dort bauen ließ, darüber streiten heute die Gelehrten, aber diese Bauten belegen seine Historizität besser, als jede biblische Erwähnung und selbst als eine solche bei Josephus, denn wir wissen, dass dieser Schriftsteller im Mittelalter um die entsprechenden christlichen Aussagen erweitert worden ist und wir wissen demnach nicht, wo der unbekannte Fälscher noch überall zugeschlagen hat<sup>20</sup>.

Schon der Tatbestand aber, dass die Präfekten in Caesarea und nicht in Jerusalem residierten, zeigt, dass zwar wohl die Juden die Römer nicht mochten, aber die Römer ihrerseits auch kein Interesse daran zeigten, die Juden wissentlich zu provozieren. Allerdings kamen sie alle Augenblicke in Konflikt mit dieser überaus komplizierten Religion, die dem Einzelnen zwar gestattet, auf seinem ganz individuellen Weg zu seinem Gottesverständnis zu gelangen, aber auf der anderen Seite diesem Einzelnen auch unbedingten Gehorsam gegenüber seinem Gott abverlangt, unbeschadet dessen, als was und wie er denselben definiert und erfährt. So konnten die Propheten im Namen dieses Gottes sehr unangenehme Wahrheiten aussprechen und ein reineres, von Äußerlichkeiten freies Judentum fordern (Amos) und die fromme Korruption der Kohanim, der Priester, kritisieren (Hosea) und sie konnten auch große eschatologische Konzepte entwickeln (das Corpus der Jesaja – Schule), sie waren allesamt in ihrem Glauben verwurzelt und niemandem wäre es eingefallen, sie als Außenstehende zu sehen. Die Schriftgelehrten diskutierten ihre Auslegungen des Gesetzes und dabei kam einiges Kontroverse zusammen, wie man an der Diskrepanz zwischen den beiden großen Lehrern Hillel und Schammai noch heute sehen kann und dazu gesellten sich noch andere, aber das Maximum der Missachtung war es, wenn der Name des Betreffenden nicht genannt, sondern er einfach unter der Bezeichnung „Andere sagen“ geführt wurde; indes wurde er aus dem Judentum deshalb nicht ausgegliedert, denn das einzige Dogma desselben steht im Gesetz und wird bis heute allgemein als Bekenntnis dieser Religion zitiert: höre, Israel, der Gott ist unser Gott, der Gott ist Einer<sup>21</sup>!

Judäa aber blieb nach dem Sturz des Pilatus der Schleuderstuhl, der es immer gewesen war. Endlich fand sich niemand mehr, der die ungeliebte Provinz mit ihren unverständlichen Gepflogenheiten verwalten wollte und so sah die Zentralmacht sich genötigt, auf das Haus des Herodes zurückzugreifen und selbst das Königreich, das sie zerschlagen hatte, wenigstens auf Zeit wieder herzustellen. Herodes Agrippa (I) wurde als König eingesetzt und sollte die Provinz beruhigen, aber wie wir hören, gelang ihm dies mehr schlecht als recht. Nach seinem Tod kam das Gebiet wieder unter römische Kontrolle und die teils absichtlichen, teils unabsichtlichen Provokationen gingen weiter – die Römer hatten, wie man

---

<sup>20</sup> Allerdings bitte ich um Nachsicht mit demselben, denn nur aufgrund seiner Initiative blieb das Werk des Flavius Josephus, sozusagen als das eines Kronzeugen, bis in unsere Tage erhalten.

<sup>21</sup> Dieser Bekenntnissatz wird noch heute von jedem gläubigen Juden in der Frühe, am Abend vor dem Niederlegen und im Augenblick des Todes gesagt. In den Gebeten zu den Tageszeiten ist er allerdings inzwischen von reichlichem Beiwerk umrahmt. Zudem ist er Bestandteil des Kol Nidre, der großen Vergebungsbitte am Versöhnungsfest.

sieht, nichts aus ihrem Unverständnis gelernt und die Israeliten schon gar nicht, denn auch den Agrippa hatten sie nur halbherzig akzeptiert, auch wenn sie ihm öffentlich akklamierten. Aber wieder erwies die Provinz sich als unregierbar und es half wenig, dass man wenigstens die unruhigsten Landesteile einem Urenkel des Herodes, dem Marcus Julius Agrippa (II) unterstellte, auch er konnte in Galiläa und in den schwer kontrollierbaren Gebieten jenseits des Jordan die Ruhe nicht wieder herstellen – aber immerhin nahmen die Römer ihm das Gebiet nicht wieder fort, wie sie es mit seinem Urgroßonkel Archelaos in Judäa getan hatten. Es ist vielleicht gut, wenn wir bei diesem Agrippa II noch ein wenig verweilen, denn dieser Urenkel des Herodes hatte eigentlich, im Gegensatz zu seinem Vater, durchaus das Talent zu einem Herrscher, er vollendete den Tempel seines Urgroßvaters in Jerusalem und wie man hört, ließ er alle Straßen dieser Stadt nicht etwa mit Kopfsteinen, sondern mit Marmorplatten pflastern. Aber auch die griechischen Städte in seinem Herrschaftsbereich vergaß er keinesfalls, stiftete Theater und veranstaltete Lebensmittelschenkungen an die Bevölkerung, auch ließ er Tiberias, wo er zu residieren gedachte, zu einer königlichen Residenz ausbauen, in der er auch Juden anzusiedeln gedachte – aber die kamen dann nur, um Tiberias und den Königspalast zu verheeren. Denn sie hatten von diesem König, der ihnen Vernunft predigte, genug. Sie wollten ihren Gott und sie wollten, dass er wider alle Vernunft nun Israel den verheißenen Ruhm angedeihen lassen sollte, die Weltmacht Rom in die Knie zu zwingen. So gesehen kann man die Geschehnisse vor dem Ausbruch des ersten jüdischen Krieges als eine Krönung des Glaubens betrachten... sehen wir, welche Krone das auserwählte Volk damit gewann.

---

## DAS VOLK DES GESETZES

---

### *Gehet hin in alle Welt*

Diese Worte stehen im Matthäusevangelium der Christen – einer jüdischen Sekte, die sich auf eine Messiasgestalt mit Namen Jesus = Jehoschua = Josua berief. Dort stehen sie, weil dieses Christentum Anhänger sammeln wollte. Aber sie lassen sich ebenso gut auf das Schicksal Israels anwenden. Schon seit den Tagen der beiden Königreiche wurden vor allem israelitische Männer als Soldaten von der ehemaligen Schutzmacht Ägypten angeworben, da die Könige der Spätzeit ihren eigenen Untertanen nicht mehr trauten und die Israeliten sich von fremden Göttern und Priestern nicht beeindruckt ließen, die nicht nur die ägyptische, sondern auch die griechische Einwohnerschaft des Landes fest im Griff hatten – bedenken wir dass das Reich zeitweise sogar zwangsgeteilt werden musste, um den Einfluss vor allem der Amunpriesterschaft wenigstens einzudämmen – ausschalten konnte man ihn niemals mehr seit die Könige der achtzehnten Dynastie ihr Versprechen eingelöst und Amun am Kult beteiligt hatten. Seit der Vernichtung der Königreiche aber nahm der Wegzug von Israeliten bedeutend zu. Sie verteilten sich zunächst auf den Mittelmeerraum und die Gebiete des westlichen Arabien. Dann kam Alexander und mit ihm die Griechen und viele Juden zogen aus Israel wo es ihnen nicht mehr gefiel, fort in die Weltmetropole Alexandria, wo sie einen gehörigen Teil der Einwohnerschaft stellten und die Ptolemäer ließen sie gewähren, wenn sie sie auch nicht besonders förderten<sup>22</sup>. So kann man sagen, dass die Verbreitung des Judentums längst begonnen hatte, als diese Dinge geschahen, von denen ich nun berichten will, da

---

<sup>22</sup> Sie hatten genug mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun und überließen die Verwaltung dem eingespielten Beamtenapparat – sehr zum Segen Ägyptens, denn so gelang es selbst ihnen nicht, es ganz und gar zu ruinieren, das gelang erst den byzantinischen Christen.

sie auf das Engste mit der Religion Israels zusammenhängen, ja ohne sie gar nicht möglich gewesen wären.

Die Römer waren bekannt für eklatante Fehlritte, das haben wir bereits gelernt. Aber jeder Fehltritt, den sie hier begingen, war ein Schritt mehr in die Richtung auf die Katastrophe hin, denn jeder Fehltritt, auch der kleinste, stachelte die Frömmigkeit derer an, die sich „Eiferer“ (Zeloten) nannten und die Schriftgelehrten die zum Teil mit ihnen sympathisierten, hetzte noch hinterdrein. Dennoch wagten die Israeliten es nicht, offen aufzumucken, denn ihnen war wie allen Menschen das Wenige, was sie in Sicherheit genossen, lieber als eine noch so glorreiche, aber in den Sternen stehende Zukunft. Auch sie knirschten mit den Zähnen, wenn sich Römer über ihre Kultur hinweg setzten, aber andererseits waren sie auch nicht bereit, irgendwelchen wolkigen Idealismen zu frönen. Sie freuten sich nicht über die Terrorakte der Zeloten, sondern zitterten vielmehr vor der möglichen Vergeltung – welche die Römer aber durchaus mit Augenmaß übten, wie sie erfuhren. Sie gingen gegen Widerstandsnester vor, aber sie schlachteten keine Wehrlosen ab. Auf diese Weise verlief sich auch jener große Aufstand im Sande, den ein Fremder aus Ägypten bei ihnen anzettelte und immerhin so viele Anhänger auf dem Ölberg zusammen brachte, dass es einer römischen Kohorte bedurfte um die Aufständischen auseinander zu treiben – Schatten dieses Aufstandes finden sich dann noch in der christlichen Passionserzählung und auch in der christlichen Apostelgeschichte des Lukas wird an einer Stelle auf ihn angespielt<sup>23</sup>.

Aber was zu viel ist, ist zu viel, und so machte sich zur Zeit Neros der Prokurator Gessius Florus keine Freunde unter den Juden als er zwecks Bezahlung von Steuerschulden den Tempelschatz plündern ließ; vielmehr machte er sich dadurch auch noch die bisher gemäßigten Sadduzäer wenigstens teilweise zu Feinden. Er hatte vermutlich, dieser Gessius Florus, wie alle Angehörigen der jungen römischen Oberschicht zunächst auf das eigene Fortkommen gesehen, so dass ihn die dringlichen Forderungen Roms auf dem falschen Fuß trafen – aber wozu hat man denn die Juden? Und so wurden sie mehr und mehr von seinen Forderungen bedrückt bis zu jenem Moment, in dem der Kessel überkochte und die Sympathie für die Zeloten auch die bisher eher bedächtigen Leute ergriff und sie damit begannen, ihre Sichel zu Schwertern zu schmieden. Gessius Florus, hochmütig wie alle Dummköpfe, bedachte solche Konsequenzen seines Tuns selbstredend nicht. Und dann kam Beth Horon und damit das Verderben und wie immer trug es ein strahlendes Gesicht. Cestius Gallus, der Statthalter von Syrien nämlich zog seinem Prokurator zu Hilfe wie es sich gehörte. Und auf dem Hohlweg von Beth Horon wurde seine Legion aufgerieben... es ist die alte, schon aus der Varusschlacht bekannte Achillesferse des römischen Militärs, dass es in der Linie höchst verwundbar ist, es kann nur in Schlachtordnung effizient eingesetzt werden. Erst zwei Jahrhunderte später werden die Römer auch in kleinen Einheiten zu kämpfen und zu siegen wissen, aber ihre Siege bleiben in dieser Taktik immer höchst unsicher.

Die Wirkung dieses Sieges nun erschien den Zeloten wie ein Beweis, dass ihr Gott Jahwe mit ihnen wäre. Sie zogen stracks auf Jerusalem, wo man sie einließ und besetzten die Stadt, brachten den als vernünftig geltenden Hohenpriester ums Leben und sich selbst an die Macht. Die römische Garnison machten sie nieder, nachdem sie ihr erst freien Abzug garantiert hatten und dachten dabei wohl an Juda Makkabi, der es einst mit den Griechen ebenso gemacht hatte. In der Stadt entfalteten sie nun ein Terrorregime wie es selbst unter den Makkabäern nie gesehen worden war und zwangen Priester wie Schriftgelehrte unter ihre Knute, während die Bevölkerung ihnen als den Siegern von Beth Horon zujubelte und alles akzep-

---

<sup>23</sup> wer dieser Mann aus Ägypten gewesen ist, ist nicht bekannt, wahrscheinlich war es ein Alexandriner Jude, möglicherweise ein Johannesjünger – die johanneische Gemeinde hatte sich nach dem Scheitern ihres Messias zunächst nach Alexandria zurückgezogen. Eine Notiz nennt den Namen Thaddäus, der zu dieser Beschreibung passen könnte, die Sache geschah 45 unserer Zeitrechnung unter dem Prokurator Cuspius Fadus.



tierte, was sie ihm zumuteten und das war reichlich. Denn wer ihnen von jetzt an widersprach, riskierte sein Leben. Kein Geschäft mehr mit ausländischen Touristen, keine Waren aus dem Ausland durften sich mehr in Jerusalem finden, nicht einmal römisches Geld durfte mehr in Umlauf sein, aber anderes hatten sie nicht und so entwickelte sich eine Art Schwarzmarkt, da die Terroristen auch nicht in der Lage waren, eigene Münzen zu prägen – sie besaßen schlicht kein prägefähiges Metall, da solches im Land selbst nicht vorkam. Und zu allem Übel blieb Rom die Antwort auf Beth Horon nicht lange schuldig – im Jahre 67 rückte Vespasian in Israel ein und begann seinen Verheerungskrieg, den er selbst wohl mehr als Polizeiaktion ansah, denn angesichts einer schlecht bewaffneten Aufrehrtruppe sah er sich zu Recht im Vorteil. Im Jahre 67 noch fiel Jotapat und der Weg nach Jerusalem lag frei. Aber Vespasian, über die römischen Verhältnisse gut im Bilde, hatte es nicht eilig. Er blieb den Winter über in der Gegend, verbrachte das folgende Jahr mit weiteren Vergeltungsaktionen und bequeme sich erst im Jahr darauf vor Jerusalem zu ziehen, um das Zentrum des Aufstandes in Augenschein zu nehmen. Zu Passah 69 riegelte er die Stadt ab, die durch die Pilgermassen hoffnungslos überfüllt war – aber er ließ niemanden fort. Damit das auch allen klar sei, ließ er Überläufer rings um die Stadt kreuzigen – es muss ein grauenvoller Anblick gewesen sein und den Aufständischen hinter den Mauern begann gemach der Mut zu sinken, nun aber waren sie eingeklemmt zwischen den Römern draußen und den Terroristen drinnen dazu kam der Hunger und sie wussten nicht mehr, was schlimmer wäre, aber da war kein Ausweg. Wenigstens hatten sie Wasser, die Gihonquelle konnten die Römer nicht sperren und innerhalb der Stadt gab es Brachflächen, auf denen angebaut werden konnte – wenn man denn anbauen durfte aber das gestatteten die Terroristen nicht. Jahwe allein sollte die Massen der zurückgehaltenen Pilger ernähren – aber Jahwe war wohl gerade wieder anderweitig unterwegs und wie man sah, kümmerte er sich keinen Deut um seine auserwählten Leute. Oder machte er gerade Experimente á la „Wie viel Hunger kann der Mensch ertragen“?

Am Anfang gestatteten die Römer noch, dass Greise, Frauen und Kinder die Stadt verließen, aber selbst diese Ausgehungerten und Erschöpften spien den Römern ins Gesicht und so ließ Vespasian die Stadt vollkommen dicht machen, und richtete wie gesagt alle Überläufer hin. Dennoch zeigte er sich weiterhin verhandlungsbereit und einer vernünftigen Kapitulation durchaus geneigt... aber es war je länger umso deutlicher, dass eine solche den beiden Führern Simon und Jochanaan nicht genehm war. Wobei – folgt man Josephus, so war Jochanaan noch der Vernünftigere von beiden, aber Simon bar Giora, der strahlende Held von Beth Horn, hatte das Ohr der Masse und hielt sich selbst schon halb verrückt vor Hunger wie vor Dünkel wohl für den Messias im Wartestand und war keinem vernünftigen Argument mehr zugänglich.

Das Spiel hätte so weiter gehen können, bis der Letzte in der Stadt verhungert war, aber unterdes wurde Vespasian von den Alexandriner Truppen zum Kaiser ausgerufen – wir haben das Vierkaiserjahr und drei Kaiser waren schon verschlissen – und es war abzusehen, respektive sicher, dass der Senat ihn anerkennen werde, so er in Rom erschien und so reistes Vespasian ab, um die Herrschaft anzutreten. Die Bereinigung der jüdischen Angelegenheit überließ er seinem Sohn Titus mit der Maßgabe, nun, da erreicht war, was er wollte, ein rasches Ende zu machen. Er hatte sich dank seines Legates aus den römischen Querelen heraus halten können und nun kam Vespasian als der erhoffte Retter, auch er eine Art Messias, aber zur Abwechslung mal ein erfolgreicher – nun, die Römer waren ja auch nicht Jahwes auserwähltes Volk. Titus machte binnen kurzem ein Ende und Jerusalem dem Erdboden gleich, nur zwei Türme der herodianischen Mauer ließ er stehen und die ausgeglühten Substruktionen des Tempelbergs. Dem Volk Israel wurde der Aufenthalt in der nunmehrigen Provinz Judäa nicht verboten, aber sie waren von nun an Bürger zweiter Klasse und der Besitz der im Krieg Gefallenen wurde zu Schleuderpreisen an römische Bürger verkauft - übrigens zu-

meist aus dem Grunde, dass die Schriftgelehrten ihre Schäfchen anhielten, diese Verkäufe zu boykottieren, denn sonst hätten sie dieselben auch selbst erwerben können – das nennt man dann Verbohrtheit über den Untergang hinaus. So leisteten sie selbst Hilfe bei ihrer eigenen sozialen Degradierung, berichtet Josephus und berichtet auch der Talmud.

Obgleich also der „zweite Exodus“ nicht zwingend war, kam es doch zu einem bedeutenden Anwachsen der jüdischen Gemeinden außerhalb Israels und zu einem gewissen Schwund der jüdischen Bevölkerung in Israel selbst, das nunmehr seines Zentrums beraubt schien. War es aber wirklich an dem, ist die Frage. Nun, seines prälegalistischen Zentrums war es mit Sicherheit beraubt, Jahwe hatte keinen Altar mehr und sein Kult drohte unterzugehen und der Vergessenheit anheim zu fallen, wenn dieser Kult keine andere Heimstatt als den Tempel gehabt hätte. Aber schon während Jerusalem noch belagert wurde, hatte schon ein vorausschauender Mann mit seinen Schülern vorgesorgt: Jochanaan ben Sakkai kann als der zweite Stifter der jüdischen Religion angesehen werden und als der Stifter dessen, was wir heute als rabbinisches Judentum und damit als maßgebliches Charakteristikum desselben kennen. Er war es, der sich aus der todgeweihten Stadt hinaus zu Vespasian tragen ließ und, man beachte es wohl, sehr gnädige Aufnahme fand, denn Vespasian wollte keineswegs das Judentum vertilgen, im Gegenteil, er rechnete fest mit dessen Mithilfe bei der Sanierung der in eine katastrophale Schiefelage geratenen römischen Staatswirtschaft. Er wusste wohl, dass er ohne dieses Mandat hier niemals in die Lage gekommen wäre, mit dem Kaisertum rechnen zu dürfen und er war gern bereit, denen, die dessen würdig waren, seinen Dank auch abzustatten und Jochanaan erwies sich als dessen sehr wohl würdig – ein alter, weiser Mann, ihm selbst in seiner Art durchaus ähnlich, der das Leben genauso nüchtern und ohne Fanatismus ansah, wie er selbst. Und wie er selbst sein Römertum nicht aufgeben wollte. so verstand der den Anderen, der sein Judentum einiger Fanatiker wegen nicht aufgab. Ja, nach dem Fall Jerusalems werde das Judentum weiterleben, versprach Vespasian und er versprach dem Jochanaan einen Ort, an dem er dieses ungestört reorganisieren könne – die schon in Ansätzen bestehende Hohe Schule von Jabne/Jawne. Dorthin sollte Sakkai die überlebenden Schriftgelehrten und Priester versammeln und mit ihnen das Judentum neu begründen, wie, das sei seinen Sache, Rom würde sich nicht einmischen, gab der Noch – Nicht – Kaiser dem Nicht – Mehr – Mitglied des Sanhedrin Bescheid. Eigentlich war die Situation grotesk – aber die weitere Entwicklung war es dann ganz und gar nicht. Sakkais mutige Tat rettete die jüdische Religion, während in seinem Rücken der Todesmut der Zeloten es zugrunde richtete.

Aber die Frage erhebt sich, wer nun den größeren Glauben hatte – das waren ohne Zweifel die Zeloten, die es fertigbrachten, gegen selbst den unmittelbarsten Augenschein an das Rettungswerk ihres Jahwe zu glauben. Das größere Verantwortungsbewusstsein aber war auf Seiten Sakkais, der seinen Gott auch dann nicht verloren gab, wenn er ihn von nun an auf anderen Wegen verehren musste. Die Jahre die nun folgten, waren die fruchtbarsten in der Geschichte der jüdischen Religion seit der Redaktion des Gesetzes im Exil. Der Kanon der heiligen Schriften wurde in Jabne festgelegt, das Kultgesetz wurde nun endgültig in ein Zivilgesetz verwandelt, dessen Einhaltung erst den Juden zum Juden machte, dabei wurde die Beschneidung trotz Kontroversen beibehalten und es wurden Vorschriften für den Übertritt zum Judentum erlassen, ja überhaupt erst definiert, wer Jude war und wer nicht. So war der Sohn eines jüdischen Vaters von Geburt kein Jude, er wurde es erst durch die Beschneidung, während der Sohn einer jüdischen Mutter auch dann ein Jude war, wenn er niemals beschnitten wurde. Getrennt wurde, um noch ein Beispiel zu nennen, zwischen Milchigem und Fleischigem und Neutralem bei den Speisegesetzen, eines sollte nicht mit dem andern zusammen genossen werden, das Dritte aber war mit beidem erlaubt. Häusliche und synagogale Feiern ersetzten von nun an die Tempelwallfahrten, so wurde das vordem schon als Festbrauch geübte Sedermahl nun zum alleinigen Ritus des Passahfestes und wurde, vor

allem für Arme und Fremde, auch in der Synagoge abgehalten, desgleichen auch der Kiddusch am Sabbatabend, also der Segen über Brot und Wein. Man regelte die Angelegenheit also dergestalt, dass die häuslichen Riten des Judentums erhalten blieben, das Tempelzeremoniell aber wo es anging in die synagogale Zusammenkunft übernommen wurde. Dabei wurde klar, dass die synagogale Zusammenkunft im Wesentlichen kein Zeremonial-, sondern ein Gemeindegott war und auch nichts anderes sein konnte; als einigiges Überbleibsel des priesterlichen Privilegs verblieb der aus Tempelzeiten übliche Priestersegens über das Volk, der bis heute nur von Priestern gespendet werden darf... und so weiß jeder Jude, ob er einem Geschlecht von Priestern, einem von Leviten oder einem ohne kultische Befugnis angehört, auch wenn diese Befugnisse de facto nicht mehr existieren. Ebenfalls blieb der Brauch bestehen, da durch das Gesetz verordnet, die männliche Erstgeburt bei einem Priester auszulösen, was mit einem kleinen Geldgeschenk verbunden war und dies bis heute ist. Unverändert blieben zivilrechtliche Regelungen, so das Ehe- und Familienrecht, das Kriminalrecht und das Handelsrecht, Baurecht und so fort... in allem hat das jüdische Recht Sonderpositionen und - hier geschah das Wunder, dass diese Vorschriften angenommen wurden... auch als keinerlei Verpflichtung mehr bestand, ihn zu befolgen, wurde ein Spruch aus Jabne als höchst richterliches Urteil akzeptiert. Jeder Jude, wo immer er sich befand, richtete sein Gebet nach Jerusalem aus, jeder kannte und betete die schon zu Tempelzeiten üblichen Gemeindegebete und Psalmen, mit der Zeit kamen immer neue hinzu, sodass das Judentum heute über einen Schatz in der hebräischen Sprache äußerst wohlklingender sakraler Texte verfügt, die nicht biblischen Ursprungs sind, sich aber alle an den Bibeltext anlehnen. Diese Texte schreien geradezu nach Vertonung und so wird es wohl nicht lange gedauert haben, bis das Judentum auch wieder über eine sakrale Musik verfügte... Instrumente allerdings sollten dem Tempel vorbehalten bleiben und so wurde es eine Musik a cappella. Wie sie klang, wissen wir nicht mehr, denn die Jahrhunderte haben alle Spuren verwischt. Es ist aber anzunehmen, dass sie dem Zeitstil folgte und der war monodisch, Vielstimmigkeit gab es im Mittelmeerraum damals nicht, allenfalls ein (vokales) Musizieren über einem Bordun<sup>24</sup> wie in der armenischen und georgischen Musik. Hinzu kam als zweites musikalisches Element der so genannte Rezitationston, in dem die heiligen Texte vorgetragen wurden<sup>25</sup>. Insgesamt aber ist zu sagen, dass die synagogale Musik niemals den Rang einer Kirchenmusik beansprucht hat, sondern stets Dienerin des vorzutragenden Textes blieb. An „durchkomponierte“ Großformen wie die christliche Messe, ist niemals gedacht worden. Auch wurden die Texte in lokal durchaus unterschiedlichen Weisen gesungen respektive vorgetragen.

Nicht unterschiedlich aber waren die Festlegungen darüber, was als fortan als jüdisch zu gelten hatte. Nicht unterschiedlich waren auch die Festlegungen, wie das Heilige Gesetz zu lesen sei. Erinnern wir uns, das Hebräische schrieb – und schreibt – man ohne Vokalfixierung und so kann ein Wort stets mehrere, miteinander nicht zusammenhängende Bedeutungen haben, wie im Deutschen die Konsonantenwurzel *blind* „blind“ oder aber auch „blond“ bedeuten kann, die Schreibweise eines weiblichen Vornamens sein oder aber auch beliebige mundartliche Bedeutungen annehmen kann. Da der Sprachumfang des Hebräischen zunächst begrenzt war und relativ wenig Vokabeln umfasste, deren Sinn sich leicht aus den kontextualen Informationen erschloss<sup>26</sup>, konnte eine einfache Mitteilung auch ohne Vokalisa-

---

<sup>24</sup> Eine Bassfigur, die unter der Melodielinie stets unverändert erklingt und sich nur bei zu erwartenden Dissonanzen in Tonhöhe oder Tonart verändert.

<sup>25</sup> Die heute übliche Vortragsweise auch der Gebete in „orientalischer“ Manier stellt wahrscheinlich eine Mischung aus diesen Rezitationstönen, der melismatischen Singweise des hohen Mittelalters, die durch die Kreuzfahrer nach Europa importiert wurde und dem Bedürfnis dar, sich möglichst von der im christlichen Umfeld gebräuchlichen Vortragsweise abzugrenzen. In der Zeit der Judenemanzipation wurde der synagogale Vortragsstil dann durch den romantischen Zeitstil ergänzt.

<sup>26</sup> Zum Beispiel gibt die Wurzel *bn* im Hebräischen stets das Wort *ben* = Sohn wieder, sodass man annehmen kann, das folgende Wort ergibt einen Eigennamen... aber diese Annahme ist nicht mehr zwingend, wenn es um die Feststellung geht, dass jemand die sozialen Bedingungen eines „Sohnes“ schlechthin erfüllt, also nicht

tion ihren Zweck erfüllen. Komplexe Gedankengänge und poetische Assoziationen freilich brachten diese Schreibweise an den Rand ihrer Möglichkeiten, zudem erhöhte sich mit der Zeit der Umfang des hebräischen Wortschatzes wie der aller anderen Sprachen die zu Kultursprachen werden, beträchtlich, sodass die Zahl der synonymen Konsonantenwurzeln ständig stieg. Da der heilige Text als solcher aber nicht verändert werden durfte, also keine Buchstaben vokale eingesetzt werden konnten, verfiel man auf die Methode, den Konsonanten bestimmte Punktete kombinationen auf einer gesonderten Zeile beizugeben. Zugleich zählte man, damit am heiligen Text nichts verloren ging, alle Buchstaben desselben. So konnte man späterhin relativ leicht überprüfen, ob eine Kopie des Gesetzes rituellen Vorschriften auch völlig entsprach oder ob eine Kopie etwa verborgene Fehler aufwies, denn in einem solchen Falle, könne, meinte man, die Anzahl der Buchstaben nicht mehr mit dem ermittelten Maßstab übereinstimmen. Natürlich zählte man den Text nicht von Anfang bis Ende durch, das hätte jedes Menschen Kräfte überfordert – man zählte abschnittsweise und addierte die ermittelten Mengen zu größeren Einheiten – was dabei entstand, waren die Paraschen, die wochenweise in der Synagoge vorzutragenden Abschnitte, denn in so viele Abschnitte teilte man den zu zählenden Text auf wie man Sabbate und Festtage hatte, dann zählte man ihn aus. Damit aber, dass man das Gesetz fixierte, war ein für allemal geregelt was als jüdische Religion anerkannt werden sollte und was nicht. Etliche Strömungen, die sich selbst als jüdisch definierten, aber das Gesetz nicht in allen Einzelheiten so anerkennen wollten, wie es von Jabne kanonisiert worden war, wurden aus der Gemeinschaft Israels ausgeschlossen, unter anderem auch die damals gerade sich formierenden Christen, aber nicht nur diese. Da dieselben aber weiterhin darauf bestanden, mit dem Judentum in Verbindung zu stehen (eschatologische Schwärmer, aber auch das Gesetz verschärfende Gruppierungen) sah man keinen anderen Ausweg, als denselben die Gemeinschaft mit die Halacha befolgenden Juden dadurch unmöglich zu machen, dass sie gezwungen waren, bei Einhaltung der Regeln des Judentums sich selber zu verfluchen: die Birkhat ha minin wurde zum eisernen Bestandteil jüdischen Gebetslebens. Von nun an war sozusagen jedes jüdische Haus ein Rechtsnachfolger des Tempels und jeder Minjan (Gemeinschaft von zehn religionsmündigen Juden) war eine heilige Priesterschaft – unbeschadet der anerkannten Existenz einer tempelpriesterlichen Reserve. Jedes Brot, das zum Sabbat gebacken und verzehrt wurde, war ein „Schaubrot“ des Tempels von dem außer den Priestern nur Könige essen durften und jedes Sabbatlicht war fortan ein Nachkomme der Menora im Tempel, die übrigens zwar geborgen, aber eingeschmolzen worden war. Indem der Tempel verbrannt war, war seine Asche eingezogen in ein Volk, das mehr und mehr im Begriff stand, die Welt zu erobern – nicht mit Waffen, sondern mit der Kraft des Geistes. Dank der Arbeit von Jabne, diesem Jahrtausendwerk der Konstitutionierung einer kompletten Religion, verlor dieses Volk obwohl seiner Bienenkönigin beraubt, nicht ebenfalls sein Leben sondern anstatt des Tempels wurde nun jeder Jude, ob Mann, Frau, Greis oder Kind zum Träger seines Gottes, dessen Willen ihm im Gesetz stets gegenwärtig war und dem er seine Antwort in der Befolgung der häuslichen Riten und darin gab, dass es sich trotz Repressalien permanent mit diesem Willen auseinandersetzte.

Das Judentum, das damals als solches entstand, ist darum die erste der sogenannten Weltreligionen, weil die Menschen, die sich über die Welt verstreuten, dabei das Volk des Gesetzes blieben. Ob sie in Rom, in Hellas, in Ägypten Zuflucht suchten, ob sie am Ende am Rhein oder an der Nordseeküste, oder auf den Britannischen Inseln landeten... immer befolgten sie das nämliche Gesetz und übten sie dieselbe Halacha, also dasselbe Brauchtum, welches die Rabbinen in Jabne allen Juden vorgegeben hatten. Wir werden später sehen, dass es auch eine Diaspora gab und gibt, die von dieser Halacha unabhängig sich entwickelt hat,

---

der Sohn von... ist, sondern nur irgendein Sohn. Dann kann auch ein ganzer Stamm gemeint sein, als die Nachfahren eines bestimmten Vorfahren, zumal Deklination und Konjugation durch – nicht notierte – Veränderungen in der Vokalisierung definiert werden.

aber hier geht es um das Weiterleben der rabbinischen Traditionen, die aus dem Geist der Pharisäer heraus entstanden waren. Am Ende des zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebten Juden im gesamten römischen Reich verstreut, am Beginn des dritten erhielten sie wie alle anderen Einwohner des Imperiums das Bürgerrecht und so unterschied sich nichts mehr als ihr Glaube von den Griechen, Afrikanern, Spaniern und Italienern ringsum. Sie taten alles, was die andern auch taten: saßen in den Magistraten, ackerten auf den Feldern und schwangen Schmiedehammer, trugen Uniform und waren wenn es sich ergab auch Fabrik-, Guts- und Bankenbesitzer wie ihre griechischen oder afrikanischen Nachbarn. Nichts unterschied sie mehr von den anderen als ihre etwas andere Kultur und ein diskreter Unterschied in ihrer Männlichkeit, weswegen sie die öffentlichen Sportanlagen und Bäder nicht gar so gern aufsuchten. Sie trugen die übliche Kleider- und Haartracht und nur privat und in der Synagoge bedeckten sie das Haupt mit dem Gebetstuch und wickelten sich Riemchen um Arm und Stirn. Elegant verbarg sich an ihrem Türpfosten die Kapsel mit den hebräischen Segenssprüchen und ein Ornament gab ihnen die Richtung nach Jerusalem an. Leuchter gab es in jedem Haushalt und höchstens war sich zu wundern warum diese aus Silber waren während doch für alle andern Ton gut genug war. Man verbarg alle diese Anzeichen des Judentums nicht – aber man zeigte sie auch nicht demonstrativ her.

Und dann – kam Konstantin. Zunächst hatten die Juden sein Kommen begrüßt, denn er versprach als Anhänger „der Philosophie“<sup>27</sup> zumindest Neutralität<sup>28</sup>. Aber dann machte er statt der Philosophie das Christentum erst zur erlaubten und dann zur Religion des Kaiserhauses, was beides den Juden harsch in den Ohren klang, denn mit diesen Christen lagen sie seit Jahrhunderten in erbittertem Streit wegen ihres Messias und wegen ihres Anspruches, als das eigentliche Judentum zu gelten. Wie sie zu diesem Anspruch kamen, werden wir noch sehen, es ist nicht, was wir vermuten und durch die Jahrtausende gelehrt bekamen. Das Christentum hat niemals durch Überzeugung „gesiegt“, es hat sich hoch geschlachtet. Aber Konstantin, so schwer er auch durch die Christen, die nun loslegten, bestürmt wurde, blieb bei seiner Neutralität und sah im Gegenteil den Christen recht scharf auf die Finger, wenn sie darauf drängten, dass er auf die Juden los gehen sollte – leider konnte er aber dennoch einige lokale Pogrome nicht verhindern, bei denen sich eingewurzelter heidnischer Antijudaismus mit religiös gefärbtem Antisemitismus trafen. In Ambrosius, dem Bischof von Mailand hatte Konstantin denn auch einen gefährlichen und hartnäckigen Gegner, auch, was die Juden im Reich betraf. Viele verließen damals das Reich in Richtung Osten wo unter den Sasaniden die Juden eine Blütezeit erlebten<sup>29</sup> und auf der Grundlage der Halacha die jüdische Lehrer gerade erneut fixiert und zugleich der Zeit geöffnet wurde und wo der nachmals so genannte babylonische Talmud entstand, der mit den Jahrhunderten maßgebend für die Weltreligion Judentum wurde, während der sogenannte Jerusalemer Talmud, bis dahin für die Juden im Reich das Zentrum ihrer Religionsauslegung, mit diesem Reich an Bedeutung verlor.

Nicht einmal zweihundert Jahre nach Konstantin ging das westliche Rom, die Hauptstadt der Welt ziemlich sang- und klanglos in die Hände gotischer Häuptlinge über, die sich einen feuchten Kehrriech um die Belange der Juden scherten, obgleich sie selber seit langem – arianische – Christen waren und so oder gerade deshalb den Juden in manchen Denksät-

---

<sup>27</sup> Aus lauter Hilflosigkeit hat man diese Philosophie Neuplatonismus genannt um sie nicht Gnosis nennen zu müssen, denn die römische Ideengeschichte wurde von Christen geschrieben, und für einen solchen musste die Gnosis dogmatisch eine untergegangene Geisteswelt sein. Aber es wird nirgendwo bestritten, dass diese Philosophie das römische Geistesleben der Zeit beherrscht habe.

<sup>28</sup> Freunde der jüdischen Religion waren die „Philosophen“ zwar auch nicht gerade, aber sie machten stets einen Unterschied zwischen einer Religion, die sie für Nonsense hielten und den Menschen, die sich zu dieser Religion bekannten und denen sie kein Haar krümmten.

<sup>29</sup> Es ist die Zeit der großen Religionsschulen von Pumbedita und Sura, unter deren Einfluss zum Beispiel auf zeitweise römischem Boden die Juden von Dura Europos standen.

zen ziemlich ähnlich. Auch ihr Jesus Christus war nicht Gottes Sohn, sondern der Sohn der Maria – wenn schon. Die Einwohner Italiens aber waren athanasianische Christen, die auf der Göttlichkeit Jesu Christi bestanden und so bauten die Goten in Ravenna, ihrer Hauptstadt, eine Kirche für die Arianer neben die für die athanasianischen Christen – die sie im übrigen nicht behelligten, nur ein bisschen Plünderung gab es und ein bisschen Massaker, denn wie sah das sonst aus. Im Osten hielt sich Rom, aber es war nicht mehr Rom, sondern eine Großmacht auf dem Erbe der östlichen Provinzen, die bald nur noch griechisch sprach und schrieb und deren Religion eine ganz eigene Richtung nahm, in der die Juden keinen Platz mehr hatten. Niemand mehr kümmerte sich um sie es sei denn, Pogrome wären angesagt gewesen... es wurde still um das auserwählte Volk und es blieb still in einem Reich in dem Juden offiziell gar nicht existierten und sich in Zukunft alles, aber auch alles um christliche Belange drehte. Allenfalls die Geheimpolizei beobachtete sie noch, standen sie doch in Verdacht mit den Juden im Sassanidenreich zum Nachteil von Byzanz zu konspirieren. Allerdings – so viel Mühe man sich auch gab, nachweisen konnte man ihnen dies nie.

### *Das christliche Europa*

Allzu viele Urkunden existieren gerade nicht aus den so genannten dunklen Jahren der europäischen Geschichte nach dem Untergang Roms. Auf der Hefe des Reiches bildeten sich vor allem in Italien neue Königreiche auf stammesrechtlicher Basis, deren Grundstruktur der Besitz an Grund und Boden war. Bis es aber in einem langen Prozess dahin kam, in denen der Grundumsatz des Reiches mehr und mehr versagte, sah man sich im Angesicht weitaus schwerwiegenderer Probleme veranlasst, die Juden zu vergessen. Und als es dazu gekommen war, vergaß man sie weiterhin. Erst in den Tagen Karls des Großen ist wieder von ihnen die Rede. Man erfährt, dass sie weiterhin die alten Römerstädte bevölkerten und wohl für die Wirtschaft in den neuen Reichen sich unentbehrlich zu machen wussten sodass von antijudaistischer Stimmung zunächst keine Rede sein konnte. Die Theologen vergaßen sie niemals, aber sie drangen in jenen Jahrhunderten nicht durch, ihre Beschäftigung war der christliche Elfenbeinturm. Seit aber unter den Karolingern sich ein neues König- und Kaisertum germanischen Zuschnitts festigte, gerieten auch sie wiederum in den Fokus einer zur Ruhe gekommenen Bevölkerung, die nun keine andere Kunde über sie mehr hatte als das, was in den Evangelien stand und wir wissen, wie wenig schmeichelhaft das ist. So war die Rolle der Juden im sich konstituierenden germanisch – römischen Reich äußerst zwiespältig: einerseits brauchte man sie um mit der Großmacht Byzanz wirtschaftlich Schritt halten zu können, andererseits sah man sich aufgrund der Informationen in den Evangelien und zwar Orthodoxe wie Arianer, genötigt, sie als Gottesmörder zu betrachten. Einerseits lebten sie als relativ wohlhabende Klasse mitten unter den materiell meist sehr viel weniger commode gestellten Christen, andererseits war gerade ihre Wohlhabenheit und relative Kultiviertheit ein Grund für handgreiflichen Sozialneid. Hinzu kam dass, während die Christen noch nach neuen Identifikationen suchten, dieselben für die Juden unverändert stabil geblieben waren. Sie und auf der anderen Seite die Klöster waren die Garanten für den Erhalt wenigstens der grundlegendsten Elemente antiker Kultur und Bildung da in Mitteleuropa das Element der romanisierten Germanen ganz und gar fehlte, das in Italien diese Grundlagen mittrug.

Wissen aber macht Unwissende stets misstrauisch und aus Misstrauen entsteht Böswilligkeit umso eher und mehr als dieses Wissen sich als unschuldig erweist – denn den mit Machtwissen Begabten fürchtet man, den mit Helferwissen Begabten achtet man wenigstens noch, aber den mit einem Wissen, das nur ihm zu einer besseren Lebenssituation verhilft, allen anderen jedoch unzugänglich bleibt (sie betreiben keinen Fernhandel und kein Leihge-

schäft) ist man allen Begehrlichkeiten und aller Missgunst auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Zwar suchten die Juden ihre religiöse Kultur so gut wie möglich vor den Augen der Christen zu verbergen – aber dies rief nun wieder die Verschwörungstheoretiker auf den Plan, die es damals so gut wie heute gab und ließ sie Wunderdinge berichten, von denen ein Prozent vielleicht Augenzeugenbericht war, 99 Prozent aber bloße Fabelei und Prahlerei. Die Theologen, in der Bibel wohl geschult, sahen die Angelegenheit differenzierter und so vermittelten sie ihr Herrschaftswissen auch an die weltlichen Herren, denen klar wurde, dass die Juden geschützt werden mussten, sollte es mit der Wirtschaft im Lande weiter bergauf gehen. Aber sie ließen sich diesen Schutz dann auch gut bezahlen – ihre Rache dafür, dass sie den Theologen solche Zugeständnisse im eigenen Interesse machen mussten.

Die Juden aber lebten in dieser Situation, deren einzige Stabilität ihre Labilität war, so gut sie es vermochten, verwandten die Beleidigungen und Hintansetzungen als Einwohner zweiter Klasse und zogen sich, so gut es gehen mochte, ins Private zurück. In dieser Privatsphäre aber waren sie keineswegs untätig, es entstanden eine Reihe von Schriften, deren berühmteste der Talmudkommentar des Raschi war, ein Werk, das dann seinerseits Eingang in den Talmud fand und damit verbindlich wurde. Eine Reihe von Gebeten und Liedern entstand neu und allenthalben wurden Chroniken geschrieben, um die Geschichte des auserwählten Volkes und seines Gottes weiter in die Zukunft zu führen und endlich wurden auch wieder Synagogen gebaut, um die herum sich Juden konzentriert ansiedelten – ein Ghetto aber war dies noch nicht, eher ist zu denken an ein offenes Stadtviertel – in Frankfurt befand dasselbe sich in unmittelbarer Nähe der Hauptkirche St. Bartholomäus und blieb dort bestehen, bis man die Juden zwangsweise in eine Gasse an der Stadtmauer umsiedelte – aber das war dann im 15. Jahrhundert. Auch in Regensburg hatten sie ihre Synagoge mitten in der Stadt, desgleichen in Nürnberg und Worms, in Augsburg und Trier, in Köln und natürlich in Prag, wo sie zu den ersten Einwohnern einer nicht aus einer römischen Wurzel erwachsenen genuin mittelalterlichen Stadt zählten, Ähnliches begab sich in Erfurt<sup>30</sup>. Überflüssig zu sagen, dass auch die Kunst des Schreibens selbst sie den christlichen Analphabeten verdächtig machte. Hinzu kam: sie waren besser gekleidet, hielten sich sauberer, bewohnten bessere Häuser als der gewöhnliche Christ, der sich eben kratzte wo es ihn juckte und sich mit einer Katzenwäsche begnügte, während der Jude regelmäßige Bäder nahm, von er rituellen Reinigung noch gar nicht zu sprechen. Ebenfalls unverständlich war ihnen der Brauch der Juden, stets reinliche Kleidung zu tragen und – wann immer möglich – auf Matratzen statt auf Stroh zu schlafen. In ihren Häusern roch es aller Enge zum Trotz niemals nach Kot, denn auch diese säuberten sie regelmäßig und verbrannten überdies Räucherwerk... weshalb es zu den wichtigsten Kennzeichen eines guten Christen gehörte, dreckig zu sein, die Kleidung selten zu waschen und auf Strohhaufen zu nächtigen – mal eben, dass man nicht unmittelbar unter sich defäkierte. Unter diesen Umständen kann man vielleicht die stille Verachtung verstehen, welche Israel gegen die Gojim entwickelte und aus der man unter sich auch kein Hehl machte – sie stinken, und sie haben kein Benehmen, hieß es und wenn eine Religion solche Leute macht, kann etwas mit ihr nicht stimmen. Unter diesen Umständen kann man dann aber auch verstehen, dass die Juden den guten Christen stets unheimlich blieben und als der Papst zum Kreuzzug rief, da verstanden etliche das auch als Aufforderung, sich der Ungläubigen im eigenen Lande zu entledigen und die Bischöfe und weltlichen Herren, welche bei den Juden in der Kreide standen, schützten sie sehr, sehr halbherzig, so dass die vorher strahlenden Gemeinden der Schum - Städte (Speyer, Worms und Mainz) und viele andere verödeten.

---

<sup>30</sup> Die Erfurter Synagoge ist durch die Wirren der Zeit erhalten geblieben und zeigt uns mit ihrer Lage an der Krämerbrücke, wie selbstverständlich Juden in das Wirtschaftsnetz der Städte eingebunden waren.



Und dann – kam der Schwarze Tod. Wahrscheinlich brachten heimkehrende Seeleute ihn aus dem Orient mit, denn er ging in Genua von Bord, dort gab es die ersten Toten. Er reiste mit den Waren weiter von Italien über den Brenner und durch das Veltlin und das Valle du Rhône nach Frankreich ein, er verheerte die Städte Mittel-, West-, und auch Südeuropas und was er genau war, weiß man bis heute nicht, man vermutet die Beulen-, aber auch die Lungenpest, vermutet aber auch eine erste Welle der nachmals so berühmten Influenza. Man stelle sich das vor – eine Seuche bricht in einer Kultur aus, in der Hygiene ein absolutes Fremdwort ist, ja sogar mit ausdrücklicher Menschenfeindlichkeit verbunden wird und in der die einzige Medizin aus Gebeten besteht und dem eifrigen Besuch der Messe. Sicher, in den Klöstern wusste man schon mehr über diese Dinge, aber aus den Klöstern drang in dieser Zeit wohlweislich nichts hinaus und die Juden, die sich mühten, den Leidenden Hilfe zu bringen, wurden binnen kurzem selbst zu Opfern indem man sie nämlich als Brunnenvergifter erschlug wo immer man sie traf, denn die gequälten Seelen brauchten irgendetwas, an dem sie ihr Leid ermäßigen konnten. Als die Seuche so plötzlich wie sie gekommen war wieder ging (vermutlich war die Generation der infizierten Nager gestorben, ehe sie sich fortpflanzen konnte oder ein strenger Winter hatte den Kleinstlebewesen die sie übertrugen den Garaus gemacht), da konnte man in Europa kaum noch Juden finden – aber es gab sie noch. Sie waren fortgezogen, die meisten nach Polen, einige auch noch weiter nach Russland und in die Ukraine, wo sie sich mit bereits ansässigen Glaubensgenossen trafen, die aus Byzanz – vor allem Griechenland und Kleinasien – dorthin eingesickert waren und aus diesem Zusammentreffen eine neue Form jüdischer Kultur entwickelten, die dann wiederum den Westen Europas beeinflusste.

Als sie – im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert – nach dem Westen zurückkehrten, brachten sie die chassidische Frömmigkeit mit, dazu gewisse Abweichungen vom Bilderverbot (die Ausmalung von Synagogen im siebzehnten Jahrhundert) und eine neue Sprache, die sich beim Zusammentreffen ihres Daitsch mit den slawischen Dialekten und der gemeinsamen heiligen Sprache Hebräisch entwickelt hatte. Einige dieser Vokabeln die sie mitbrachten, gingen zum Beispiel in den gesamtdeutschen Wortschatz der Umgangssprache – nicht der Hoch- und Literatursprache – ein. Wo indes immer Umgangssprache in der Literatursprache gespiegelt wird, da werden auch diese Vokabeln mit verwendet. Ähnlich verlief die Entwicklung in den anderen europäischen Ländern, die teilweise selbst zu Zielen von jüdischen Massenfluchten wurden, wie die Geschichte der niederländischen Judenheit zeigt, die entscheidende Impulse von den spanischen Immigranten erfuhr, die seit 1492 und vor allem in den Ausbürgerungswellen der *Limpieza*<sup>31</sup> – Bestrebungen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ins Land strömten... aber auch in den Maghreb kam sie und nach England, das sie nur höchst widerstrebend aufnahm und sich ihnen bald wieder verweigerte. Mitteleuropa war durch seine Kleinteiligkeit im Vorteil – man schob sich die Juden gegenseitig zu und es schien, als werde dieses Auf und Ab nie ein Ende nehmen. Der Bequemlichkeit halber sah man nun übrigens zu, dass sie nur in bestimmten ummauerten Stadtgebieten wohnten – meistens waren es die, für die andere Bewohner nicht oder nur schwer zu bekommen waren: manche Städte bauten ihnen auch gleich die Häuser, die sie dann um teuren Zins abbezahlen durften, weshalb sie ihrerseits so viele Mieter wie möglich aufnahmen, manche „stifteten“ nur den Grund und Boden sowie Ansätze einer Infrastruktur, was die an Reinlichkeit gewöhnten Juden in verzweifelte Situationen brachte, denn natürlich dachten Christen nicht an die Erfordernisse einer jüdischen Siedlung wie eine Mikwe und eine koschere Schlachtereier, auch ihre Synagogen mussten sie selbst finanzieren. Es grenzt an ein

---

<sup>31</sup> *Limpieza* ist eine im Gegensatz zur *Reconquista* im Wesentlichen profan orientierte Bewegung, die sich vor allem gegen die nach 1492 konvertierten Juden richtete, die schon seit Generationen Christen waren – nun sollten auch diese das Land verlassen, weil man angeblich nur noch Spanier germanischen und romanischen Blutes als „echte“ Spanier ansehen wollte. Die Bewegung zog sich mit Höhen und Tiefen bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hin.

Wunder, wenn unter diesen Umständen auch regelrechte Schmuckstücke entstanden wie die Wormser und die Prager Synagogen oder die von Amsterdam, oder stilvolle Bäder wie die Kölner und die Speyerer Mikwe und auch die erste Berliner Synagoge im reinsten Rokokostil. Dass solche Bauten errichtet werden konnten, lag daran, dass die Juden, welche durch ihre Geschäfte zu Wohlstand gelangt waren – es waren nicht so viele wie man denkt – nicht wie ihre christlichen Kollegen auf ihren Geldkisten hockten, sondern stets bereit waren, auch etwas an ihren Gott und seine Gemeinde zurück zu geben, von dem sie es ja ihrem Glauben nach empfangen hatten. Ehe indes ein christlicher Zunfthandwerker eine Kirche stiftete, musste der Blitz eingeschlagen sein – meist überließ man das den Landesherren oder der Magistrat handelte als Körperschaft. Jüdische Mädchen bekamen eine Mitgift, junge Männer durften in ein Geschäft eintreten, das sie ernährte und Thora studieren oder wurden zwecks Ausbildung von einer Stadt in die andere geschickt, die Alten wurden auf Gemeindegeldern versorgt, die Kranken behandelt und die Toten bestattet, bei den Juden gab es keinen „gemeinen Acker“ auf dem alle Armen anonym verscharrt wurden. Was für ein Wunder, wenn ihre christliche Umwelt auf alles dieses mit Erstaunen sah, während sie selbst nur widerwillig gab und steuerte... wussten sie doch nicht darum, dass wer ein Leben rettet, die Welt rettet. Die Existenz in der Diaspora hatte das Judentum nicht etwa von seinen Grundlagen entfernt, es hatte sie diese Grundlagen erst recht kennen gelehrt und es um sie zusammen geschweißt, so sehr, dass das fromme Gemüt den Rahmen der Buchstaben sprengte und in Visionen zu seinem Gott aufstieg... im dreizehnten Jahrhundert wurde aus diesem Geist der Diaspora die Kabbala geboren, in der im wahrsten Sinne der Buchstabe lebendig wird. Kabbalisten sind nämlich Seher, keine Tüftler. Wer Kabbala nur bestrebt um hinter den geheimen Sinn einer Buchstabenreihung zu kommen, der versteht die Technik nicht. Das konzentrierte Anschauen macht, dass die Buchstaben sich auflösen und aus ihnen die Sicht in neue Räume entsteht... die aber leider alle bei Gott Jahwe enden und darin besteht ihr grundlegender Irrtum. Aus diesem Grunde drehte die Kabbala sich immer mehr in sich selbst hinein und die göttlichen Geheimnisse wurde ihr Inhalt anstatt sich über die Visionen her zu machen, die mehr als nur den Umkreis Jahwes eröffneten – letztgenanntes erwies sie sich insgesamt als Fehlschlag... wie die ganze Religion, möchte man sagen, wenn diese Religion nicht im Verhältnis zu anderen so unendlich fortschrittlich gewesen wäre, dass dann eine ganze Kultur an ihrem Wesen entdeckte, wie es sein könnte, wenn man menschlich miteinander umgeht – aber das ist dann bereits ein Kapitel für die Neuzeit.

Insgesamt gesehen war das europäische Mittelalter also für die jüdische Religion keine finstere Zeit, sondern allen Implikationen des Schicksals zum Trotz gedieh sie weiterhin und versuchte sogar, aus ihrem Schoß eine gewisse Mystik zu entwickeln, mit der sie ihre eigenen Grenzen sprengen könnte ohne sich selber dabei zu verleugnen. Sicher – es gab keine großen Neuerungen in dieser Zeit, denn viel zu sehr musste sich alles auf das Bewahren in zunehmend feindlicher Umgebung konzentrieren, aber was niemand erwartet hatte: der Entwurf hielt, das Konzept von Jabne war absolut härtetauglich. Das Ghetto lebte neben der christlichen Welt sein eigenes Leben und es war keine Rede davon, dass die Judenheit jemals aussterben oder auch wie das Katharertum mit dem sie in der Kabbala konkurrieren wollte, an sich selbst ausdörre, ehe es durch fremde Schläge zugrunde ging. Mit verantwortlich für diese innere Festigkeit war auch die Gewissheit, den eigenen Gott und die eigene Kultur nie verlieren zu können, weil das Gesetz „in ihre Herzen“ geschrieben war mehr noch als auf das koschere Leder ihrer Rollen, die das Schmuck- und Herzstück jeder Synagoge waren. Es gab keinen Schnitt zwischen der Lehre kundigen Priestern und unwissenden Laien, jeder Jude war gehalten – und auch jede Jüdin – über seine/ihre Religion Bescheid zu wissen. Sicher gab es noch die priesterlichen Geschlechter, aber ihre Besonderheit beschränkte sich auf die Auslösung der Erstgeburt, das Sprechen des Segens am Abschluss der sabbatlichen Zusammenkunft und auf einige Tabus, so den Umgang mit Toten ... ein Kohen durfte das Haus in dem ein Toter lag, nicht betreten ... und auf einige Vorschriften zur eigenen Eheschließung

– ein Kohen durfte nur innerhalb seiner eigenen Klasse heiraten, wenn er seine Klasse nicht verlieren wollte – aber Jude blieb er. Dabei entstand in dieser Zeit auch ein lebendiges jüdisches Brauchtum, magische Praktiken wurden geübt und bestaunt, Heldengestalten wie der Golem erdichtet, jener Lehmkloß, an dem durch den „Namen“ ein Zauber ausgeübt und derselbe lebendig gemacht und für etliche gute Dinge zugunsten der bedrängte Judenheit benutzt wird. Von den Gebeten und Liedern, die in jener Zeit aufkamen, sprach ich schon, das wohl berühmteste ist das „Lecha dodi“ mit dem bis heute jeder Sabbatgottesdienst eingeleitet wird, ein anderes ebenso berühmtes das „Adon olam“, eigentlich ein Abendlied von ungeheurer poetischer Eindringlichkeit, sowie das „Awinu Malkenu“, dessen Herkunft aus dem Mittelalter aber nicht unumstritten ist, einige sehen seine Entstehungszeit weitaus früher.

Es wird vielleicht Manchem auffallen, dass ich die Situation in Spanien und die Situation in Polen hier nicht berücksichtige. Ihrer wird in anderen Abschnitten gedacht werden, hier soll es nur um die Situation der Juden und ihr religiöses Leben im Herrschaftsgebiet der christlichen Kaiser und Könige und in diesem verwandten Nationen gehen. Dabei ist die Geschichte der Juden und ihrer Religion für das Heilige Römische Reich am besten dokumentiert, weshalb ich mich mit meiner Betrachtung des jüdischen Mittelalters vor allem an dasselbe halte. Es wird vielleicht auch Manchem auffallen, dass ich dezidiert positiver Ereignisse wie dem Judenedikt Friedrichs II keine Aufmerksamkeit schenke; es war zu ephemere, beeinflusste das Schicksal der Juden im Reich nicht dauerhaft – wie so viele gute Ansätze, die mit dem Stauferkaiser dahin gingen, geriet auch dieser bald in Vergessenheit. Eher schadete das Edikt noch nachträglich dem Andenken Friedrichs indem es alle Vorurteile seiner Gegner, Friedrichs religiöse Indifferenz betreffend, anscheinend bestätigte. Es wird auch Manchem aufgefallen sein, dass in dieser Betrachtung das Mittelalter bis ins achtzehnte Jahrhundert reicht... das ist nicht der Blick des Christen, sondern es ist der Blick aus der jüdischen Kultur und Religion heraus, in der sich in dieser Zeit, Reformation hin oder her, nichts Wesentliches für sie änderte. Gelegentliches gelehrtes Interesse fällt da kaum ins Gewicht. Die Kampagnen die im Zusammenhang mit der Fehde des christlichen Hebraisten Reuchlin und dem Dominikanermönch Ortwin Gratius die gelehrte Welt erschütterten und unterhielten, hatten keinen Einfluss auf die Meinung eines zünftigen Handwerksgesellen, der gezwungen war, beim Juden zu borgen, weil niemand sonst Darlehen gewährte. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein war das Bild, das der Christ vom Juden hatte, nahezu unverändert und dauerte also sein Mittelalter fort.

### ***Byzanz und die Slawen***

Konstantin verlegte das Zentrum der römischen Macht im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Rom nach seiner neu gegründeten Stadt Konstantinoplis – er machte sich nicht einmal die Mühe, einen lateinischen Namen für diese Gründung zu suchen, die aus einem griechischen Flecken am Bosphorus entstanden war. Das bedeutet, dass ihm die lateinische Tradition nichts mehr bedeutete, wie ihm auch die alten Götter und die alten Bräuche nichts mehr bedeuteten... allerdings bedeutete ihm auch das Christentum, das unter seiner Herrschaft erstarkte, weil es sich endlich legal gebärden durfte, nicht viel, es war die Religion seiner Mutter, der er damit einmal einen Gefallen tun konnte, nachdem er sie durch so viele Jahre immer wieder hatte enttäuschen müssen. Er selbst hielt sich außerhalb dessen, vielmehr er beobachtete die neue Religion scharf, zwang sie geradezu, sich gültig zu formieren. Dass sie gerade damit arge Schwierigkeiten haben würde, war ihm bekannt, denn er

selbst war Anhänger der „Philosophie“, deren Wissen über den Weg der Christenheit gewaltig war und alles enthielt, was diese aus ihrem Bewusstsein zu streichen begehrten. Aber Konstantin starb ohne dass er sein Werk vollenden und die Christen an die Kette des Staates legen konnte und seine Söhne kamen und massakrierten einander und die Anhänger der Philosophie um Konstantin herum, bis Theodosius I das Christentum zur einzig noch erlaubten Religion im Reich erklärte. Damit waren die Juden aus dem römischen Osten ausgeschlossen und viele von ihnen verließen danach in mehreren Wellen das Land und wandten sich nach Osten, wo schon Stammverwandte bei den Persern lebten oder auf gut Glück nach Norden, wo sich, wie man hörte, neue Reiche bildeten, darunter eines, dessen Einwohner das Judentum angenommen hätten und alle Juden auf der Welt zu sich riefen. In Byzanz, wie man dieses Reich dann nach dem Fall Roms nannte, gab es kaum noch Nachrichten über die Juden, weil es kaum mehr Juden gab – allenfalls an den Rändern, im ehemaligen Israel, waren noch jüdische Gemeinden zugange, so in Tiberias am See Genezareth, aber als Gemeinwesen waren sie, so sehr ihr theologischer Ruf zuweilen ausstrahlte, bedeutungslos. An den religiösen Erschütterungen, welche das oströmische Reich nach der Teilung bis zum Bildersturm erschütterten, waren sie nicht beteiligt. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass sie ihre Identität weitgehend verborgen hielten und sich den Gebräuchen der orthodoxen Christen anpassten bis sich im achten Jahrhundert mitten in einer Periode heftiger dynastischer und ideologischer, sowie kriegerischer Auseinandersetzungen<sup>32</sup> die Nachricht verbreitete, dass nicht nur in Persien, sondern auch in Armenien, Georgien und dem sagenhaften Reich der Chasaren in der südrussischen Steppe Juden willkommen wären. In der Tat zeigte sich, dass sie nicht nur bei den konvertierten Chasaren, sondern auch bei den damals noch weitgehend heidnischen Slawen als Vermittler einer verfeinerten Kultur und Inhaber weitreichender Handelsnetze willkommen waren. Ihre Aufnahme in den christlichen Reichen im Kaukasus resultierte aber wohl eher aus einer oppositionellen Haltung dieser Reiche und ihrer autokephalen Kirchen gegenüber Byzanz, denn über Handelsnetze verfügten diese Reiche selbst, da sie Anrainer der Seidenstraße und anderer Handelsrouten waren, die durch Persien und Indien bis nach China und von dort nach Japan führten, ebenso aber auch in heute verschollene Reiche Innerasiens.

Hier aber soll es um das Verhältnis von Juden und Slawen gehen, das für die Entwicklung des Judentums ebenso bedeutend ist wie für das Zusammenleben der beiden Völker problematisch. Von den im slawischen Sprachraum lebenden Juden kamen bedeutende theologische Impulse in die jüdische Religion, so die gesamte chassidische Tradition mit ihrem starken mystischen, aber auch religionspraktischen Einfluss, der so stark ist, dass man seiner an dieser Stelle gesondert gedenken sollte. Denn mit dem Ende des östlichen Judentums ist auch der Chassidismus Geschichte geworden. Man kann als Jude sicher auch heute noch fromm sein; ein Chassid kann man nicht mehr sein. Dabei bin ich mir sehr wohl der Tatsache bewusst, dass es auch heute noch Anknüpfungen an chassidische Traditionen im Judentum gibt... aber es sind eben keine Chassiden mehr, es sind Nachfahren von solchen, leibliche wie geistige. Eine amerikanische Gemeinde von Lubawitschern ist eben keine Gemeinschaft unter der direkten Führung eines chassidischen Rebben mehr.

Der Chassidismus ist auch innerhalb des Judentums nie unumstritten gewesen. Eine Reihe auch ostjüdischer Religionsgelehrter hat ihn misstrauisch beäugt, teilweise sogar in den Bann getan, also aus dem Judentum ausgeschlossen<sup>33</sup>.

---

<sup>32</sup> ideologische Auseinandersetzungen: der sich anbahnende Bilderstreit. Dynastische Auseinandersetzungen: die diesen flankierende Auseinandersetzung der syrischen (isaurischen) Dynastie mit den Orthodoxen. Die Syrer gehörten einer nicht näher bezeichneten „häretischen“ Kirche an, Kriegerische Auseinandersetzungen: die römisch – persischen Kriege im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

<sup>33</sup> Da es aber keine Zentrale der Juden mehr gab, blieb diese Ausschließung eine Einzelentscheidung und galt nur für die, welche dem Gaon von Wilna folgen wollten.

Kern des Chassidismus ist es, Jahwe im täglichen Leben zu erfahren und so im Glauben an ihn ständig bestärkt zu werden. Dazu gehört, dass man seine Gebote praktisch ins Leben einbezieht und so hält, wie sie sich im täglichen Leben halten lassen. Die Kehrseite dieses sich selbst bestätigenden Glaubens ist es, dass dann auch Antworten Jahwes fällig werden, die in Visionen und Wundertaten erlebt und erfahren werden. Die Rebbe'n der Chassiden tun diese Wunder zwar, aber nicht sie sind die eigentlichen Täter, sondern Jahwe ist es, der sich damit als lebendiger Gott erweist. Der Gaon<sup>34</sup> von Wilna hätte unbesorgt sein können – die Chassiden waren Juden und wollten es sein, sie befolgten Gebote und Verbote des Gesetzes so minutiös, wie es sich immer möglich machen ließ, aber sie vergaßen auch nicht, dass „der Sabbat um des Menschen willen gemacht ist, und nicht der Mensch um des Sabbats willen“. Für die Chassiden war ihr Glaube etwas, das ihnen Befriedigung und Geborgenheit gab, ein Grund zur Freude, der sie in Tänzen und Liedern Ausdruck verliehen – und in Geschichten, welche die unmittelbare Lebenstauglichkeit des Judentums unter Beweis stellen wollten. Es ging ihnen nicht darum, endlos über Lesarten und Auslegungen von Lesarten zu debattieren und sie ließen in der Praxis auch Elemente zu, die dem Judentum in der Diaspora fremd geworden oder immer schon fremd gewesen waren, wie das Erscheinen von Toten (das rabbinische Judentum glaubte nicht an ein Leben nach dem Tode, sondern an eine Auferstehung der Toten am Letzten Tage) die Chassiden hingegen glaubten an eine direkte Auferweckung besonders verdienstvoller Gläubiger oder prophetische Gaben, die es im alten Israel wohl gekannt hatte, die aber von den rabbinischen Juden als abgeschlossen erklärt worden waren. Chassiden glaubten – und glauben – dass Hinwendung zu Gott im Gebet, auch in der Fürbitte, zu Heilungen von Krankheiten und Bewahrung vor Seuchen führen kann und dass überhaupt, entgegen der rabbinischen Lehre, stets mit dem Eingreifen Jahwes zugunsten seiner Anbeter gerechnet werden muss. Nur im entscheidenden Moment griff Jahwe überhaupt nicht ein, aber davon später....

Ein anderer Begriff, der untrennbar mit dem östlichen Judentum verbunden ist, wir sprachen schon kurz davon, ist das Shtetl. Das Shtetl ist kein Ghetto, keine enge Judengasse in einer christlichen Stadt, das Shtetl ist eine jüdische oder mehrheitlich jüdische Siedlung. Hier gibt es nicht nur Kaufleute und Geldverleiher, hier gibt es Schlachter und Bäcker, Schneider und Schmiede, Bauern und Tagelöhner, und selbstredend auch Ärzte und Rechtsverdreher, Lehrer, Wachleute, das ganze Repertoire einer lebendigen Ansiedlung ist vertreten und diese Ansiedlung ist rein oder fast rein jüdisch – das ist ein Shtetl. Es hat keine Mauern, es ist nicht verschlossen, Felder rahmen es ein und seine Schul steht gut sichtbar auf einem freien Platz. Im Shtetl gibt es große Häuser und es gibt windschiefe Katen und dazwischen gibt es auch Wohnungen zur Miete, die man – wie auch anders – jüdischen Hausbesitzern zahlt. Nirgendwo sonst in Europa gab es dieses Shtetl, nur hier im Osten konnte man es antreffen von Norden nach Süden war es verbreitet bis in den Machtbereich des Zaren hinein gab es sie – allerdings waren sie mehr unfreiwillig in diesen Machtbereich geraten als Polen wiederum geteilt wurde.

Byzanz und die Slawen, habe ich dieses Kapitel genannt – Byzanz war als diese Dinge geschahen schon längst Geschichte, die Juden aber, deren Vorfahren einst Byzanz verlassen hatten, weil man sie dort bedrückte, gab es immer noch und nun schickten sich Slawen, die sich als Fortsetzer von Byzanz betrachteten wiederum an, sie zu bedrücken... aber auch die große Pest war inzwischen längst Geschichte und so schickten einige Familien sich an, wieder nach Westen zu wandern, wo der Preußenkönig, aber nicht nur er, mit günstigen Bedingungen lockte. Aber nicht alle konnten die ungastlich gewordenen Gefilde verlassen, zumal zum Beispiel der preußische König, den man allenthalben für seine Toleranz lobt, es ziemlich teuer machte, wenn eine jüdische Familie sich in Preußen niederlassen wollte. Sicher – er

---

<sup>34</sup> Gaon – religiöser Lehrer in der Tradition des Talmud

gewährte im Gegenzug freie Religionsausübung, aber schon bei der Berufsausübung gab es die üblichen Beschränkungen. Einen jüdischen Gutsherrn hätte er kaum geduldet und vom Militärdienst, von staatlichen Ämtern, blieben Juden immer noch ausgeschlossen. Er kassierte also ab, aber er gab nur wenig und damit fällt er keineswegs aus der Rolle jener europäischen Fürsten, welche den Wert des jüdischen Handelsnetzes wohl zu schätzen wussten und deshalb Juden ins Land ließen, aber nur zu gesalzenen und gepfeffertem Preis.

In den von Russland annektierten Gebieten Polens aber brach nun über die Juden eine Zeit der Unsicherheit herein, denn der russische Antisemitismus war nicht weniger aggressiv als der byzantinische Antijudaismus es gewesen war, eher war er noch um einige Grade schärfer. Einmal war die Einstellung des Staates trotz aller Reformen von der Kirche bestimmt, über deren Einstellung zum Judentum es keine Diskussionen gab: entweder der Jude wurde Christ oder man stellte weitreichende Überlegungen an, ob er denn überhaupt noch zu den Menschen gezählt werden dürfe. Auf die Evangelien konnte man sich dabei sicher stützen. Aber die Mehrheit Derer, die in der Folge Pogrome veranstalteten, stellten wohl kaum irgendwelche tieferen Überlegungen an, ihnen genügte es zu wissen, dass der Pope nicht einschreiten werde, wenn sie ein bisschen im Shtetl randalierten und wenn dabei das eine oder andere Leben verloren ging, nun ja, was lag daran, Juden waren keine Christen und daher auch keine Menschen. Ein paar Hühnerköpfe... dabei hielten sich, die so fühlten, keineswegs für Unmenschen. Wäre das was sie ändern antaten, ihnen geschehen, wäre der Jammer und wäre die Empörung groß gewesen.

Es ist ein interessantes Kapitel, dieser slawische Antisemitismus, weil er so gut wie nichts mit dem Lebensalltag der Antisemiten zu tun hat. Die Juden lebten ihr Leben im Shtetl und der durchschnittliche Russe kam mit ihnen kaum je in Kontakt. Kam er indes mit ihnen in Kontakt, zum Beispiel auf einem Markt, dann kaufte er ihre Erzeugnisse gern ein und auch den jüdischen Kleinhändler wies er nicht empört von der Tür, wenn er einige Dinge aus dessen Angebot brauchte. Aber wenn die Rede auf „die Juden“ kam, erging er sich in den platten Schablonen, welche der Pope ihm vorgesagt hatte: dass sie Christismörder wären, dass sie sich selbst verflucht hätten, dass ihr Talmud sie zum Betrügen von Nichtjuden auffordern würde und sie sich jedes Jahr von solchen „Sünden“ selbst frei sprechen würden, man meinte die Liturgie des Versöhnungstages. Ritualmordlegenden wie im Westen spielten in der östlichen Pogromhetze dagegen weniger eine Rolle, soweit man sehen kann; es ging um's Prinzip, wie in Byzanz, dass Jud und Christ einander nicht vertragen sollten. Im Grunde und in Wahrheit hasste der orthodoxe Slawe ein Phantom, dem er das Gesicht und den Namen „des Juden“ gab. Dass er dabei seinen eigenen Gott hätte hassen müssen, der ja auch der Gott der Juden war, wurde ihm wohlweislich nicht von seinen Popen gesagt. Und so entlud sich blinde Aggression wie sie einem ungebildeten und dumpfen Volk eigen sein mag, das sich in seinen eigenen Fesseln wälzt hier auf scheinbar legale Art und Weise – andernfalls dieses Volk vielleicht die Throne und Mächte gestürzt hätte, die es in Dumpfheit und Dürftigkeit hielten. Das war in den Tagen von Byzanz so und das war in den Tagen von Kiew und Moskau, später von Sankt Petersburg nicht anders und das christliche Verständnis des Judentums als der von Gott aufgehobenen und verworfenen Religion gibt das auch so her.

Während also das Judentum im Shtetl innerlich zu einer wahren Blüte des Glaubens und Lebens gelangte, war es was seinen äußeren Halt anging, stets auf das Äußerste bedroht und dass es sich davon nicht niederwerfen ließ, sondern sich mit einer Art demütigen Stolzes um seine Rebben und Rabbiner (nicht alle waren ja Chassiden) scharte, zeigt eine Großartigkeit, welche nur dem eigen sein kann, der an seine Erwählung und Auszeichnung glaubt. Das slawische Christentum hat dagegen in dieser Epoche keine guten Argumente und auch keine guten Früchte zu bieten. Es deklassiert sich durch seine Handlungen vielmehr selbst

und der Unwert der orthodoxen Theologie in der Bearbeitung der Verknüpfung des Christentums mit seiner jüdischen Herkunft beweist sich hier wieder einmal.

Ein Wort noch zu den Chasaren, die wohl als Erste Juden aus dem byzantinischen Reich in die russischen Steppen gelockt haben – ihr Reich ging unter und was aus ihnen wurde, kein Mensch weiß es mehr und eigentlich will es auch keiner mehr wissen....

### *Von China bis Brasilien*

Sie haben die jüdische Religion nicht besonders bereichert, aber sie haben ihre Art von Judentum um die ganze Welt getragen und dabei je nachdem, auch Epochen bewahrt, in denen es noch nicht das war, was man heute kennt. Dabei spielen die Juden Brasiliens, die infolge der Reconquista dort landeten und sich dann weiter über den ganzen Kontinent verbreiteten eigentlich keine religionsphänomenologisch besonders zu bewertende Rolle, sie waren, als dies geschah, bereits Juden im Sinne der rabbinischen Halacha. Umso interessanter aber ist das, was sich teilweise sehr viel früher in Asien und Afrika begab. Dabei macht Marokko eine Ausnahme, denn es wurde zum größten Teil von Juden aus Spanien besiedelt, die zwar Sephardim, aber eben deswegen halachische Juden waren. In Asien und Afrika war das durchaus nicht so. Zwischen einem westafrikanischen eingeborenen Juden und einem Juden aus meinethalben England stehen Welten. Aber schauen wir uns die einzelnen jüdischen Diaspora und ihre Eigenarten doch einmal genauer an.

Am weitesten von Israel entfernt haben sich wohl die chinesischen Juden, die heute noch einige Tausend Personen zählen. Bereits im siebenten oder achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung haben sich womöglich Juden im Westen Chinas niedergelassen, sie kamen aus Byzanz oder auch aus Persien und Arabien über die Seidenstraße. Ob diese Juden der Halacha folgten, wissen wir nicht, denn außer einem Gebetsfragment ist von ihnen nichts geblieben. Von der Seidenstraße zogen sie wohl über den Gelben Fluss weiter nach Südosten und wurden im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Kaifeng wohnhaft, das damals als Hauptstadt Chinas galt. Hier sind sie bis ins 19. Jahrhundert nachweisbar. Sie besaßen hier eine eigene Synagoge, die im Stil eines chinesischen Tempels mit entsprechenden Nebengebäuden und Anlagen errichtet worden war und auch in ihrem Lebensstil glichen sie sich mehr und mehr der umgebenden Kultur an, der sie nun auch anthropologisch angehörten, denn aus der anfänglichen Abschottung gegen die Han – Chinesen wurde bald eine ethnische Mischung. Mehr als 2000 Personen hat die Gemeinde von Kaifeng aber nie gezählt. Einen eigenen Beitrag zur jüdischen Religion haben die chinesischen Juden nie geleistet, wurden aber später zu einem Bestandteil der westlichen und auch der japanischen Großmachtspolitik gegenüber dem Reich der Mitte.

Durchaus anders liegen die Dinge im Osten Afrikas. Wie die dort ansässigen Juden, die Falascha, dorthin gelangten, ist nämlich zwar sehr umstritten, aber nicht zu bestreiten ist: sie sind durch Jahrhunderte dort ansässig gewesen, ehe sie in einer Großaktion fast alle nach Israel umgesiedelt wurden, was wiederum bedeutet, dass man ihren halachischen Status<sup>35</sup> anerkannte. Das will aber dann durchaus wieder etwas heißen, denn es ist nicht zu bestreiten, dass die Juden Äthiopiens eine Geschichte haben, die sich von der Geschichte und dem Brauchtum Israels in einigen Dingen unterscheidet. Die rabbinische Entwicklung des Judentums, wie sie nach 70 einsetzte haben sie auf keinen Fall mitgemacht, weshalb man annimmt,

---

<sup>35</sup> Dabei hat allerdings Rabbi Ovadja Josef arg durch alle Finger sehen müssen, um den Falascha die halachische Legitimation zu verschaffen – nun, man bedenke auf der anderen Seite dass Israel damals anscheinend frisches Blut aus nichteuropäischen Landen bitter nötig gehabt haben mag um nicht als Vorposten der westlichen Welt im Orient zu gelten – was es de facto aber nun mal ist. Zudem und was wichtiger ist... die durch ihn mit repräsentierte Schas – Partei brauchte und braucht Stimmen....



dass sie mit den damaligen Ereignissen nichts zu tun haben. Vielmehr halten manche sie für Christen, die nach 330 unserer Zeitrechnung, dem Zeitpunkt der Christianisierung des Reiches von Aksum, aus politischer Opposition heraus eine eigene Spielart des Judentums begründeten. Dafür spricht, dass das Hebräische bei ihnen unbekannt ist, ihre „Kirchensprache“ ist wie die der Christen das Geez, ihre Umgangssprache Q'wara ist nicht aramäischen, sondern kuschitischen Ursprungs. Will sagen, sie haben niemals Berührung mit ethnischen Juden gehabt, wie übrigens auch genetisch nachgewiesen wurde. Theologische Leistungen haben sie nicht vollbracht, will man ihre kulturelle Eigenständigkeit gegenüber dem rabbinischen Judentum nicht als solche anrechnen. Afrikaner, die sich selbst als Juden sehen, gibt es übrigens auch an der westafrikanischen Küste, für sie gilt dasselbe, was für die Falascha gilt. Sie kamen wahrscheinlich im Zuge der muslimischen Eroberungszüge dorthin.

Bewegen wir uns nunmehr näher an Israel heran. Dass es Juden in Indien gibt, ist weithin bekannt. Als die älteste Gruppe unter ihnen gelten die Juden von Kochin in Südwestindien. Man sagt, dass sie dort vor etwa 2.500 Jahren eingewandert wären, was sich allerdings phantastisch genug anhört – zudem weisen ihre Synagogen eher auf östlich – aschkenasisches Erbe hin: Der Vorhang vor dem Thora – Schrein befindet sich außen – bei orientalischen Synagogen befindet er sich hinter einer Schranktüre – und der Vorlesetische, die Bima, befindet sich inmitten des Synagogenraumes – bei orientalischen Synagogen befindet sich die Bima unmittelbar am Thoraschrein, bei antiken Synagogen diesem genau gegenüber am anderen Ende des Raumes, damit Raum für rituelle Prozessionen gegeben ist. Das Dekor dieser Kochin – Synagoge ist stilistisch stark von der hinduistischen Umgebung beeinflusst, enthält allerdings keine Verstöße gegen das Bilderverbot, wie er in den Synagogen des alten Orients gang und gäbe war. Man meint, sich in einer böhmischen oder polnischen Synagoge des Barock zu befinden. Diese Juden benutzen die hebräische Thora und den allgemein gebräuchlichen Tenach, besondere kultische Abweichungen sind bei ihnen nicht zu finden, weshalb die „Heimholung“ nach Israel das Rabbinat vor keine Probleme stellt. Es ist daher anzunehmen, dass sie wohl im Zuge der europäischen Indienfahrten im siebzehnten Jahrhundert die Malabar – Küste erreichten und ihr angeblich hohes Alter lediglich eine oft verwendete ätiologische Mythe ist. Zu klären wäre dann nur noch, wie aschkenasische Kultur sich dort hat einnisten können – die portugiesischen Juden waren Sephardim. Eine aschkenasische Tradition lässt sich nur auf die Anwesenheit der Engländer zurück führen, die nach den Portugiesen im 18. und 19. Jahrhundert den Subkontinent eroberten. Von ihnen stammen wohl auch die übrigen jüdischen Gemeinden in Indien ab. So ist anzunehmen, dass die Synagoge von Kochin aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, der Hochzeit der portugiesischen Herrschaft in Südindien, Umbauten erlebte (Versetzung der Bima, Umplatzierung des Thora – Vorhangs), aber eines ist klar: 2500 Jahre sind sehr viel zu früh angesetzt für die jüdischen Gemeinden in Indien insgesamt. Wesentliche theologische oder religiöse Impulse sind aber auch von ihnen nicht ausgegangen, sie repräsentieren insgesamt ein dem westlich – halachischen Judentum entsprechendes Erscheinungsbild und sind in der indischen Gesamtgeschichte niemals hervorgetreten. Alle ihre Ursprungsgeschichten sind demzufolge als Mythen einzustufen. Von im elften Jahrhundert angegebenen 80.000 lebt heute, soviel man weiß, noch ein einziger autochthoner Jude in Afghanistan.

Nicht als Mythe einzustufen ist aber wohl der Ursprung der Juden Afghanistans. Wenn eine jüdische Gruppierung außerhalb Mesopotamiens Chancen hat, den ersten Auswanderungswellen anzugehören, dann diese. Aber dennoch ist sie frühestens mit der Entstehung des persischen Großreiches auf den Trümmern des neubabylonischen anzusetzen, das wie wir wissen auch große Teile des heutigen Afghanistan umfasste. Wie bekannt, zogen bei weitem nicht alle jüdischen Aristokraten nach Israel zurück als sie es durften, die Mehrheit sogar blieb im Lande wo es ihnen gut erging und sie sich entsprechend verbreiteten. Die ausdrückliche Erwähnung von Juden in dieser Region fällt gar erst auf das achte Jahrhundert

unserer Zeitrechnung, als bereits der Islam seine Fühler nach dem Osten ausstreckte. Damit gehören sie aber immerhin zu den ältesten nachweisbaren jüdischen Gruppen außerhalb des traditionellen Siedlungsgebietes vom Euphrat bis zum Mittelmeer. Freilich sind Angaben über ein sensationell hohes Alter oder gar Zugehörigkeit zu den verlorenen zehn Stämmen Israels ins Reich der Fabel zu verweisen. Die Mehrheit der heute in Afghanistan ansässigen Völker sind, wie die Paschtunen, indoarischen Ursprungs wie auch die Perser und die (Nord)Inder und haben mit den Semiten, also im Wesentlichen Juden und Arabern, nichts zu tun. Besonderheiten haben aber auch die afghanischen Juden nicht zu bieten, weshalb sie nur der Vollständigkeit halber mitgezählt werden sollen und um zu zeigen, dass der Rang der jüdischen Religion als Weltreligion zu Recht besteht, denn wie auch immer – Juden sind auf beinahe allen von Menschen besiedelten Erdteilen in der einen oder anderen Form anzutreffen und auch wenn der moderne Staat Israel sie alle wie ein Magnet an sich zu ziehen sucht, es herrscht jüdisches Leben beinahe überall, wo der Mensch seinen Fuß hinsetzte.

Alte Gemeinden aber gibt es nicht mehr allzu viele und davon sind viele, wie wir gesehen haben, doch wohl nicht ganz so alten Ursprungs wie sie selber gelten machen möchten. Noch weniger haben aktiv an der Gestaltung des Judentums mitgearbeitet, die meisten sind nur mehr von antiquarischem Interesse, auch wenn sie noch lebendig sind. Aber indem manche von ihnen keineswegs Versprengte des Volkes Israel sind, wie wir in Äthiopien gesehen haben und wie wir es auch an der Westküste Afrikas gelegentlich sehen können – auf den Norden kommen wir im Zusammenhang mit dem Islam zu sprechen – bestätigen sie das Judentum als eine vom Ethnischen gelöste Weltreligion – Tataren, Afrikaner, Chinesen sind zu Juden geworden und auch in der Moderne und gerade in ihr gibt es immer mehr Juden, die nicht dem Volk Israel angehören und damit hat das Judentum bereits in alter Zeit aufgehört, eine „nationale“ Religion zu sein und ist eine reine Religion des Glaubens an Jahwe geworden, zu der jeder gehören kann, sei er nun von einer jüdischen Mutter geboren oder nicht, sei er nun „semitischer“ oder sonst welcher Abstammung.

Ein Zweig aber des Judentums kann geradezu als die ältere Schwester aller in der Welt lebenden Juden angesehen werden: die Juden des Iran. Sie sind – oder waren – Nachkommen Derer, die zu Hause blieben, als ihnen erlaubt wurde, heim zu kehren, die ihr verheißenes Land im Zagros und am Tigris fanden, der damals zum persischen Reich gehörte. Da das Gesetz bei ihnen erfunden wurde, war es keine Frage, dass sie sich an dasselbe als an den Grundstock ihrer Religion hielten und in dieser Hinsicht sogar beispielgebend für das westliche Judentum wurden. Im Kampf mit den Byzantinern hielten sie zu ihren persischen Herren, was ihren Glaubensgeschwistern im Oströmischen Reich nicht wenig Ungelegenheiten schuf, verdächtigte man sie doch der Kollaboration mit ihren Geschwistern im Reich der Perser/Parther und so weiter. Von Persien aus verbreiteten sie sich vor allem in den Westen, der unter persischer Oberhoheit stand und erreichten so die arabische Halbinsel wo sie irgendwann für die Begründung des Islam sehr wesentlich wurden. Aber gerade dieser Islam wurde dann zur Ursache ihres Untergangs, aber darüber werden wir zu sprechen haben, wenn wir uns mit ihm näher befassen.

Die Juden Innerasiens sind ein ebenso buntes Völkchen – religiös Bedeutsames haben weder sie noch die Juden des Jemen geleistet, das irgendwie für würdig erachtet worden wäre, die halachische Tradition zu bereichern. Aber die Liste der jüdischen Derivate wäre höchst unvollständig, wollte man die Karaim unerwähnt lassen, zumal diese auf dem Gebiet der Religion wirklich Eigenständiges geleistet haben und zum Teil noch immer leisten. Die Gemeinschaft der Karäer entstand aus einem Schisma etwa im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und ist daher den meisten globalen jüdischen Erscheinungen altersmäßig überlegen – sie werden nur noch von den mesopotamisch – persischen Gemeinden im Alter übertroffen, die allerdings deutlich. Man möchte sie mit den Chasaren, jenen religionsjüdischen Tataren in einen Topf werfen, aber dort gehören sie wohl nicht so recht hin. Wie es im 10.

Jahrhundert zum Schisma kam, ist im Einzelnen nicht mehr bekannt – bekannt ist aber, dass die Karäer, welche die rabbinische Tradition ablehnen und den Talmud nicht anerkennen, sich vielmehr an den Pentateuch allein als verbindlich halten und daher auch einige äußerliche Besonderheiten haben, eigene theologische wie philosophische Forschungen betrieben und eigene Gelehrte<sup>36</sup> (zeitweise an einer eigenen Akademie) ausgebildet haben. Dabei kam ihnen sicher der Umstand zugute, dass sie von ihrer Umgebung meist nicht als Juden klassifiziert und identifiziert werden konnten, da sich ihr Erscheinungstypus stark von dem der – östlichen wie westlichen – Judenheit unterschied. Die karäische Gemeinde ist allerdings, wie alle andere Derivate des Judentums, im Verschwinden begriffen. Übrig bleibt, nachdem wir um die halbe Welt gereist sind um Juden zu finden, einzig noch die große jüdische Kommunität in den Vereinigten Staaten, aber die gehört dem nächsten Kapitel an, denn ohne die Veränderungen, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts ergaben, hätte es diese Vereinigten Staaten nicht gegeben und – eine Sondergruppe stellt diese Kommunität nicht dar, eher ist sie ein Spiegelbild aller im heutigen Judentum aktiven Spielarten. Was wir aber von diesem kleinen Umgang gelernt haben mögen: Judentum ist wesentlich ethnisch definiertes Judentum, denn nur hier bilden die religiösen und kulturellen Merkmale wirklich eine Einheit, wohingegen sich ein nur religiöses Judentum schnell von seiner im Tanach definierten Eigenheit entfernt, siehe die vielen afrikanischen Spielarten, die kaum noch etwas mit einem halachischen Judentum gemein haben oder auch die Kaifeng – Juden die im Ganzen des chinesischen Volkes aufgegangen sind. Sicher – sich als jüdisch bezeichnende Gruppen gibt es von Rio bis Shanghai – aber wir haben gesehen, dass sich unter diesem Etikett so Manches ansammelt, was mit der Offenbarung am Sinai nur ganz am Rande zu tun hat und mit dem „Gesetz in der Hand Esras“ überhaupt nichts. Und was ist mit Israel, in dem alle diese Gruppen eine Heimat gefunden zu haben glauben? Ihm ist das letzte Kapitel dieses Abschnittes vorbehalten. Und unsere Frage, ob es denn ein vor – rabbinisches Judentum gäbe – diese Frage müssen wir leider mit Nein beantworten. Allenfalls gibt es ein außerrabbinisches Judentum, das wie wir gesehen haben, zumeist höchst instabil ist.

---

## EINE NEUE ZEIT

---

Im Jahre 1789 geriet eine Epoche ins Wanken. Natürlich kam das, wie immer, nicht von ungefähr. Über ein Jahrhundert lang hatten erlauchte Geister diese Epoche bearbeitet, hatten sie durchleuchtet, kritisiert, verteidigt – auch das gab es – Alternativen entwickelt und realisiert, man denke an die konstitutionelle Monarchie, die sich bestens mit bürgerlich – demokratischen Strukturen verträgt. Aufbauend auf den Konzeptionen der Renaissance hatten sie den Humanismus zu einer eigenständigen Lebenshaltung weiterentwickelt, bei dem Bildung und Mitmenschlichkeit sich zu einer Einheit verbanden, die über Klassenschranken hinweg die Menschen zur Menschheit verband. Überall fielen alte Zöpfe und selbst die bis dahin absolut herrschenden Klassen, Adel und Klerus, mussten sich, wollten sie ihren Einfluss behalten, zu Zugeständnissen auf praktischer wie auf theoretischer Ebene bereitfinden. All das hatte den alten Bau allmählich ausgehöhlt und an der schwächsten Stelle brach er zusammen... diese schwächste Stelle aber war das feudale Frankreich, in dem die Füchse den Weinberg am tiefsten unterhöhlt hatten: Namen wie D’Alembert, Rousseau, Diderot und Voltaire, aber auch schon Michel Montaigne und andere bezeichnen die Vorarbeit, die seit mehr als einem Jahrhundert gerade in Frankreich geleistet worden war. Daneben leistete auch England einen bedeutenden Teil dieser Arbeit, aber es fand dann einen anderen Weg als Frankreich, vielmehr hatte auch Frankreich diesen gehen wollen und sollen, aber ein mehr und mehr unfähiges, aber umso gierigeres und dünkelfafteres Monarchentum sollte dafür

---

<sup>36</sup> Allerdings kannten und kennen sie kein Rabbinat.

sorgen, dass dieses alte System in Frankreich nur noch stürzen konnte, während es sich in England, wo es mehr aus der Mitte des Volkes emporwuchs und stets von dessen Vertretern abhängig blieb, noch einmal – und bis in die Gegenwart hinein – reformieren konnte.

Der Anlass – der berühmte Sturm auf das Staatsgefängnis, die Bastille – war wie immer ziemlich banal – in der Bastille saß zu der Zeit kein einziger Staatsgefangener ein, der eines solchen Fanals würdig gewesen wäre. Der Kommandant der Bastille übergab die Festung und hoffte ferner auf das Reagieren der königlichen Macht – aber dieses blieb, bis auf einige unentschiedene Zuckungen, aus. Der Grund: Frankreich befand sich seit längerem in einer schweren Finanzkrise, die nun im Verein mit einer Reihe von Missernten, auf die Bevölkerung durchschlug. Selbst in dieser äußerst brisanten Situation begriff der König die drohende Gefahr nicht und überließ das Krisenmanagement seinen Ministern, die sie ebenso wenig begriffen, obwohl ihnen die finanzielle Lage Frankreichs durchaus klar war. Aber – sie unterschätzten, wie das in herrschenden Kreisen öfter vorkommt, den Zorn der Massen durchaus und glaubten, genug Zeit für die üblichen Züge in einem solchen Spiel zu haben. Selbst als die Bastille fiel, glaubten sie noch, das Volk hinhalten zu können, aber sie hatten diesmal verspielt, das Volk stürmte nicht nur die Bastille, sondern auch die Tuilerien in denen der König damals lebte und setzten sie in Brand, da der König seiner Garde verboten hatte – eigentlich eine noble Geste – auf Franzosen zu schießen. Er selbst floh, wurde aber bei Varennes entdeckt und gefangen genommen... das Ende ist bekannt, er endete, wie seine Epoche, unter der Guillotine.

Auch die erste französische Republik aber endete in Blut und Tränen und mündete über das kurze Directoire ins erste Kaiserreich des Napoleon Bonaparte. Wieder gab es einen Herrscher mit absoluter Macht, wieder einen Adel, der aber diesmal nicht von Geburt hervorgehoben, sondern, wie der englische, der Dynastie und dem Herrscher verpflichtet war. Napoleon selbst nun begriff sich durchaus als Fortsetzer der Ideale der Revolution, wenn auch in monarchistischem Gewand. Gewiss, dass der europäische Adel alles daran setzen würde, das Fanal Frankreich zu zerschlagen und zu demütigen, ein Beispiel hatte er im Koalitionskrieg ja schon gegeben, griff er zum Mittel der Vorwärtsverteidigung, um „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ in ganz Europa zu verbreiten und – die morschen Monarchien sanken eine um die andere vor ihm und seiner Grande Armee dahin – bis auf England, in dem seit hundert Jahren, seit der Glorious Revolution von 1688/89 auch nichts mehr war wie vordem.

Indem aber in ganz Europa die alten Throne stürzten, zerbrachen auch die alten Vorstellungen und machten nolens volens neuen Institutionen Platz. Der durch und durch aufklärerische Code Civil ersetzte vielerorts das alte aus römischem, feudalem und klerikalem Recht gezimmerte und auf die Interessen des Adels und des Klerus, sowie des Patriziats zugeschnittene System und wenn der Code Civil auch die Autorität des Staates mitnichten antastete – es war ein anderer Staat, der hier propagiert wurde. Die Kirche wurde ihrer Privilegien beraubt und – altes Traumziel der Katharer – auf ihre seelsorglichen Funktionen beschränkt, dabei vom Staat administrativ völlig getrennt – sie ist es in Frankreich noch heute. Ein neues Personenstandsrecht wurde eingesetzt, in dem es nicht mehr darauf ankam, welcher Religion ein Mensch angehörte, sondern nur noch darauf, ob er anständig seine Steuern zahlte und seinem Nächsten ein guter Nachbar war. Europa schluckte und würgte an diesem Brocken, der alle seine Vorurteile mit eins zerschlug, und es dabei unter eine Knute duckte, der schlecht zu widerstehen war, denn hinter den Paragraphen standen die Gewehre und Kanonen der besten Armee der Zeit und die Franzosen, so höflich sie auch waren, ließen absolut nicht mit sich diskutieren, denn sie waren die Sieger.

Aber nicht überall trafen die französischen Vorstellungen auf Neuland. Vor allem in den preußischen Landen und in vielen deutschen und auch europäischen Städten trafen die

Ideen Napoleons auf offene Ohren. Jetzt durften die längst aufgeklärten Bürger endlich das tun, was sie schon lange gewollt hatten und sie warfen die Ghettomauern ihrer Judengassen nieder und nachdem die Zünfte aufgehoben waren, begrüßten sie ihre jüdischen Kollegen ... freilich, ganz ohne Bangen taten sie es nicht, aber doch mit weitaus mehr Zuversicht als Furcht, denn sie konnten viel von ihnen lernen. Allerdings – wenn der Code Civil den Juden die Bürgerrechte verschaffte, die Vorurteile der Bevölkerung, zumal der ungebildeten, blieben bestehen und schufen ein neues Klima der Unsicherheit parallel zum Aufschwung, den die meisten jüdischen Kommunitäten erlebten. Wie sollte man sich den Neubürgern gegenüber verhalten, die doch schon lange neben den Christen her lebten und von denen man dennoch so gut wie gar nichts wusste? Die Mauern in den Köpfen fielen, wie immer, nicht so schnell wie die Mauern der Judengassen. Offiziell durfte sich niemand mehr einigeln, und so schufen die „Traditionalisten“ sich unter dem Mantel der Meinungsfreiheit ihre eigenen Clubs in denen uns aus denen heraus sie ihre Vorstellungen weiter pflegen und verbreiten konnten. Denn die Kehrseite der Emanzipation, der bürgerlichen Gleichsetzung von Jude und Christ in einer laizistischen Gesellschaft war der Salon – Antisemitismus. Oh nein, die Zeit der Pogrome war vorbei, würde wohl auch nicht wiederkehren, im Gegenteil, es wurden stattliche neue Synagogen mitten in den Städten gebaut, auch die Jüdinnen und Juden kleideten sich nun á la mode, Kaftan und gelber Fleck hatten ausgedient und der diskriminierende Judenschleier wich dem Biedermeier – Hütchen mit Sonnenschirm, statt ins Cheder ging man nun in die allgemeine städtische Schule und wessen Eltern es sich leisten konnten, der ging auch auf die Höhere Schule und besuchte dann eine Universität, denn das durften Juden nun auch. Da die Ehe aufgehört hatte, eine Angelegenheit der Kirchen zu sein, gab es außer beiderseitigen Vorurteilen nichts mehr, was eine Heirat zwischen Jud und Christ verhindert hätte, mochte der Pfarrer und mochte der Rabbiner, dem das auch nicht passte, wettern wie sie wollten, man war auf sie nicht mehr angewiesen. Frei, ihren Wohnsitz zu wählen, ließen Juden sich gleichwohl nicht sofort mitten unter Christen nieder, sondern bauten sich zwar neue, aber wiederum einander benachbarte Wohnsitze, sofern sie nicht in den alten Judengassen blieben, die sich nun merklich ausdünneten. Die Landessprache fand Eingang in den synagogalen Gottesdienst, erst schüchtern durch Übersetzungen des Siddur, des Gebetbuches, dann durch die Predigt, obgleich Hebräisch nach wie vor die Sprache der Thoraesung und der Gesänge, sowie des häuslichen Rituals blieb.

Und dann ging Napoleon nach Russland. Der Rest ist bekannt. In Europa kehrte man zur Tagesordnung zurück, die alten Fürstentümer wurden rekonstruiert, die alten Privilegien wieder eingeführt... aber ganz so vollständig wie ehemals wollten die Europäer sich nun nicht wieder gleich von den nächsten Herren vereinnahmen lassen. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde zur Epoche der bürgerlichen Revolutionen und Aufstände, die nirgendwo ganz ohne Folgen blieben. Eine dieser Folgen war auch die, dass man die Judenemanzipation nicht mehr ganz und gar zurück fahren konnte, weil die protestantischen Länder nicht mitmachten. Metternich und sein Wiener Kongress mochten stramme Antisemiten sein – Preußens König war das nicht und auch sein Junker Bismarck verschloss seinen Antisemitismus aus Gründen der Staatsraison lieber tief in seinem privaten Herzen, demselben, in dem er auch seinen Abscheu vor dem proletarischen Pack verschloss, dem er doch Geschenke wie die Altersrente, die Sozialversicherung (Kranken- und Arbeitslosenversorgung) und die allgemeine Schulpflicht machte. Denn die Zeichen standen nun einmal auf der Neuordnung Europas, das hatte Napoleon richtig gesehen, aber sie standen noch nicht in Richtung auf Demokratien, weder in Frankreich, wo die Bourbonen erneut die Macht ergriffen, noch in Europa, wo die alten Fürstenhäuser, wenn sie auch teilweise Einschränkungen hinnehmen mussten, wieder in Amt und Würden waren, in Preußen die Hohenzollern, in Bayern die Wittelsbacher, in Sachsen die Wettiner und, stets unangefochten, in Österreich die luxemburgisch – toskanischen Habsburger nebst einem Dutzend weniger bedeutender Adels Häuser.

Diese handhabten nun wieder die Sache der Juden nach ihrem Gutdünken und so fiel deren Schicksal wieder höchst unterschiedlich aus. Während sie sich in Frankreich auch unter den Bourbonen weiter frei bewegen konnten, in Preußen bereits vor Napoleon gewisse teure Freiheiten genossen hatten, die sie nun im Zuge der Märzrevolution weiter ausbauen konnten, indem sie sich auf die Seite der Bürger stellten, während sie auch in Sachsen endlich den christlichen Kirchen in der Geltung gleich gestellt wurden, mussten sie in Niedersachsen und Bayern und auch am Rhein noch etwas auf ihre volle Gleichberechtigung auch unter den diversen Fürstenthäusern warten – es sei denn, ihr rheinisches Gebiet gehörte zum preußischen Herrschaftsbereich. Aber was erreicht worden war – die Mauern der Ghettos wurden nicht wieder aufgezogen, die neuen Bethäuser wurden nicht niedergerissen, es gab keine neuen Kleiderordnungen für Juden und die allgemeine Bildung wurde der jüdischen Jugend nicht wieder versagt, erhoffte man sich doch, dass unter diesem Eindruck viele Juden ihren Glauben aufgeben und Christen werden würden. Denn nur einem Christen wurde die volle Staatsbürgerschaft zuteil, nur ein solcher wurde zu allen Ämtern und Würden zugelassen, nur ein solcher konnte im Militär dienen, was besonders in Preußen bald zum guten Ton gehörte.

In der Zeit der Judenemanzipation kann Deutschland geradezu als Paradigma der Ereignisse dienen. Einerseits war hier der Entwicklung durch jüdische Philosophen wie Moses Mendelssohn, und auf der christlichen Seite dem Juristen von Dohm, dem Verleger Nicolai und liberale Rabbiner wie Jacobsohn und David Friedländer und andere bereits seit dem achtzehnten Jahrhundert in Gang gekommen und der christlichen entsprach eine jüdische Aufklärung – andererseits war die Befreiung der Juden eine zähe Angelegenheit, weil die christliche Wirtschaft ihre Konkurrenz fürchtete. Die Gewerbefreiheit für das Kleinhandwerk wurde den preußischen Juden erst 1850 gegeben und in Lübeck wurden sogar wieder Juden ausgewiesen. Aber im Großen und Ganzen war die Emanzipation der Juden in Deutschland nicht mehr aufzuhalten und keineswegs ging die Rechnung, nun werde ein Sturm auf die Taufbecken ausbrechen, auf. Aber neue Synagogen wurden gebaut, jüdische Gymnasien und Krankenhäuser entstanden, in denen natürlich nicht nur Juden aufgenommen wurden und die bald einen guten Ruf genossen und ein Jahrhundert nach diesen Ereignissen konnten die Juden als integrativer Bestandteil des nunmehrigen Deutschen Reiches gelten. Binnen kurzem leisteten sie in Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft Erstaunliches und waren bald aus den öffentlichen Leben Deutschlands nicht mehr wegzudenken, zumal sie sich auch selbst immer mehr als Deutsche fühlten – als Deutsche jüdischen Glaubens – aber auch der Atheismus nahm unter ihnen überproportional zum übrigen Profil zu. Eine gewisse Gleichgültigkeit in rituellen Dingen nahm auch unter denen zu, die nicht aus ihren Gemeinden austraten – wie ihre christlichen Mitbürger nur noch zu Weihnachten und Ostern in die Kirchen gingen, füllten sie nur noch an hohen Feiertagen die Synagogen, die inzwischen zumeist Orgeln erhalten hatten und in denen gut geschulte Chöre die Festgesänge intonierten. Aus der Emanzipation, die dem Judentum seinen Platz in der Gesellschaft verschaffen wollte, war die Assimilation geworden, in der das spezifisch Jüdische mehr und mehr verloren ging ohne dass eine andere Religion davon Gewinn gehabt hätte. Auch der vermehrte Zuzug aus dem Osten, der nun einsetzte, änderte an dieser Sachlage nichts, auch wenn er dafür sorgte, dass das Judentum als Religion in Deutschland nicht ausstarb.

Justiz und Militär waren den Juden auch noch in Bismarcks Reich zunächst verwehrt und gegen die Assimilation erhob sich vor allem im Kreise der Beamten und Offiziere erheblicher Widerstand, dort entstanden die betont antisemitischen Parteien wie die Deutschkonservativen und die Christsozialen, die politisch vor allem das ultrarechte Spektrum bedienten. Dann aber wurden die Juden, da man Soldaten brauchte, zum Militärdienst zugelassen und durften im Ersten Weltkrieg ihre Knochen für Deutschland hinhalten und ihre Antwort auf das Scheitern des Deutschen Reiches nach 1918 war die Gründung eines Verbandes jüdi-

scher Frontkämpfer eben um sich des latenten Antisemitismus beim Militär zu erwehren, der in der Weimarer Republik wiederum einsetzte; im Militär fanden sich die Verlierer der Geschichte samt ihren Mitläufern zusammen und bildeten einen rechtsradikalen Mob in – nicht nur paramilitärischer – Uniform, der auch vor Mord und Totschlag nicht zurückschreckte. Politische Attentate wie das auf Liebknecht und Luxemburg, aber auch auf Erzberger und Rathenau gingen auf ihre Rechnung, sogar einen regelrechten Putsch traten sie los, der aber kläglich scheiterte. Man kann nicht sagen, dass die Juden sich darum nicht scherten, ihre Antwort war eine vermehrte Präsenz in der Öffentlichkeit und eine Hinwendung zum Zionismus, zur Auswanderung ins damalige englische Protektorat Palästina. In den anderen europäischen Ländern war die Lage ähnlich, nur nicht von gleicher Aggressivität. Der Antisemitismus war, das kann nicht genug betont werden, keine ausschließlich deutsche Angelegenheit, erhielt sogar wesentliche Impulse nicht aus Deutschland, sondern aus England und Frankreich (Gobineau und Chamberlain). Sogar eine neue antisemitische Partei kam hinzu, die Deutsche Vaterlandspartei. Allerdings – dieser Antisemitismus Ewiggestriger fand keine Basis im deutschen Volk, das nach der Erfahrung des Krieges nur noch vernünftig regiert werden wollte und dabei nicht nach dem Glaubensbekenntnis Derer fragte, die das zu tun bereit und fähig waren. Natürlich kursierten Verschwörungslegenden wie die vom Dolchstoß, der das an und für sich siegreiche Deutschland sozusagen von hinten zum Verlierer gemacht hätte, aber jeder ehemalige Frontsoldat – nicht die Stabsoffiziere – erzählte eine andere Geschichte, in der die deutsche Armee keinesfalls in Siegerpose dastand. Ob man den Krieg hätte gewinnen können – vielleicht, aber vielleicht auch nicht und nun war er verloren und jeder suchte das Beste aus der wahrlich nicht leichten Situation zu machen; Versailles lastete auf Juden und Nichtjuden gleichermaßen schwer. Und als die deutsche Wehrmacht eine Zählung der Juden machte, die im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten, da stellte sich heraus, dass ihr Blutzoll ebenso groß gewesen war wie der aller anderen – die Zählung, die hatte beweisen wollen, dass Juden sich „gedrückt“ hätten, wurde, da sie das Gegenteil bewiesen hätte, niemals veröffentlicht. Aber es war nicht zu leugnen – durch die nicht immer ungeschickte Propaganda der antisemitischen Kreise blieb die Situation gespannt und diejenigen, welche die Juden Deutschlands am liebsten im Ghetto gelassen hätten, sattelten nun, da sie es mit Glaubenslügen nicht mehr konnten, auf politische Lügen um, aber sie hörten nicht auf, den jüdischen Glauben zu diffamieren. Alle unbestreitbaren Erfolge jüdischer Politiker und Wissenschaftler, alle Intelligenz jüdischer Ökonomen, die der Republik zugutekamen, wurden von diesen Kreisen zu einer „jüdischen Weltverschwörung“ umgedichtet. Zwar genügte diese Propaganda nicht, das deutsche Volk zu einem Volk von Judenhassern zu machen, aber sie erzeugte Misstrauen, das gefährlicher war, als das Misstrauen aus religiösen Vorbehalten heraus.

Hatte nun die Emanzipation den Juden Gutes gebracht? Auf jeden Fall. Auch ihrer Religion hatte sie Gutes gebracht, denn nun konnten die jüdischen Theologen mit ihren Werken eine breite Öffentlichkeit erreichen und die Grundsätze der jüdischen Religion in Wort und Tat darlegen. Andererseits war es klar, dass zweitausend Jahre mehr oder weniger konsequenter aber durchgehender Diffamierungen ihre Spuren hinterlassen hatten und die Rolle der Kirchen als Träger derselben war nicht gerade von einer entsprechenden Haltung der Umkehr gekennzeichnet – sie schwiegen zu allem, sowohl die evangelische wie auch die katholische Konfession hatten anscheinend keine Einwände gegen diese Vorgehensweise. Zu viel hätten sie wohl beide zurücknehmen, für zu Vieles sich entschuldigen müssen – und das vermochten ihre Repräsentanten halt nicht ohne dass sie geradezu Antisemiten gewesen sein müssten. Etliche unter ihnen und zwar auf beiden Seiten, waren es aber zweifelsohne. Und die Juden selbst? Da ihnen praktisch niemand half konnten sie ihre Hoffnung nur darin setzen, eines Tages als „richtige Deutsche“ gewohnheitsmäßig wahrgenommen zu werden und teilweise war das sogar schon gelungen, so in der deutschen Kunst und in der deutschen Wissenschaft. Das deutsche Proletariat hatte sich noch nie um Bekenntnisse geschert und das



deutsche Bildungs- und teilweise auch das deutsche Großbürgertum fragte auch nicht nach Gebetbüchern – blieb das Kleinbürgertum, die Schar der emsigen Staatsbeamten (darunter auch viele Lehrer) vorneweg, in der ein gewisser Antisemitismus Boden greifen konnte. Aber wenn gerade viele Lehrer zu den Salon – Antisemiten gehörten, dann war es auf jeden Fall ein langes Geduldsspiel, bis sich diese Tiraden „ausgewachsen“ haben würden. Das war den jüdischen Protagonisten der Zeit auch klar und sie ergriffen jede Gelegenheit, jüdische Religion und Kultur in Deutschland und in der deutschen Sprache heimisch zu machen – der Talmud erschien im Druck und in Übersetzungen, auch der Tanach erschien zum ersten Mal in einer von einem Juden besorgten Übertragung, in der sich vieles doch ganz anders liest als im Luthertext, der damals maßgebend war. In den Synagogen wurden nicht nur Gottesdienste gehalten, sondern auch Konzerte mit namhaften Künstlern veranstaltet und das Niveau der jüdischen Gymnasien war in stetem Steigen begriffen, sodass auch immer mehr nicht jüdische Familien ihre Kinder hier ausbilden ließen, weil sie hier in den Genuss einer modernen säkularen Bildung kamen. Desgleichen wurden die jüdischen Waisenhäuser, Altenheime und Krankenhäuser von der Bevölkerung breit angenommen, weil dort eben alles „stimmte“ und niemand die Religion heraushängen ließ. Dass daneben niemand Bedenken hatte, seine Gesundheit einem jüdischen Arzt anzuvertrauen, dürfte sich selbst in antisemitischen Kreisen herum gesprochen haben und jüdische Anwälte gehörten zu den geschicktesten und erfolgreichsten – ein Erbe jahrtausendelanger Kultur des Intellekts. Die besten Werke der Literatur, die gewagtesten Inszenierungen an den Theatern, die aufregendsten Kinofilme.. kamen aus jüdischer Hand und wurden begeistert aufgenommen, waren in aller Munde. Beinahe zweitausend Jahre Ausgrenzung entluden sich in einer nie dagewesenen und nie mehr erreichten Explosion der Kreativität – eine ausgehungerte, zuletzt beinahe nur noch auf ihre religiöse Existenz beschränkte Nation aß sich an der Welt satt und gab sich dieser Welt zu erkennen. Eine durch Leiden geläuterte Sicht auf Welt und Menschen sorgte dafür, dass die Erscheinung dieser Nation wie eine heilende Salbe auf die Schrunden und Narben wirkte, die christliche Herrlichkeit auf der Haut der Menschheit hinterlassen hatte. Jüdische Intelligenz, in Jahrhunderten des Dialogs mit Heiligen Schriften geschult, jüdische Philanthropie, in Jahrhunderten eine Frage von Sein oder Nichtsein für eine Nation trugen ihre Früchte und sie trugen sie in ganz Europa auf ähnliche Weise: nicht auftrumpfend, sondern mit einem Lächeln der Verlegenheit, nicht schlechter sein zu können, als man war.

## DAS GROßE OPFER

---

Und dann kam Er. Aber er kam nicht über Nacht, er schoss auf aus der Hefe der dumpfen Unzufriedenheit der Vielen mit einer Entwicklung, der auch Deutschland nicht hatte entrinnen können, da es nun einmal, Versailles hin oder her, zu den Industrienationen der Welt gehörte und Industrie ohne Finanzwirtschaft ist unmöglich. Die Krise wurde nicht in Europa gemacht und auch nicht von Juden, sondern sie wurde in den Staaten gemacht und kam von einer allgemeinen Gier, die Juden wie Christen erfasst hatte und wie in einem Rausch alle Vorsicht vergessen ließ. Aber sie blieb nicht auf die Staaten beschränkt, sondern erfasste in zweiter und dritter Instanz alles, was irgendwie mit den Staaten und ihrer Wirtschaft zu tun hatte. Kein Land konnte sich ausschließen... aber manche wurden stärker, andere schwächer betroffen und in Europa musste das kriegsgeschwächte Deutschland die völlige Entwertung seines Finanzsystems hinnehmen. Not folgte dem auf dem Fuße und diese Not traf Juden, Christen, Atheisten in gleicher Weise... einigermaßen davon kam nur, wer Grund und Boden sein eigen nannte und Gold erwerben konnte, denn dieses Edelmetall erwies sich als wertbeständig.

Die Inflation ging vorüber – aber das Elend blieb bestehen und polarisierte die Massen in bis dahin ungekannter Schärfe. Denn die deutsche Wirtschaft lag am Boden und ent-

sprechend waren Menschen arbeits- und damit einkommenslos, das inzwischen eingeführte Stempelgeld reichte weder zum Leben noch auch zum Sterben. Während die Gewinner der Inflationswirren feierten, froren und hungerten die Verlierer und diese waren in der Mehrzahl. Man muss sich nur den Unterschied zwischen den Berliner Amüsiervierteln und denen zu Gemüte führen, in welchen, oft nur einen Steinwurf weit entfernt von diesen. Menschen in Elendsquartieren dahin vegetierten<sup>37</sup> und – oft auch noch in diesen Amüsiervierteln beteteln gingen oder gegen Hungerlöhne niedrige und erniedrigende Arbeiten versahen. In diesen Elendsquartieren, die sich oft über mehrere Straßenzüge erstreckten, wohnten Angehörige der sogenannten „besseren Berufe“ Tür an Tür mit Arbeitern, Bettlern, Prostituierten beiderlei Geschlechts und Kleingewerbetreibenden, lebten Atheisten, Christen und Juden auf engstem Raum zusammen – Raum für eine intensive Religionsausübung gab es für keinen. Dafür wurden immer mehr und immer größere Synagogen und Kirchen gebaut, die aber seit dem Ende des Kaiserreiches immer öfter sonntags und am Sabbat beinahe leer blieben. Die Menschen genossen die karge freie Zeit lieber für die Erholung<sup>38</sup> – die zumeist in Schlaf, aber auch in (alkoholisierter) Geselligkeit und immer mehr in gemeinsamen Spaziergängen in die relativ nahen Volksparks bestand und immer weniger im Beten. Der normale Arbeiter hatte nur am Samstagabend Zeit für die Destille an der Ecke – seine Destille in der er mit den Arbeitern der Gegend zusammentraf. Mit der Zeit entwickelten sich eine Art Kiezlokale, in denen die jeweils Gleichgesinnten einander begegneten – auch die Konservativen, die meist am Sonntag nach dem Kirchgang ihren Frühschoppen oder ihr Bierchen nahmen und dann zum Essen nach Hause gingen. Der Arbeiter, der nichts zum Essen hatte, das einem Sonntagmahl vergleichbar gewesen wäre, blieb bei seinem Bier und seiner Bockwurst sitzen und fragte nicht, wer neben ihm Platz nahm. Und so geschah es, dass er auch einem Propagandisten der neuen Sozialistischen Arbeiterpartei sein Ohr lieh, sagte der ihm doch, was er selber gern hörte: dass alles unbedingt anders werden müsse und dass es Menschen gäbe, die sich vehement dafür einsetzten, dass es anders würde. Nicht nur mit Reden setzten sie sich dafür ein, sagte dieser Propagandist, sondern mit Taten und sie würden es dem verjudeten Kapital bald zeigen, wer der Herr im deutschen Hause wäre. Unser Arbeiter horchte auf: dass die Juden etwas mit seiner Not zu tun haben sollten, war ihm durchaus neu. Er wusste, dass es mächtige Leute gab, an die man nicht heran kam – aber an die Juden, dämmerte ihm, kam man heran, sie wohnten im gleichen Haus – vornheraus. Die Einen sollten also mit den Anderen etwas zu tun haben, ein Spross der gleichen Pflanze sein? Ja, sagte der Propagandist, wie ein Krebsgeschwür überwucherten diese Juden alles und gegen die Deutschen hielten sie alle zusammen wie Pech und Schwefel, vom Industriekapitän bis zum letzten Hausie-

---

<sup>37</sup> Die Berliner Mietskasernen verfügten über folgende Wohnungstypen. Vorderhaus: bürgerliche bis großbürgerliche Mehrraumwohnungen mit Bädern und teils mit Fahrstuhl, die allerdings proportional zur Höhe der Etage an Komfort, Höhe der Zimmer und Größe abnahmen. Hinterhäuser: Ein- oder Zweiraumwohnungen ohne jeden Komfort – allerdings mit Herden und Öfen ausgestattet. Einen eigenen Wasseranschluss besaßen sie anfangs nicht und auch keinen Anschluss für Elektrizität als das Gaslicht durch die Glühbirne abgelöst wurde, wohl anfangs nicht einmal einen Gasanschluss. Der zweite Raum war, falls vorhanden, eine unheizbare Schlafkammer, der erste wurde mit der vom Treppenflur au zugänglichen Küche als eigentlicher Wohn (und auch Schlafraum) verwendet. Die Höfe, auf welche diese Wohnungen hinaus gingen, waren eng, feucht und dunkel, nur als Abstellflächen für Müllkästen gedacht, zwischen denen die Mieter sich den Weg zu ihren Hauseingängen bahnen mussten. Ein ganz besonderer Typus war die sogenannte Wohnküche, in der Wohnen und Schlafen in einem einzigen Raum stattfinden mussten. Manchmal war auch noch die Toilette in diese Einheit integriert. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden dann nach und nach Toiletten in die Häuser integriert, zumeist kamen dafür nur die Treppenpodeste, manchmal die Speiskammern der Küchen infrage oder es wurden von Stube und Küche jeweils ein schmaler Streifen abgeteilt und mit Trockenmauern zu einem langgestreckten Toilettenraum verbunden. Die Zu- und Abflüsse lagen in den Außenmauern und froren bei Minusgraden regelmäßig zu. Diese Wohnungen waren zudem mit bis zu 30 Personen auf ca. 30 Quadratmetern Gesamtfläche signifikant überbelegt.

<sup>38</sup> Meist mussten die Juden sich den christlichen Gepflogenheiten anpassen und den Sonntag als Ruhetag halten, weil zumindest den halben Samstag noch gearbeitet wurde. Entsprechend wenige gingen zu den Gottesdiensten am Freitagabend. Dasselbe galt für den Umgang mit jüdischen Feiertagen – Maßstab für arbeitsfreie Tage war der kirchliche Festkalender in den die wenigen profanen Festtage eingearbeitet waren.

rer. Und so hätten sich einige wenige deutschnationale Industriekapitäne zusammengetan um der jüdischen Pest in ihren Reihen zu steuern, aber man dürfe die Arbeit nicht ihnen allein überlassen. Jeder sei aufgefordert, mitzuarbeiten, damit ihre Vernichtung endlich den Deutschen eine bessere Zeit beschere. Unser Arbeiter wurde neugierig und fragte, ob man diese Partei einmal kennenlernen könne. Aber sicher, gab der Propagandist zur Antwort und nannte das nächstgelegene Parteilokal – das damals wirklich ein Lokal war mit Bierauschank, Bockwurst und Tabaksqualm ganz wie diese nur mit einem anderen Publikum.

Und so schlich sich die braune Soße, dieses übelriechende und noch übler schmeckende Gebräu aus Heilsversprechen, Unheilsdrohungen und religiösem Pathos in die Herzen der Menschen hinein, die in ihrem Elend nicht ein noch aus wussten. Sie versprach Ordnung dem, er die Unordnung hasste, Arbeit dem Arbeitslosen, eine bessere Wohnung dem, der in Stube und Küche hauste wenn er... ja, wenn er sich zur Lehre und zum Programm der Nationalen Sozialisten bekennen und dafür tätig sein wollte. Man hat sich gewundert, wie die Nazis so viele Stimmen im Volk bekommen konnten – mich wundert eher, dass es nicht mehr waren, als Hitler sich Anfang 1933 an die Macht putschte, die ihm nach Wahlergebnis nicht zugefallen wäre.

Die Person Hitler interessiert mich, im Gegensatz zu Andern, nicht. Denn es lag wenig an dieser Person. Es lag alles an der Interessenlage des deutschen Kapitals, das nicht nur einen großen Krieg verloren hatte, sondern das unter den Friedensbedingungen regelrecht litt – und die Folgen nur in einem weiteren Krieg hätte kompensieren können. Hitler, der Fanatiker des Mittelmaßes, kam ihnen dabei gerade recht und war auch nicht der Mann der ersten Wahl gewesen, vor ihm hatte es andere Ideologen in dieser politischen Fraktion gegeben. Mich interessiert auch sein okkultur Hintergrund nicht – so etwas gab es in der Weimarer Republik an jeder Ecke und in jeder nur wünschbaren Richtung. Mich interessiert auch nicht sein Antisemitismus, er geht über die landläufigen Vorurteile und Meinungen nicht hinaus. Mich interessiert aber sein Wille zur Methode. Hitler wollte nicht nur berühmt werden, er wollte Ernst machen mit dem, was er für richtig hielt – und so wurde er und kein anderer der Mann des Kapitals. Dem rechten Spektrum empfahl er sich durch seinen Antisemitismus und durch die Tatsache, dass er im Weltkrieg gekämpft hatte und Fronterfahrung hatte. Dem eher linken Spektrum empfahl er sich durch seine Herkunft aus dem schon fast proletarisierten Kleinbürgertum. Er wusste, wenn er vom Elend sprach, wovon er redete, denn er hatte es von Kindheit an am eigenen Leibe erlebt, er kannte die Arroganz der sogenannten Gebildeten aus eigener Erfahrung und auch ihren entschiedenen und entscheidenden Widerstand gegen politische Gegner hatte er erlebt. Aber wären nicht die Kommunisten die Alternative zu den Zuständen am Ende der ersten deutschen Republik gewesen? Es mag manchen, der wie ich eher linke Sympathien hegt, erschüttern, aber mein Urteil lautet: Nein. Die Deutschen hatten nur die Wahl zwischen Skylla und Charybdis, zwischen Pest und Cholera. Hinter der glänzenden Fassade lauerten in beiden Systemen Blut und Tod und Stalins GULAG und Hitlers Endlösung der Judenfrage nehmen sich im Ergebnis nichts. Hitler ging nur, weil er es konnte, einen Schritt weiter als Stalin und plante den Krieg, den jener aus ökonomischen Gründen zu führen nicht in der Lage war und, wie man allgemein glaubte, auch künftig nicht sein würde. Der Frontsoldat Hitler wollte – ganz persönlich – eine Revanche, für die der georgische Priesterschüler keine Grundlage hatte. Der wollte nur sein Land in Ordnung halten und unter Ordnung verstand er, dass ihm niemand widersprach. Hitler aber, man vergebe es mir, dachte global. In seinem Kopf waren die neuen Strukturen einer von Deutschland dominierten Welt schon fest gezimmert. Sie mussten nur noch realisiert werden und – die Zeit war unwiederbringlich günstig. Da Hitler und die Seinen alles aus einer Quelle fließen sahen, waren ihre Maßnahmen entsprechend einfach: in einem gewaltigen Ringen hatte die jetzige, vom jüdischen Kapital dominierte Weltordnung unterzugehen und eine neue hatte zu beginnen, in der die Deutschen als das zur Weltherrschaft vorbe-

stimmte, eigentlich auserwählte Volk den Ton angeben würde. An eine Völkervernichtung dachte Hitler damals noch nicht – er dachte vielmehr daran, alle diese unterlegenen Kräfte für sich zu nutzen. Die Juden sollten alle auf eine Insel verfrachtet werden, wo sie sich, isoliert von der übrigen Welt, selber an die Kehlen gehen könnten – Madagaskar war dazu auszuwählen, diese jüdische Kolonie zu werden. So gesehen kam die „Endlösung der Judenfrage“ um Jahre zu früh – aber anders gesehen erschien sie als das letzte Mittel, die Großmächte zum Stillhalten zu zwingen. Während seine Armeen nach Osten vordrangen, nahm er die Juden sozusagen als Geiseln um nicht in einen Zweifrontenkrieg verwickelt zu werden, von dem er wusste, dass er ihn nicht gewinnen konnte. Die Westmächte sollten die Russen im Stich lassen, damit er seinerseits die Juden die unter seine Herrschaft gelangt waren, verschonte. Aber die Großmächte ignorierten seine Absichten und so begann er, die Juden systematisch zu vernichten wie ein Verbrecher seine Geiseln einen um den anderen erschlägt. Ein bisschen Propaganda links und rechts – aber in Wahrheit war Hitler ein viel größerer Realist als man annehmen mag und wusste wohl, auf was für eine brisante Angelegenheit mit wie vielen Unbekannten er sich mit diesem Krieg einließ. Daher nahm er sich erst einmal, was ohne viel Mühe zu bekommen war: Österreich, das Sudetenland und Böhmen, die Slowakei kam von allein, auch Ungarn und Rumänien machten keine Schwierigkeiten, dann kam Polen daran, das er sich mit Stalin teilte – wenigstens erst einmal – und dann kamen die Niederlande, die ihre Gegenwehr auch auf ein Minimum beschränkten. Vor 1941 hieß der stärkste Gegner England, aber mit diesem wollte er in keinen Krieg verwickelt werden, vielmehr wollte er sich als Bündnispartner erweisen und die alte Konkurrenz zu Frankreich beenden – dann den Engländern die Friedenshand reichen, aber die wollten natürlich nicht, warum hätten sie auch gesollt? Die brauchten keinen Konkurrenten und Deutschland schon gar nicht. Schon im letzten Krieg hatten sie Deutschland nur dank des Kriegseintritts der Russen und der Vereinigten Staaten widerstehen können und nun standen sie einer um vieles moderneren, schlagstarken Armee gegenüber. Ihre Chancen standen aber dennoch immerhin fünfzig zu fünfzig – und also riskierten sie es, gestützt auf ein weltweites Hinterland. Die Juden – pah, was sollten ihnen die Juden? Mochte er sie alle abschlachten, wenn es ihn danach gelüstete. Sie hielten sich da heraus – und behielten so freie Hand.

Es mag seltsam anmuten – aber die späteren Siegermächte haben ihren Anteil am Zustandekommen des als Schoa wohl besser denn als Holocaust = Brandopfer weltberühmt gewordenen Bestandteils des deutschen Faschismus. Allerdings – die ersten Konzentrationslager, die bereits 1933 errichtet wurden, dienten nicht der Vernichtung von Juden, sondern der Konzentration – wie der Name schon besagt – von Gegnern des Naziregimes. Anfangs war es sogar möglich, aus einem Konzentrationslager wieder entlassen zu werden. Allerdings ist das wohl nicht allzu oft vorgekommen – für die meisten Insassen blieb das „KZ“ die Endstation. Das Ende kam dann in Gestalt eines als Unfall oder Krankheit fingierten Todes, die Leichen wurden, um den Tathergang zu verschleiern, verbrannt, die Asche aber den Angehörigen – gegen Rechnung – noch ausgehändigt. Bis 1938 kam man nicht ins „KZ“ weil man Jude, sondern weil man *als* Jude Gegner des Regimes oder sonst wie missliebig geworden war.

Selbstredend entschuldigt dieser Einwand zur gängigen Anti – Nazi – Propaganda das Verhalten der Nationalsozialisten nicht im Geringsten – aber er ist ein Stolperstein für alle die Aufrechten, die der Leugnung des Holocaust widerstehen wollen, denn in ihrer Optik beginnt die Zeit der Vernichtungslager bereits mit der Machtergreifung. Aber dem ist nicht so. Dachau, Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen waren keine Vernichtungslager, sondern Internierungslager analog dem stalinistischen GULAG, in die *auch* Juden, aber keineswegs *nur* Juden eingewiesen wurden. Die hohe Zeit der Vernichtungslager beginnt erst mit der Besetzung Böhmens (Theresienstadt) und Polens. Im Anfang mag es wirklich so gewesen sein, dass die SS – Administration die Juden lediglich an einem bestimmten Ort

konzentrieren wollte – Theresienstadt hat beispielsweise nie Gaskammern gehabt – dann aber wurde es nichts mit dem Transport nach Madagaskar und seit der Wannsee – Konferenz war klar: die Juden werden auf dem Gebiet des großdeutschen Reiches ausgerottet. Und dann – sollte die Ausrottung weiter gehen, sollte alle Landstriche erfassen, in denen Deutsche einrückten – auch in Nordafrika begann so etwas wie ein Vernichtungsfeldzug, nachdem die Italiener dort abgerückt waren. Von dort aus wollte man dann das Protektorat Palästina in das sich viele Juden geflüchtet hatten oder auch immer schon ansässig gewesen waren, in Angriff nehmen. Zum Glück für die Welt kam es nach der Schlacht von El Alamein nicht mehr dazu.

Wir wissen, was für Untaten durch dieses Regime geschehen sind und das an die sechs Millionen Juden fabrikmäßig vernichtet wurden. Aber der Krieg ging vorüber und das Regime das alles beherrschen wollte, stürzte. Der Aderlass war schrecklich, Europa war entvölkert und die Juden Europas auf wenige Tausend reduziert, die einst so selbstbewusste jüdische Kultur des Ostens war zerschlagen, die so begeistert assimilierten Juden Europas waren bis auf wenige abgeschlachtet worden... aber die Judenheit war nicht vernichtet und die überlebt hatten oder auch gar nicht betroffen gewesen waren, fragten sich und fragten andere wie das hatte geschehen und geduldet werden können. Denn die Großmächte des Westens, England und die Staaten hatten nichts unternommen um den Juden Europas zu helfen als es noch Zeit gewesen wäre. Sie hatten sie aufgegeben, das war nicht mehr zu leugnen und es schafft ihnen bis heute einige Verlegenheit, dies hören oder lesen zu müssen. Sie kompensieren diese Verlegenheit gern damit, dass sie diejenigen, welche sie daran erinnern, in die Nähe der Nazis rücken – aber das geht je länger je schlechter und hier geht es schon gar nicht. Denn hier soll gleich über eines der schwierigsten Kapitel in der Geschichte der jüdischen Religion gehandelt werden: über die religiöse Einordnung des Holocaust in die Geschichte Israels die ja immer die Geschichte eines Volkes mit seinem Gott ist.

Ich möchte mich auf keine der vielen Spitzfindigkeiten einlassen, mit denen jüdische Theologie den Holocaust zu erklären versucht – sie alle gehen ins Leere. Es gab und gibt keinen Jahwe, der dies Massaker zugelassen hat oder jemals die Macht gehabt hätte, es zu verhindern. Es gibt nur eine Nation, die an die Existenz dieses Gottes glaubt und ihrer kulturelle Identität aus diesem Glauben ableitet. Der Holocaust, so schrecklich er war, ist von vorn bis hinten Menschenwerk. In ihm spricht sich die Macht des Gottes Mensch aus, der um seine Göttlichkeit nicht weiß, aber sie unwissend dennoch praktiziert. Der Mensch kann ausnahmslos alles, was er sich in den Kopf setzt, zumindest auch anfangen – ob und wie er es dann beenden kann, ist eine andere Geschichte und die steht bereits in Goethes Zauberlehrling. Genozid ist in dieser Geschichte nichts Neues, nur wurde er nie vorher mit gleicher Perfektion betrieben. Diese Perfektion und nicht die Erfindung des Genozid ist es, was die Deutschen in der Menschheitsgeschichte so einmalig macht. Dieses Faktum kann auch durch eine noch so scharfsinnige theologische Spekulation nicht aus der Welt geschafft werden. Die Deutschen taten nicht Gottes Willen an Israel, sondern sie kühlten ganz und gar, sofern sie es taten und dem zustimmten, ihr eigenes Mütchen. Die Juden Europas haben von sich aus nichts dazu getan. Sie sind ganz und gar Opfer, allein gelassen zuletzt sogar von ihren eigenen Glaubensgenossen – und das ist das eigentliche Debakel der Schoa, welches die jüdischen Theologen veranlasste, nach einem „Willen Gottes“ im Unfassbaren zu graben: die Sehnsucht nach Selbstentlastung, nach Beschwichtigung des eigenen Gewissens. Nachher ja, da haben sie sehr geweint und geklagt – aber als es noch zu verhindern gewesen wäre haben sie keinen Finger gerührt und es der Initiative der Opfer überlassen, sich zu retten oder unterzugehen, haben sogar in jenen Tagen noch „gesiebt“, wen sie ins Land lassen und wen nicht. Heute wird ein regelrechter Kult um das alles getrieben, das doch vermeidbar gewesen wäre, hätte man das, was man sowieso getan hat, nur früher getan. Über all der Befreiung hängen unauslöschlich nun diese zwei Worte: zu spät. Und hinter diesen zwei Worten

stehen vier andere: mit Absicht und ohne Not. Aller Kult der nun getrieben wird – und man versuche in den USA einmal, einen Juden auch nur zu kritisieren, gleich ist man der Nazi – muss sich diese Worte sagen lassen. Nein, der Holocaust ist kein Fall für die Religionsgeschichte, sondern ein Fall für die Geschichte der Politik, da hilft alles Schminken der Theologie gar nichts.

Manche sagen: das jüdische Volk habe Jahwe mit der Assimilation ein Schlupfloch gelassen, sein ungehorsames Volk zu züchtigen. Na schön und warum züchtigte er dann gerade seine Frommen im Osten am kräftigsten? Die deutschen Juden konnten wenigstens auswandern, die französischen wenigstens fliehen und viele taten beides, sie flohen indem sie auswanderten – aber diese Frommen aus dem Shtetl konnten gar nichts tun, denn auch bei Stalin fanden sie keine Aufnahme. Also – diese Theorie ist nicht das Papier wert auf dem sie niedergeschrieben wurde. Man sagt, das Volk Israel habe Jahwe auf diese Art ein Ganzopfer dargebracht – ebenfalls eine ganze Dummheit, denn welchem Gott kann schon daran gelegen sein, seine Gläubigen zu verlieren? Das Menschenopfer ist in der jüdischen Religion abgeschafft, sollte es das je gegeben haben, seit Issak gegen den Widder ausgetauscht wurde. Jahwe will laut dieser Religion keine solchen Darbringungen<sup>39</sup> nicht einmal im Ausnahmefall. Und so gehen die Spekulationen weiter und am konsequentesten sind noch die, welche in dem Fazit münden, es könne keinen Gott geben, wenn er sich das von Menschen gefallen ließe, was die Deutschen den Juden angetan. Also, wendet euch wie ihr wollt, ihr Juden Amerikas, wir entlassen euch nicht aus eurer Verantwortung für das was ihr zwar nicht getan habt, aber habt geschehen lassen – obgleich ihr die Macht und Gewalt dazu hattet, es zu verhindern, denn in einem hatten und haben die Nazis Recht: ihr hattet und habt großen Einfluss in eurem Lande.

## VON DER WIEDERKEHR DER DINGE

---

Das zeigte sich auch gleich, als die Amerikaner die Briten zwangen, den Staat Israel anzuerkennen. Denn die Briten, die die Lage dort unten kannten, wollten nicht und die Geschichte gibt ihnen, scheint's, noch heute Recht. Was sage ich: anerkennen – sie wollten ihn nicht einmal entstehen lassen. Nun konnte es andererseits doch den Briten nur recht sein, auf diese Weise aktive Wiedergutmachung zu leisten – warum wollten sie nicht?

Seit die Krieger des Beherrschers der Gläubigen, des Kalifen Omar, der den Propheten noch persönlich gekannt hatte, Jerusalem für den Islam erobert hatten, lebten Muslime im Lande, teils hatten sie bereits dort gelebt als Omar kam, teils waren sie in den Jahrhunderten seither aus dem Osten eingewandert. Sie hatten die Kreuzzüge überstanden, hatten die Osmanen überlebt und kamen auch mit der britischen Herrschaft zurecht – und mit den ebenfalls in diesem Landstrich seit jeher ansässigen Juden (und Christen). Aber nun kamen Juden zu Tausenden, die Alija, die Einwanderung, war in vollem Gange und so viele waren nicht willkommen. Die Araber kamen sich nun vor wie Fremde im eigenen Land. Dennoch hießen sie die Einwanderer willkommen, hatten sie doch von ihrem harten Schicksal gehört. Aber die Einwanderer gebärdeten sich seltsam – sie taten als gehöre hier alles ihnen. Dabei waren die meisten von ihnen nicht einmal legal im Lande, wie man bald erfuhr, aber sie machten keine Anstalten wieder zu weichen, sondern faselten von einem neuen Staat Israel den sie hier errichten wollten. Sie errichteten ihre Dörfer und Siedlungen ohne nach den bis-

---

<sup>39</sup> Ich schränke ein: die Geschichte von Jephtas Tochter widerlegt anscheinend diese Tatsache – aber erinnern wir uns, Jephta opfert nicht seine Tochter, sondern er schwört, das Erste zu opfern, das ihm zuhause über den Weg läuft ... dass das seine Tochter sein würde, wusste er nicht und so ist dieses Stück wohl eher eine Parabel über das Halten und Ablegen von Gelübden.

herigen Eigentümern des Bodens zu fragen und wenn die Widerstand leisteten, vertrieben sie sie mit Gewehren. Jedenfalls war allen klar, dass es so nichts werden konnte mit ihrem neuen Staat – aber sie bekamen ihn dennoch, sehr zum Verwundern der Palästinenser, die sich seit Generationen und Jahrhunderten hier daheim wussten.

Dass es so nicht weiter gehen konnte, war auch den neuen Oberen dieses Staates klar – und sie mahnten zum Frieden mit den Arabern, mahnten zu Rücksicht und Rechtlichkeit, aber die neuen Israeliten anscheinend etwas schwerhörig. Sie hörten jedenfalls nicht auf, die Bewohner des Landes zu schikanieren und als Störenfriede zu behandeln. Die nun wandten sich an ihre Glaubensgeschwister jenseits der Mandatsgrenzen und siehe da, sie baten nicht vergebens, aber dieser behielt nicht nur die Oberhand, sondern gewann noch Gebiete jenseits der Mandatsgrenzen – das westliche Galiläa und den Norden des Negev) dazu, denn er wurde von den Vereinigten Staaten massiv mit Waffen und Material unterstützt, was seine zahlenmäßige Unterlegenheit mehr als wettmachte. Die Araber mussten ihre Verwandten im Glauben dem neuen Staat auf Gnade und Ungnade überlassen und alles, was sie noch für die Palästinenser tun konnten, war die Aufnahme von Flüchtlingen. Aber – Jerusalem hatten die Israelis nicht bekommen und auch nicht Gaza, das unter ägyptische Kontrolle kam, während der Osten Jerusalems mit den Heiligen Stätten des Islam der jordanischen Verwaltung unterstellt wurde – ein Lichtblick für jeden Muslim. Und man wird sich sowieso wundern, warum ich angesichts des wiedererrichteten Israel nicht in Jubel ausbreche – ich sehe die Geschichte dieser Landnahme aus dem Blickwinkel der Palästinenser.

Bis heute ist das Verhältnis Israels zu seinen arabischen Nachbarn ungeklärt und das Verhältnis der übrigen Welt zu Israel zumindest zwiespältig. Einerseits ist es einem Volk, dass beinahe zweitausend Jahre seines Landes beraubt war, herzlich zu gönnen, wenn es wieder dort einziehen kann, wohin es gehört. Die Religion der Juden ist eine nationale Religion und der Boden Israels gehört als integrativer Bestandteil zu dieser Religion. Es ist nicht anders als löblich zu nennen, wenn dieser neue Staat überall dort wo Juden unterdrückt wurden, sie einlud, nach Israel zu kommen. Aber nicht überall wurden und werden Juden ihres Glaubens wegen unterdrückt. Manche Juden fristeten vielmehr gerade in Israel eine zweit- und drittklassige Existenz, die sie vordem in ihren Heimatländern nicht hatten. Andererseits – die zweite und dritte Generation dieser Einwanderer ist mittlerweile voll in die Gesellschaft Israels integriert. Ihre Sprache ist das moderne Hebräisch, das Iwrit, das einige Verschiedenheiten zum klassischen Hebräisch aufweist – so schreibt es Vokale indem es die vorhandenen Halbvokalzeichen in dieser Weise benutzt. Für einen von Jugend auf an die klassische hebräische Sprache Gewöhnten ist Iwrit allerdings trotz einiger Neuschöpfungen leicht zu lernen, während ein an das europäische Sprachgefüge gewöhnter Mensch sich damit erst einmal schwer tun wird, repräsentiert es doch einen grundsätzlich andere Geist. Ihre Sitten, die Sitten der zweiten und dritten Generation, sind die Sitten und Bräuche des halachischen Judentums, von dem sie normativ umgeben sind – auch ein atheistischer Jude muss sich an die Gegebenheiten des israelischen Sabbats und der Feiertage halten.

Ein atheistischer Jude? Israel ist eine Nation, keine Theokratie. Es umfasst die Gesamtheit aller von jüdischen Müttern geborener Söhne und Töchter, ob sie nun dem „Bund“ angehören, will sagen erklärte Mitglieder der religiösen Gemeinde sind oder nicht. Israel ist eine Demokratie, kein religiöser Staat. Seine Mehrheitsreligion – aber nicht Staatsreligion – ist die jüdische – daneben aber sind laut Verfassung alle Menschen jüdischer Herkunft als Staatsbürger willkommen, unbeschadet ihres persönlichen Bekenntnisses. Eine gute Verfassung, sollte man meinen, ist das, eine in der die Behinderungen der Vergangenheit in ebenso viele Vorteile umgewandelt wurden. Man kann Atheist, Christ, Muslim, liberaler oder ultra-orthodoxer Jude sein in diesem Israel. Wenn man als Jude geboren wurde, ist es nicht einmal wichtig, ob man beschnitten ist oder nicht. Das hört sich doch gut an, oder etwa nicht? Es wird nur erwartet, dass man sich der Leitkultur anpasst – soweit das möglich ist und soweit



das geboten ist. Israels zweite Amtssprache ist Arabisch – auch die in Israel lebenden Palästinenser sind Staatsbürger. Es gibt nur nicht mehr allzu viele, die meisten sind mit der Zeit gegangen, denn: diese Staatsbürger sind Bürger zweiter Klasse und Arabisch ist in Israel nicht beliebt, wird auch von der Mehrheit der Bürger nicht gesprochen. Englisch indessen ist weit verbreitet, vor allem bei der im Lande geborenen Generation, die heute die Generation der Väter und Großväter ist. Ein Julius Streicher hätte heute arge Mühe, den Typus „des“ Juden zu karikieren, denn ein Israeli ist so ziemlich alles – vom hakennasigen Semiten über den Mulatten bis zum „nordischen“ Recken ist beinahe alles vertreten, nur keine Indianer, Eskimos und keine Ostasiaten, sofern sie nicht gerade Israel besuchen oder für längere Zeit dort ansässig sind ohne Staatsbürger zu sein.

In mehreren Kriegen hat Israel sein Staatsgebiet so gestaltet, dass es heute den Grenzen des antiken Israel entspricht. Dabei ist es von der westlichen Welt stets unterstützt worden, wir sprachen schon von dieser verdeckten Wiedergutmachung von Versäumnissen während des Nationalsozialismus. Seine größten und stabilsten Unterstützer sind die USA und das gegenwärtige Deutschland, sein größter Widersacher der von schiitischen Mullahs dominierte Iran, dessen Propaganda einen wilden Antisemitismus entfesselt der wie der deutsche einst keinerlei rationale Grundlage hat, aber tief im Wesen dieser islamischen Konfession verwurzelt ist. Mit seinen Nachbarn lebt Israel in einem, wenn auch teilweise gespannten Frieden. Aber es hat ein Problem: die Palästinenser. Wären die ersten Siedler, die in das alte Land kamen, doch nur sensibler gewesen – aber sie waren wie berauscht von der Idee, nun, nach all dem Leiden mit der Inbesitznahme des Landes der Väter belohnt zu werden, dass sie nicht nach links oder rechts sehen wollten. Sie bauten ihre Siedlungen ohne nach Besitzverhältnissen zu fragen, wir sprachen schon davon, und sie sahen auf die, die über ein Jahrtausend hier gewohnt und gearbeitet hatten, wie auf Lakaien herab – und das tut nicht gut, weder den einen, noch den anderen. Und so haben wir es nun, wie wir es haben: wir haben einen Israeli, der nicht weit von eben dem Herrenmenschentum entfernt ist, unter dem er selbst so gelitten hat, auch wenn es diesmal nur das eigene Land betrifft und nicht wie damals die ganze Menschheit.

Wir dürfen uns aber nicht darüber täuschen, dass dieser Israeli nicht „der“ Israeli ist. Die Mehrzahl der Israelis sind zivilisierte, anständige Leute, die ebenso wenig fanatisch sind oder chauvinistisch wie wir. Nur der kleine, aber einflussreiche Kreis der Religiösen vertritt heute solche Positionen. Das aber ist mit Bezug auf die jüdische Religion besonders interessant und aufschlussreich, zeigt es uns doch, wie diese Religion sich gebärdet, wenn man ihr freien Lauf lässt. Da wird alles, was nicht zu ihr gehört, von vornherein abgewertet und spielt nur noch als „Zuarbeiter“ eine gewisse Rolle. Der Palästinenser in Israel ist der Indianer des Nahen Ostens, er wird behandelt wie dieser, angesehen wie dieser, in Reservate gesteckt wie dieser, wirtschaftlich benachteiligt wie dieser und der „Weiße Mann“ in diesem Spiel ist ausgerechnet der zutiefst fromme zumeist von Europäern abstammende Jude. Diese Entwicklung scheint nun allen historischen Vorurteilen zunächst einmal Recht zu geben. Sie kennzeichnet die jüdische Religion als dunkelhaft, anmaßend, asozial und anachronistisch, als erstarrt und formalistisch und sie setzt noch einen drauf: nur als nicht ganz orthodoxer Jude, sagt sie, kann man zugleich auch ein Weltbürger sein und bleiben, ansonsten hat man nur die Perspektive, ein nationalistischer Israelit zu sein – nicht viel anders als ein deutsch-nationaler Wähler nur mit umgekehrten Vorzeichen.

So zu argumentieren ist möglich, sicher, aber es ist nur die halbe Wahrheit und daher im Ganzen gelogen. Denn man darf niemals vergessen, dass in diesem Volk eine ungeheure Angst steckt und dass auch die „zivilisierten“ Kreise gegen die Angst ankämpfen – freilich mit anderen Mitteln und auf anderen Wegen als jene Ultraorthodoxen, die da jetzt das Ohr der Regierung haben und übrigens auch auf die Administration in den USA permanent einwirken. Es ist die Angst, die im Verhältnis zu ihrer Geschichte gerade erst wieder gewonne-

ne öffentliche Anerkennung wieder zu verlieren, indem ihr Staat verloren geht. Diese Angst macht sie nervös und – haben sie nicht alles Recht, angesichts des islamischen Antijudaismus, sich dessen zu erwehren? Aber nicht auf diese Weise, ist man versucht zu sagen. Nicht indem sie die Palästinenser diskriminieren und ausgrenzen – haben sie denn vergessen wie sie selber unter Ausgrenzungen verschiedenster Art – auch ohne den Holocaust – gelitten haben? Traumatisierte haben es an sich, dass sie ihre Erfahrungen unbesehen an den nächsten Menschen weitergeben und sich so entlasten. Hier ist ein ganzes Volk, eine ganze Geschichte von knapp zwei Jahrtausenden ein einziges Trauma. Wer wird sich da wundern, wenn ein Volk sich mehr oder weniger deutlich verhält wie ein traumatisiertes Individuum? Was die alteingesessenen Völker der Welt höchstens dazu bringt, die Stirnen zu runzeln und zu fragen, wer denn nun hier verrückt sei, erzeugt im Staat Israel Panik die mehr oder weniger kollektiv sein kann, aber immer die Gefahr birgt, dass sie zur Massenhysterie wird. Wir lachen über die massiven Schutzvorrichtungen welche die Israelis verlangen und selbst schaffen – aber wir vergessen dabei, dass dieses Volk das Trauma einer so langen Verfolgung und zuletzt Vernichtung in sich trägt und dass sich bis jetzt niemand bereitgefunden hat, dieses ganze Volk entsprechend zu therapieren, im Gegenteil: die ganze arabische Welt haut auch noch in diese Kerbe, weil sie Null Komma Nichts von diesen Dingen versteht.

Daraus nun ergibt sich für uns die Frage, was das denn nun für eine Religion sei, die ihre Anhänger in solches Leid zu treiben in der Lage ist. Die Frage wird sicher jedermann anders für sich beantworten, je nachdem er selbst Jude, Christ oder vielleicht auch nichts von alledem ist. Unsere Antwort ist eine Feststellung: das passiert, wenn sich jemand untersteht, eine Religion die er selber konzipiert hat zu verwirklichen. Denn kein Mensch kann jemals auch nur für einen noch so begrenzten sozialen Raum etwas ersinnen, das ohne Schaden für alle gleich verbindlich sein kann. In Persien ersonnen, zunächst als Mittel tauglich, einen neuen Staat zu schaffen, verstrickt sich diese Religion sehr rasch in ihre inneren Widersprüche und erweist sich als nicht praktikabel, wenn sie nicht kontinuierlich den Zeitläuften angepasst wird, welche Arbeit durch die Pharisäer, die Rabbinen und zuletzt die Chassiden und zu allerletzt die großen jüdischen Gelehrten der Aufklärung beispielgebend getan wird. Alles was eine Nation tun kann um eine an und für sich bereits zu Anfang tote Religion am Leben zu erhalten hat das jüdische Volk getan. Aber letztgenanntes steht es vor der Entscheidung, entweder große Teile dieser Religion zu opfern oder sich gegenläufig zu jeder Vernunft weiter zu entwickeln. Erfreulicherweise zeigen die derzeitigen Signale, sieht man einmal von der Entwicklung im Staat Israel ab, in Richtung Zivilisation und Weltbürgertum und selbst dort wird den zivilisierten Bürgern das Treiben ihrer Religiösen zu bunt – man sieht es an den immer wieder aufflammenden Protesten, die von der Regierung ebenso widerwillig wie mühsam niedergehalten werden. Diese Regierung wird nie, wie seine Ultrareligiösen es verlangen, Panzer gegen das eigene Volk auffahren lassen und – dessen Meinung kennt sie längst, es ist auch die Ihrige. Nur die Ultras und das Geld, welches sie aus USA in den Staat einbringen machen die Angelegenheit zum Problem. Judentum ist nicht so. Judentum kann so sein, das ist wahr, es kann Mauern zwischen sich und den Anderen errichten, aber es kann diese Mauern auch niederreißen und dennoch seine Identität behalten – dieses Volk wird sich binnen kurzem entscheiden müssen, welchen Weg es gehen will, will es seinen Staat als Mittelpunkt seiner Selbstidentifikation behalten: will es die reine Religion gegen alle Einwände der Vernunft durchsetzen oder will es mit dieser Religion ins Große Ganze der Menschheit einziehen – ich denke, die Entscheidung sollte nicht schwer fallen.

---

## DIE WURZEL JESSE

**DER MANN, DEN ES NIE GAB**

---

Es tut mir ja aufrichtig leid, aber ich muss mit diesem Satz beginnen: Jesus Christus gab es nie. Er ist, wie sein Vater Jahwe, ein Phantom und wie dieser so ist auch dieses Phantom historisch bedingt und ableitbar. Es tut mir aufrichtig leid, aber ich muss noch einen Satz dazu schreiben: die Zuordnung zu den abrahamitischen Religionen ist nur sehr dünn und über viele „Eselsbrücken“ legitimiert. David, der sagenhafte König, dessen Nachfahr dieser Jesus sein sollte, war ein Nachkomme Judas, des Hauptes der zwölf israelitischen Stämme aus einer Seitenlinie, nämlich über dessen Schwiegertochter Thamar – entstammte so gesehen also einem eklatanten Gesetzesbruch, denn die Schwiegertochter war dem Schwiegervater verboten. Das heißt, sie wäre es gewesen, wenn das Gesetz damals bereits Gültigkeit gehabt hätte, was mythologisch ja angenommen wird. Dann entstammt er auch noch einer Seitenlinie des Hauses David, den die Hasmonäer behaupteten von sich, Davididen zu sein und zumindest einer ihrer Könige findet sich im Geschlechtsregister des Matthäus, allerdings unter seinem jüdischen Namen: Mathias oder Matthan. Leider aber ist dies Geschlechtsregister so mythologisch wie der Mann, dessen Herkunft – übrigens in der männlichen Linie – es darlegen will. Wenn man aber die Geburts geschichten dieses Jesus betrachtet, fällt auf, dass die weibliche Linie eine weitaus größere Rolle bei der Herleitung der Abstammung Jesu spielt und darüber liest man gar nichts. Und in einigen alten Exemplaren steht sogar der ketzerische Satz: Joseph aber zeugte Jesus, der der Christus genannt wird<sup>40</sup>. Hier ist der Talmud hilfreich, der über Maria sagt: von Fürsten und Königen stammte sie ab und hurte mit einem Tischler<sup>41</sup>. Irgendwie scheinen sich hier Ebenen zu überlagern, aber das soll nicht unsre Sorge sein, dessen ward schon an anderer Stelle gedacht.

Wir haben hier aber die seltsame Konstruktion, dass der Mann, den es nie gab, einen Mann zu überlagern versucht, den es sehr wohl gegeben hat, der nur mit diesem mythischen Christus nichts zu schaffen hatte und hat. Er war ein jüdischer Weisheitslehrer, vermutlich stammte er aus einer Seitenlinie des Königshauses zur Zeit des Herodes ab und seine Spur verliert sich in der Geschichte, nur seine Worte nicht, die stehen zweckentsprechend aufbereitet im Neuen Testament und machen dessen wesentlichen Kern aus, wenn man einmal von der – sakramentalen – Kreuzigung und Auferstehung absieht. Die Religion Christentum hat sich der Gedanken dieses Mannes bemächtigt ohne sie auch nur im Geringsten zu verstehen – das wissen wir, seit wir den unverstellten Text seiner Lehre haben.

Jesus Christus ist uns allein aus den Evangelien bekannt, die alle etwa vom Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bis zum vierten nach und nach redigiert und zu einem Neuen Testament zusammengestellt werden – übrigens in bewusster Parallelität zum Tanach, denn die Christengemeinde verstand sich weithin als das Neue Israel. Über den wirklichen Mann gibt keines derselben Auskunft – manchmal allerdings wie bei Matthäus 1, 16 blieb quasi aus Versehen etwas hier und da „kleben“ – vor allem im Johannesevangelium, das wie es scheint Passagen einer originalen Biographie des historischen Jesus bearbeitet – freilich so, dass der ungeschulte Blick darüber hinweg lesen kann. Johannes zählt zu den frühen Evangelientexten, wurde aber erst relativ spät in den Kanon übernommen – was kein Wunder ist, wenn es sich wirklich so verhält, denn an diesen jüdischen Rabbi sollte so wenig wir nur möglich erinnern. Er soll, nach diesen Texten, der Sohn eines Zimmermanns und einer jungen Frau mit Namen Maria gewesen sein – schon bemerkenswert, dass der Name der Frau hier überhaupt genannt wird, in einer rein jüdischen Tradition wäre er glatt unter den Tisch gefallen, aber diese Maria ist eben wichtig für den Fortgang der originalen Geschichte gewesen und es würde Hohn und Spott hageln, wenn der Name nirgendwo fiel, also wird sie statt zur großen Frau neben, zur Mutter von Jesus. Das Thomasevangelium rückt die Dinge dann an die rechte Stelle und zeigt uns Maria als die Gefährtin, der Jesus

---

<sup>40</sup> So nach der Zürcher Bibel zu Matthäus 1, 16 Leider nennt auch der Nestle – Text die Quelle nicht, verzeichnet aber die Variante.

<sup>41</sup> Sanhedrin 106a/b

seine Schüler sozusagen vorführt. Er soll große Wunder getan und sogar Tote auferweckt haben – sogar der Talmud berichtet uns davon, also muss wohl etwas daran gewesen sein, denn er macht kein Hehl daraus, dass er es ungern berichtet. Das Thomasevangelium, diese originale Urkunde seiner Lehre weiß nichts davon, aber das ist auch nicht sein Thema – die Biographie indes scheint davon gewusst zu haben. Da ist anscheinend wirklich was passiert. Andererseits gehörte es zum guten Ton – und gehört noch bis heute dazu – dass außergewöhnliche Menschen auch außergewöhnliche Taten zu vollbringen hätten. Eine Lehre war und ist nur dann eine gute Lehre, wenn der Lehrer sich durch etwas legitimiert, was eben nicht jeder kann – so jedenfalls die landläufige Meinung, der dann die Gestalt des Mannes, den es nie gab, auch voll entspricht. Die meisten Gurus wetteifern mit solchen Taten teilweise trickreich um Anhänger und gegeneinander und zu den angeblichen Lebzeiten des Mannes den es nie gab, war das nicht anders: beinahe jede größere Stadt hatte ihren oder kannte mehrere solcher Wundermänner.

Der Mann den es nie gab wurde, so sagt man, in Bethlehem nahe Jerusalem im Lande Juda geboren. Aber er lebte dann nicht dort, sondern in Nazareth nahe Sepphoris in Galiläa wo er das Handwerk seines Vaters erlernte und bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr ausübte. Da Juden im Allgemeinen gehalten waren, früh zu heiraten ist anzunehmen, dass auch dieser Jesus verheiratet gewesen ist, aber das Neue Testament schweigt hierzu beharrlich und betont dagegen sein Asexualität<sup>42</sup>. Mit dreißig Jahren geht er zu Jochannan an den Jordan und lässt sich taufen – ein Ritus, den damals viele vollzogen, da er die demonstrative Hinwendung zur jüdischen Religion und einen oppositionellen Akt gegen die Römer und ihrer Kollaborateure bedeutete. Die Zeit wird angegeben als die Zeit, in der Pontius Pilatus Präfekt von Judäa war, also die Zeit des Kaisers Tiberius. Geboren unter Augustus, gewirkt und gelitten unter Tiberius – in diese Zeit haben wir den Mann, den es nie gab, einzuordnen. Für Israel war diese Zeit eine Zeit der inneren Spannungen, denn die Zeloten bedrohten nicht nur die Römer, sie bedrohten auch Israeliten, von denen sie meinten, dass sie zu eng mit den Römern verbunden wären. Mit Dreiunddreißig wird er endlich als – politischer – Auführer erst von den Beamten des Sanhedrin aufgehoben, dann vom römischen Präfekten zum Kreuzestod, der Strafe für Staatsverbrecher ohne Bürgerrecht und ohne adelige Herkunft, verurteilt. Allerdings lässt man es sich angelegen sein, hervorzuheben, dass Pilatus sich die Angelegenheit nicht leicht gemacht hätte. Um diese Hinrichtung des Göttlichen Wundermannes rankt sich ein ganzer Roman innerhalb des Neuen Testaments, gespickt mit grauenvollen wie rührenden Einzelheiten und einigen heroischen Glanzpunkten. Denn der Tod dieses Anti – Helden hat eine tiefere Bedeutung: er muss sterben, damit bewiesen wird, dass ein Mensch sündlos leben und am Ende sein eigenes Leben seinem Gott darbringen kann und sogar die absolute Gottesferne schreckt ihn nicht ab, er klagt zwar, aber dann bringt er es doch zum Ende und – nach drei Tagen belohnt ihn Gott und lässt ihn, den exemplarisch Frommen, „nicht in der Grube“. Erst vierzig Tage später verabschiedet er sich dann endgültig von der Welt, nicht ohne das Versprechen zu geben, am Ende der Tage (das nahe ist) wieder zu kommen und bis dahin soll der Heilige Geist die Gemeinde zusammenhalten, der dann auch prompt zu Pfingsten von sich hören lässt und die Apostel beruft.

Diesen Mann hat es nie gegeben, sagte ich, aber er ist mit einem Mann den es sehr wohl gegeben hat, eng verknüpft, nur lebte der zur Zeit des Herodes und starb zu unbekannter Zeit und an unbekanntem Ort, man vermutet, es war um das Jahr 7 oder 12 unserer

---

<sup>42</sup> eine solche Haltung war extrem nichtjüdisch zumal nicht berichtet wird, dass Jesus irgendwann ein Nasiräergelübde abgelegt hätte, das einem Juden die asketische Lebensweise für einen bestimmten Zeitabschnitt gestattete. Mit einem solchen Gelübde hätte er sich von Wein und Weib fernhalten können und es war ihm auch gestattet, Haar und Bart wachsen zu lassen wie sie wollten. Der gewöhnliche Israelit gleich welcher Kaste hatte sich nämlich um ein gepflegtes Äußeres und um regelmäßigen Verkehr mit seinem Weibe zu bemühen. In der griechischen Kultur bezeichnet solches Auftreten den Kyniker, der asketisch leben kann, aber nicht muss.

Zeitrechnung. Den Kaiser Tiberius hat dieser Mann ebenso wenig kennen gelernt wie er in Bethlehem geboren wurde, wo er geboren wurde, ist nämlich ebenfalls unbekannt, nur wer sein Vater war, ist es nicht, der hieß wirklich Joseph und war der jüngste Bruder des späteren Herodes des Großen. Auch dass er wirklich Jesus hieß, ist verbürgt, aber Jesus ist ein damals verbreiteter Name und hieß nicht schon der berühmte General der „Landnahme“ so – Jesus´, nämlich Josua? Ein Davidide von Vaterseite war er nicht, vielleicht war seine Mutter aus diesem Haus und so ist auch diese Verbindung vielleicht nicht ganz aus den Fingern gesogen. Sein Vater war ein „technites“ also ein Verwaltungsbeamter im Auftrag des Herodes, er fiel, wie Josephus uns mitteilt, in einem von vielen Scharmützeln, die sich die Antipatriden und die Nachkommen der Hasmonäer nach dem Tode der Königin Salome lieferten, als sie miteinander und um die Gunst Roms wetteiferten. In dieser bewegten Zeit also wuchs der Knabe auf und um ihn zu bewahren ließ der Vater ihn nach Ägypten bringen und dort wohl für den Staatsdienst vorbereiten, aber durch die Fügung des Schicksals gelangte der Junge in den Dunstkreis der ägyptischen Religion und Philosophie und wurde ein Priester – worauf der Talmud verweist, wenn er nach dem fragt, was er aus Ägypten mitgebracht habe und worauf das Matthäusevangelium verweist, wenn es die Familie erst mal in Gänze nach Ägypten schickt um dann sagen zu können: aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen... also ein altes Zitat auf ihn anzuwenden. Ägypten, das muss man sagen, war für die Israeliten jener Zeit alles andere als ein exotisches Pflaster, es war das Land der Wahl, denn das Land im Osten, Persien, war der Verbündete der mit den Antipatriden verfeindeten Hasmonäer. Ägypten aber war durch Jahrhunderte die Schutzmacht Israels gewesen und wohl bekannt. Ex Aegypto... es musste nicht Gott Jahwe sein, der ihn von dort nach Hause rief, denn der Brauch bestimmte, dass nach dem Tod des Vaters der älteste Sohn die Vormundschaft über die Familie übernahm. Jesus musste nach Hause und in den Dunstkreis des Herodes eintauchen... er hat sich dort anscheinend wacker geschlagen, bis zu dem Tage an dem er aus Israel verschwand. Der Talmud berichtet uns verschlüsselt auch davon. Überhaupt weiß er noch Manches<sup>43</sup> das aus dem christlichen Gedächtnis ganz und gar entschunden ist – oder auch nie darin war, denn der Mann, den es gab, existiert heute praktisch nicht mehr – der Jesus Christus den man kennt, ist der Mann, den es nie gegeben hat. Die um ihn herum sind, gab es alle – irgendwie – nur ihn selbst, ihn hat kein Mensch je auf Erden wandeln gesehen.

## DER FELS DER KIRCHE

---

Jesus – der wirkliche – hatte, wie schon angedeutet, Schüler um sich versammelt, bildete den Kern einer verschworenen Gemeinschaft, die zusammenhielt solange er in ihrer Mitte war. Dann, als er mit einigen Getreuen aus Israel verschwand, polarisierten sie sich. Einige lebten nach seiner Lehre weiter, andere folgten der neuen Lehre, die einer seiner Schüler über ihn verbreitete und die dem heutigen Christentum schon recht ähnlich sah – aber sie verstand sich selbst als Weiterführung und Vollendung des Judentums, wie denn auch dieser Schüler seinen Meister sagen lässt: ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen. Dem wirklichen Meister war das Gesetz gleichgültig, weshalb er auch nicht dazu aufforderte es zu missachten. Aber dieser Simon machte sich einen Meister nach seinem Geschmack zurecht und zumindest in Judäa fand er genug Leute, die das alles sahen wie er. Zwar war von den Schülern Jesu keiner dabei... aber dafür kamen viele hinzu, vor allem aus Simons eigenem Freundeskreis, dem der messiasgläubigen Zeloten. Und – zwar war damals noch keine Kreuzigung dabei und auch noch keine Auferstehung von den Toten, die kamen erst später, aber die Entrückung und Wiederkehr des Heiligen Mannes

---

<sup>43</sup> Was nun aber wiederum nicht besagt, dass man ihm blind zu glauben hat. Vieles von dem, was über Jesus berichtet wird, ist von der späteren Feindschaft zwischen Juden und Christen geprägt und nicht oder nicht nur ernst zu nehmen.

wurde schon eifrig bestaunt – ja, liebe Leute, die Himmelfahrt kam vor der Auferstehung. Im Übrigen log Simon, was das Zeug hielt, vor allem dann, wenn es seine eigene Person betraf. Im Schülerkreis war er nicht gut weggekommen, hatte gar den Spitznamen „der Klotz“ geführt – aber dieser Klotz wurde nun zum Felsen des Glaubens und später zum Grundstein der neuen Religion. In einer denkwürdigen Episode mit dem wirklichen Jesus hatte Simon keine gute, um nicht zu sagen, eine denkbar schlechte Figur gemacht. Jetzt wurden die Rollen getauscht und Simon war es, der den Meister als den Messias erkannte. Dabei war es darum gar nicht gegangen... Simon hatte sich zum Sprecher einiger Unzufriedener aufgeschwungen, und die Entfernung der Maria aus dem Schülerkreis gefordert – Jesus hatte ihm daraufhin eine entschiedene Absage erteilt und sich für die Gleichheit der Geschlechter in seiner Lehre ausgesprochen. Die Frauen würden sein, wie die Männer, sie würden ihnen gleichen. Davon ist in seinem „Evangelium“ nichts mehr zu spüren, hier haben die Frauen keine lehrenden, sondern nur noch dienende Aufgaben, Maria eingeschlossen, die geradezu als Hure bezeichnet wird. Hinwiederum geht „Petrus“ wie man ihn nun vermehrt nennt, selbstverständlich mit seiner Frau auf Reisen und er betont auch, wie gut er zu seiner Schwiegermutter ist, denn er schickt den Meister zu ihr um sie zu heilen. Ja er ist sogar selbst ein Wundermann – es wird von ihm erzählt, er könne fliegen und er könne Lebende tot und Tote lebendig machen, einfach indem er sie beim Namen Jesu beschwor. Man pilgert zu ihm hin, der sich nach Zerwürfnissen mit dem Jerusalemer Klerus nach Samaria zurück gezogen hat, und man bekennt sich massenhaft zu Jesus, dem neuen Messias – König, der zwar ent-rückt ist, aber bald wiederkommen wird „zu richten die Lebenden und die Toten“ wie es dann später so schön im Apostolischen Glaubensbekenntnis heißt. Der große Simon macht ihnen derweil schon einmal vor, was sie zu erwarten haben von diesem Gericht, wenn sie an ihn glauben und wenn sie nicht an ihn glauben. Der Unterschied ist unübersehbar. Wer an ihn glaubt, der bekommt das Paradies, ewige Jugend und Gesundheit, und wer nicht an ihn glaubt, bekommt, der wird an einen Ort gebracht, „da wird sein Heulen und Zähneklappern“ – Simon erfindet die Hölle.

Später werden sich die Christen von diesem Simon distanzieren, werden seinen Beinamen „der Große“ in „der Zauberer“ verfälschen, was sie mit sämtlichen Trägern dieses Titels tun<sup>44</sup>. Simon der Zauberer, der Fels der Kirche, wird in ihrer Überlieferung zu Simon Magus werden, dem ersten Gnostiker... und somit wird dessen Zusammenhang mit Jesus, dem wirklichen, dann auch hinten herum von der Kirche anerkannt, denn was Jesus da begründet hat, soll als „Gnosis“ fortan den Christen das Leben schwer machen. Der wirkliche Simon wird zur Legende wie sein Meister... seine Unfähigkeit wird nicht verschleiert, aber umgedeutet, sein „Hirtenamt“ wird zum Weg der Läuterung und zu diesem Weg gehört auch, dass er sich vom Odium der Gnosis befreit. Simon Petrus geht mit Johannes gleich nach Pfingsten nach Samaria und bereitet dem großen Simon – sich selbst – ein erschrecklich Ende.

In Samaria sammeln sich die mit der ausgleichenden Politik des Tempels Unzufriedenen, von hier aus planen sie ihre Aktionen, hierher ziehen sie sich zurück, wenn ihnen Gefahr droht. Seit Herodes der Große, der sie förderte, tot ist, sind schlechte Zeiten für sie angebrochen, denn die Juden von Jerusalem mögen sie nicht und den Römern gelten sie als ebensolche Juden wie die Jerusalemer – sie pfeifen auf feine Unterschiede. Daher hatten sie sich für Archelaos stark gemacht, den vielversprechenden Herodessohn, aber den mochte Augustus nicht und stürzte ihn. Der Jerusalemer Klerus indessen, denen Archelaos viel zu stark zu werden versprach, hielten es mit den Römern und damit hatten sie aufs richtige Pferd gesetzt, Archelaos musste, trotz Volksaufstands, in die Verbannung gehen und die sich für ihn stark gemacht hatten, gingen ebenfalls fort oder wurden im Aufstand erschlagen wie

---

<sup>44</sup> Auf gleiche Weise wird Judas Thomas zu „Etoimas dem Zauberer“ in der Apostelgeschichte des Lukas.

Jakob, der Bruder des wirklichen Jesus. Judas Thomas, sein Nachfolger in der Führung der Schule aber entwich nach Ägypten, will sagen nach Alexandria, wo er untertauchte. Simon blieb in Judäa solange man ihn dort tolerierte – aber der alte Hitzkopf schaffte es, wie gesagt, dass ihm der Boden zu heiß wurde und er nach Samaria entweichen musste, von wo er seine weitere Tätigkeit entfaltete.

Die weitere Geschichte Judäas kennen wir, die Präfekten lösten einander ab und keiner war darunter, der nicht irgendeinen Messias zu kreuzigen hatte. Besonders viele hat in zehn Jahren Amtszeit wohl der Pontius Pilatus über die Klinge springen lassen, sehr zur Genugtuung der Jerusalemer Priester und sehr zum Unmut derer, die endlich einen Befreier, einen Messias erwarteten, der die alte Königsherrlichkeit wieder auferstehen ließ – aber sie meinten nicht die der Hasmonäer, sondern die einer sagenhaften Urzeit. Ein neues Reis, wünschten sie, möge aus der uralten Wurzel Jesse aufgehen, gemeint ist das Haus Isais, des Vaters des sagenumwobenen Königs David. Die Kleriker aber wünschten dies durchaus nicht, denn dieser König David sollte sehr selbstherrlich gegenüber den Priestern gewesen sein und vor allem – ein solcher würde die Bundeslade zu sehen wünschen und – die hatten sie nicht mehr, die hatte der wirkliche Jesus ihnen kaputt gemacht. Da sie das keinem sagen konnten wollten sie auch keinen Messias König in ihrem Tempel sehen. Also fanden sie den Kompromiss, den wir auch bei Jochanaan ben Sakkai finden, dass der Messias zwar sicher kommen werde, aber niemand wissen könne, wann und wie das geschehen werde – und doch solle man ihn stündlich erwarten.

Simon war kein Lügner aus Prinzip. Er verehrte seinen Meister aus ehrlichem Herzen als den erschienenen Messias Israels und er glaubte Grund dafür zu haben – er log nicht, um Anhänger herbei zu ziehen, sondern seine Lügen füllten das aus, was seiner Phantasie von einem solchen entsprach und hatte er nicht wirklich Tote auferstehen sehen und gesehen, wie Kranke gesund wurden, an deren Genesung niemand mehr glaubte? War denn nicht wirklich das Fieber, das seine Schwiegermutter seit Monaten plagte, verschwunden und war niemals wiedergekehrt? Hatte Jesus sich deswegen besonders angestrengt? Nein, er hatte das gewissermaßen im Vorübergehen erledigt und wer sollte das können, wenn nicht der Messias? Und hatte er ihn nicht selbst vor allen anderen an sich gezogen, auch vor dem verdammten Judas Thomas und vor der skandalösen Maria, als er ihm in jener Hütte sagte: empfangen das Deine? War er nicht selbst dabei gewesen, als Jesus gerade diesen Judas von den Toten zurückholte, übrigens den Bruder der verhassten Maria? Auch wenn die beiden es durchaus nicht sehen wollten: Jesus war der verheißene Messias, der entrückt worden war um auch anderwärts die Juden in Gottes Reich zurück zu bringen... Simon war der Gläubige, vor dessen Herzen keine Tatsachen bestehen können, die seinen Glauben nicht bestätigen. Er wusste aber auch nicht, weshalb Jesus zu Schiff ging, so nahe stand er dem inneren Kreis der Schüler nicht. Er wusste nicht, dass es damals um Jesu Kopf ging, um Tod oder Leben und dass ihm nur Stunden blieben dieses zu retten, sonst musste Herodes ihn aufgeben. Simon Boëthos konnte seine Priester nicht endlos hinhalten und die Rechtslage war eindeutig. Der Talmud gibt uns noch einen Hinweis darauf, wie Simon Boëthos dann seinen Priestern die Angelegenheit erklärte. Er zitierte ihnen die Propheten „ich entweihe mein Heiligtum...“ und so weiter und sie glaubten alle Gott Jahwe habe eingegriffen, litten und schwiegen. Jesus hätte zurückkehren können – aber er hatte sich inzwischen anders entschieden und Israel auch geistig hinter sich gelassen.

Simon aber, der von alledem nichts wusste noch ahnte, baute gläubigen und beschränkten Herzens an seiner Kirche weiter, er tat es sein Leben lang und es ist durchaus möglich, dass er deswegen auch nach Rom gekommen ist, um den Meister ein letztes Mal im Leben zu sehen. Er kam zu spät, der Meister hatte Rom längst mit unbekanntem Ziel verlassen. Es ist durchaus möglich, dass er in Rom gestorben ist und sich die Petersbasilika über seinem Grab erhebt oder wenigstens über einem Ort, der seit alters von Christen als dasselbe



verehrt worden ist. Mit dem wirklichen Jesus hat das alles zwar nichts mehr zu tun, aber warum sollte Simon der Klotz nicht wirklich das geworden sein, als was man ihn unter Christen schon ein Jahrhundert später bezeichnete: du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Diese Worte legten sie Jesus in den Mund als Simon schon lange gestorben war, denn die Evangelien entstanden frühestens ein Jahrhundert nach diesen Ereignissen, wenn nicht noch später. Und – sie entstanden nicht in Judäa. Sie entstanden auf dem Hintergrund der Diaspora im römischen Reich.

---

## IM RÖMISCHEN REICH

---



---

### SAULUS ABER, DER AUCH PAULUS HEISST

---

Die ältesten Urkunden des Christentums, heißt es, sind nicht die Evangelien, sondern die Briefe eines gewissen Paulus. Dieser Paulus soll ein Jude aus Tarsus in Kilikien/Kleinasien gewesen sein, der als junger Mann und römischer Bürger nach Jerusalem kam, um bei Gamaliel I Thora zu studieren und ein Pharisäer zu werden, ein Ausleger des Gesetzes in seiner Heimatstadt. Eigentlich soll er Saulus geheißen haben, erst später soll er seinen Namen in Paulus geändert haben. Als angehender Pharisäer soll er nur wenige Jahre nach der Kreuzigung Jesu im Auftrag des Jerusalemer religiösen Gerichtes diejenigen verfolgt haben, die der Lehre des Simon vom Messias Jesus Christus folgten. Diese Verfolgungen hätten sich bis nach Syrien hinein erstreckt. Auf dem Wege nach Damaskus in Syrien, schreibt er, wäre er in einer Vision von Jesus selbst „umgedreht“ und als Apostel, als Missionar für die Christen, berufen worden. Die Apostelgeschichte des Lukas schmückt dann dieses Geschehen noch weiter aus, aber das soll uns hier nur am Rande interessieren, obgleich die Apostelgeschichte des Lukas uns natürlich als Quelle mancher Nachricht durchaus interessiert. Denn aus dieser Anfangszeit der Christengemeinde wissen wir, außer durch ihr eigenes Schrifttum sehr wenig bis nichts.

Aber wir wissen: es geht in dieser Angelegenheit schon längst nicht mehr um den wirklichen Jesus, sondern um Jesus Christus als den Herrn einer um ihn als ihr Glaubenszentrum gescharten göttlichen Heros wenn er nicht gar als eine Inkarnation Jahwes selbst verehrt wird. Inzwischen hat es eine Geschichte von Kreuzigung und Auferstehung gegeben und Saulus (nennen wir ihn erst einmal so) gehört neben anderen zu den Propagandisten dieser neuen Religion, die sich dazu bekennt, dass sie vom Judentum abstammt, die aber im Verhältnis zu ihm eine neue Qualität darstellen will. Mit der Geschichte von Tod und Auferstehung ist der Jesus Christus nun Teil der römischen Göttergemeinschaft, er ist ein Bruder im Geiste des Mithras, des Orpheus, des Atthis und des Osiris respektive des Serapis geworden und auch und nicht zuletzt, ein Bruder des Wohltäters der Menschheit, Herakles. Seine Religion ist der Beitrag Israels zur Vielzahl der antiken Mysterienreligionen. Solch eine hat natürlich auch feste Regeln und mit denen setzt sich unser Saulus weidlich auseinander, daher erfahren wir auch erst von ihnen. Da ist einmal die Taufe, als Proselytentaufe war sie seit jeher im Judentum bekannt, nun wird sie Initiationsritus eines neuen Glaubens. Manche Christen üben die Beschneidung noch daneben, aber das will Saulus nicht gelten lassen. Desgleichen auch erfüllen manche noch das jüdische Gesetz, aber auch das will Saulus nicht mehr als Maß der Dinge haben – daher erfahren wir davon. Allerdings – den Sabbat halten sie noch und auch die jüdischen Feste und sie gehen in die Synagogen. Aber sie haben auch eigene Riten, so das „Abendmahl“ das Jesus selbst in der Nacht vor seinem Tode am Kreuz gestiftet haben soll – wobei unentschieden ist, ob es sich um eine Variante des Passahmahles, des Seder, oder um den in den Synagogen an jedem Sabbat vollzogenen Kiddusch mit Brot und Wein handelt, die abgewandelt wurden. Dieses Abendmahl ist der Kern ihres Mysteri-

ums und zu ihm sind nur Getaufte zugelassen. Alle anderen müssen den Raum verlassen – bis dahin allerdings sind sie geduldete Mithörer, man will ja Zuwachs haben. All das erfahren wir durch die Briefe des Saulus. Wir erfahren auch, dass es nicht gerade die moralischen Leuchten sind, die zum Christentum stoßen, sondern oft sind es Leute mit wie man zu sagen pflegt, bewegter Vergangenheit, und das schafft unserem Saulus des Öfteren Probleme, denn wie es so schön heißt, die Katze lässt das Mäusen nicht.

Aber die Gemeinde, die sich um das neue Mysterium scharf, wächst und wächst und nicht nur unser Saulus hat Anteil daran. Mit ihm und neben ihm bemühen sich überall dort, wo Juden wohnen, und das ist in der ganzen römischen Welt und darüber hinaus Menschen darum, dem neuen Mysterium Anhänger zu werben – der Legende nach gehen sie bis nach Indien und China. Zunächst wenden sie sich überall an die jüdischen Gemeinden, da sie sich ja selbst als Juden sehen, dann aber auch immer mehr an „heidnische“ Kreise und – sie kommen an, denn überall geht es den Menschen schlecht und überall hoffen sie auf Besserung ihrer Lage und auf Hilfe in der Not. Es ist ein einfaches Ethos, das die Apostel verkünden: du musst nicht irgendwelche skurrilen Vorschriften einhalten, sondern dich nur als anständiger und friedlicher, hilfsbereiter und standhafter Mensch erweisen, wenn du unter diesen Umständen an den Christus glaubst, wird er dich erretten. Du musst keine hohen Eintrittspreise bezahlen und keine kostspieligen Gastereien ausrichten, du musst auch keine Priester bezahlen, denn unsere Ältesten und Diakone ernähren sich selbst mit ihrer Hände Arbeit – alles was du musst, ist an den Kyrios Christus glauben. Es ist ein bunter Flickenteppich, der da unter dem Deckmantel des Christentums entsteht und die meisten Gemeinden haben kaum Verbindung untereinander aber sie alle akzeptieren einander als Christen. Einige halten ein christliches Osterfest, andere das jüdische Passah mit christlicher Interpretation, einige halten den Sabbat, andere schon den Tag der Auferstehung, den Sonntag, aber alle halten diesen Tag besonders in Ehren und versammeln sich, um Lesungen zu hören und sich an Predigten zu erbauen – eine für alle verbindliche Liturgie gibt es nicht, auch nicht für alle verbindliche Schriften, einzig verbindlich ist für alle die griechische Bibel, die Septuaginta. Die hebräische Thora können sie zumeist nicht lesen, da immer mehr Christen nicht im Judentum erzogen wurden. Ihr Gesangbuch sind zunächst die Psalmen der Juden, aber schnell kommen eigene Lieder hinzu, die unser Saulus auch in seinen Briefen zitiert.

Saulus aber, der auch Paulus heißt... da stimmt etwas dennoch nicht, wie es scheint und in der Tat – die Umbenennung des Saulus in Paulus geschieht just in dem Moment, in dem Saulus auf den Freund des Judas Thomas, den Präфекten von Zypern, Sergius Paulus trifft. Bis dahin verwendet auch der Historiograph Lukas den Namen Saulus – ab dann nicht mehr und die gesamte christliche Tradition folgt ihm. Paulus aber ist ein alter römischer Gentilname und selbstredend ist einer, der ihn trägt. römischer Bürger – ob Saulus das wirklich ist, wissen wir nicht. Lukas nimmt aber mit dem Namen auch die römische Bürgerschaft des Saulus auf und an und wieder folgt ihm die Tradition und sinniert, wie das geschehen sein kann, denn römischer Bürger zu werden ist ein teures Vergnügen, das sich ein wandernder Zeltmacher mit Sicherheit nicht leisten kann. Seine Eltern sollen es schon gewesen sein, das Bürgerrecht wäre den Einwohnern von Tarsus in corpore verliehen worden und was dergleichen Spekulationen mehr sind, denn mehr als Spekulationen sind das nicht. Setzen wir also getrost eine Spekulation dagegen. Besagter Sergius Paulus geht nach Beendigung seiner Dienstzeit auf Zypern auf eine andere Art von Dienstreise und zwar um die neue Philosophie – später nannte man sie verschämt Neuplatonismus obgleich sie mit Plato nichts zu tun hat – im Reich zu verbreiten und wie üblich führte er über seine Reisen Buch. Dies Buch fiel dem Lukas in die Hände und er verarbeitete es, weil der Name Jesus darin vorkommt, zu einer christlichen Erbauungsschrift über die frühen Tage des Christentums. Nun wird es klar, warum sein Jude Saulus, von dem er anscheinend viel hält, überall freundschaftlich von den Statthaltern empfangen wird und warum er auf der anderen Seite solche

Schwierigkeiten mit den Juden bekommt, die damals noch nicht die Notwendigkeit sahen, sich von den Christen zu distanzieren, also eigentlich den Paulus als einen der Ihren willkommen heißen müssen. Er war es ganz und gar nicht, er war ein „Heide“, dem das Betreten des Heiligtums bei Strafe untersagt war – aber dieser Heide war auch guten Mutes, nachdem die Juden ihn nicht lynchen konnten, sondern der Präfekt eingeschaltet werden musste, seinen Prozess in Rom zu gewinnen, er plante sogar schon weitere Reisen, die er wohl auch angetreten hat. Denn die so genannte neuplatonische Philosophie ist in Spanien angekommen, ehe die christlichen Missionare sich dort breit machten und wirkte von dort ins Reich zurück, es ist sogar möglich, dass Sergius Paulus noch weiter bis nach Gallien gekommen ist, und dort die Miriam getroffen hat, die nun ihrerseits Interesse an den Vorgängen in Spanien bekundete, denn die Verbindung der beiden Schulen, der spanischen, die dann manichäisch wurde und der gallischen, die ins Katharertum übergang, ist bekanntermaßen recht eng gewesen. Saulus aber – verschwindet irgendwie aus der Geschichte wie Moses „und niemand hat sein Grab gefunden bis auf den heutigen Tag“. Dass man ihn mit Simon vergesellschaftet geht darauf zurück, dass Saulus und Simon einander nicht akzeptierten als sie sich trafen. Hier wird in bewährter Manier eine unangenehme Entwicklung nachträglich harmonisiert. Aus dem Zerwürfnis der beiden aber resultiert, dass Saulus nur einen Seitenzweig christlicher Gemeinden repräsentieren kann, aber nicht den Mainstream jener Tage. Das bleibt so, bis im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung einige Christen sich aufgerufen fühlen, nun auch die christlichen Heiligen Schriften definitiv festzulegen. Aber davon später.

Das Christentum der ersten hundert oder mehr Jahre ist jedenfalls kein paulinisches Christentum. Wer etwas darüber erfahren will, vertiefe sich in die frühen Kirchenschriftsteller Irenäus, Tertullian, aber auch in die Didache. Wie es genau ausgesehen hat, werden wir dennoch nicht erfahren, aber es scheint, die Varianten reichten von einer bloßen zivilen Mysterienreligion zu einer Lebensweise von rigoroser Enthaltensamkeit, von einem Leben als Jude bis hin zu einer Existenz, die sich sogar mit römischem Militärdienst und römischen Schauspielen vertrug, in denen bekanntlich Menschen brutal abgeschlachtet wurden. Als Heilige Schrift und Urkunde des Glaubens galt, was diese Christen gerade in die Hand bekommen hatten, darunter viele Traktätchen und Romane die den Grundstock, das Leben ihres Heros, nach Belieben mit Anekdoten ausschmückten, die mehr oder weniger nahe an der Wahrheit waren. Diese ersten Christen glaubten alles, was man ihnen über ihren Jesus erzählte, wenn es nur fromm war... aber sie alle erkannten einander am Zeichen des Kreuzes, das über Brot und Wein gemacht wurde, damit sie zu Leib und Blut Christi würden und wie eine jüdische Beracha auch das tägliche Leben heiligen sollte, weshalb man sich ausgiebig „bekreuzigte“, offen und verstohlen. Warum aber verstohlen in einem in religiösen Dingen so toleranten Reich, wie dem römischen?

---

### SELIG SIND DIE DA TRÜBSAL LEIDEN

---

Die Christen sind niemals ihres Glaubens wegen verfolgt worden. Keine Religion im römischen Reich wurde jemals verfolgt. Das Schlimmste, was ihr passieren konnte, war, dass man sie nicht nach Rom hinein ließ, sondern sie musste ihren Tempel draußen auf dem Marsfeld bauen. Die Tempel in Rom waren den Göttern der Römer (und Griechen) vorbehalten, einige stammten sogar noch aus der Zeit, als Rom eine Siedlung abtrünniger Etrusker gewesen war, die aus Alba Longa in die als unbewohnbar geltende Niederung am Tiber gezogen waren. Sie hatten dort auf sieben Hügeln ihre neuen Wohnsitze errichtet und die sumpfigen Wiesen im Tal trocken gelegt. Sie hatten die alten Götter mitgenommen und ihnen im Tal neue Häuser erbaut, auf Podien an die keine Überschwemmung reichte. Die höchsten und wichtigsten Götter aber hatten ihre Häuser gleich beim Königssitz auf der Arx, der Burg, bekommen, die sich auf dem höchsten Hügel, dem mons capitolinus befand und

von ihm her hießen sie die Kapitolinische Dreiheit: Jupiter, Juno und die eulenäugige Minerva. Rom wäre niemals die Weltmacht geworden, wenn sie eifernd die Sitten und Gebräuche, die Magie der Unterworfenen verachtet und geächtet hätte, vielmehr hatte sie diese sich selbst einverleibt.

Aber die Christen wurden doch verfolgt? Ja, sie wurden verfolgt, aber nicht ihres Glaubens wegen, sondern weil sie Hochverräter und Staatsverbrecher waren. Wie das, da man von diesen Menschen doch nichts Böses zu sagen wusste (außer der gewöhnlichen Gräuelpropaganda)? Weil sie einen Gott verehrten, der keinen anderen Gott neben sich duldete – vom Wohlwollen der Götter aber hing die Wohlfahrt des Reiches ab. Weil sie es ablehnten, den Genius des Kaisers zu verehren. Davon aber hing ab, das das Reich jederzeit in den richtigen Händen lag. Das Erstere war Staats-, das zweite Hochverrat und die Christen begingen ihn, indem sie Kaiser und Staat die nötige magische Unterstützung versagten. Es nützte nichts, dass sie gute Staatsbürger waren und pünktlich ihre Steuern zahlten – denn die Steuern konnte man zur Not auch eintreiben, Gehorsam durch Militär erzwingen, aber die Leugnung der Götter und des kaiserlichen Genius fand nur in den Köpfen statt, also musste man die Köpfe verfolgen. Besannen sie sich und schworen den Göttern zu, ließ man von ihnen ab, denn damit war der Zweck der Sache erreicht – schon die bloße Geste genügte den magischen Erfordernissen, in ihrem Herzen mochten sie glauben was und an was immer sie wollten, wenn sie nur taten, was nötig war, den Staat zu erhalten.

Sogar die Juden, die außer Jahwe keinen anderen Gott akzeptierten, hatten sich zuletzt zu einem Kompromiss bereitgefunden: in jedem Jahr zahlte der römische Staat für einen makellosen Stier, der von Jahwes Priestern in Jerusalem für die Wohlfahrt aller Menschen auf dem Erdkreis geopfert wurde. Und statt des geforderten Kaiseropfers zahlten sie eine Sondersteuer an eben diesen Staat, die dann der Allgemeinheit zur Verfügung stand. Aber die Christen zahlten nicht und opferten nicht – solange sie als Juden angesehen wurden, brachte das keine Ungelegenheiten mit sich, denn sie wurden sozusagen mit entschuldigt – aber am Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sagten die Juden sich ausdrücklich von den Christen los und nun traf sie, die weder opferten, noch steuerten, die ganze Härte des Gesetzes. Das war allerdings nach 70 unserer Zeitrechnung – die Neronische Verfolgung hatte demnach noch keine rechtliche Grundlage, denn die Christen waren nominell ein Zweig der – erlaubten – jüdischen Religion. Kaum anzunehmen dass selbst ein Kaiser wie Nero sich derart gegen geltendes Recht gewandt und diese Christen hätte verfolgen lassen, die durch das römische Recht uneindeutig geschützt waren<sup>45</sup>.

Nachdem die Christen eine eigenständige Religion geworden waren, sah die Sache allerdings, wie gesagt, anders aus: Domitian war der Erste, der sich nachweislich für die Christen interessierte. Das hing damit zusammen, dass er das messianische Element in der christlichen Religion als ein Konkurrenzunternehmen zum römischen Kaisertum begriff – allerdings ließ er die Angelegenheit wieder fallen, als sich herausstellte, dass die hoch angesehenen Nachkommen Jesu einfache Bauern waren, die ihm in keiner Weise gefährlich werden konnten. Immerhin war die Sache ihm willkommen, um seinen sehr viel einflussreicheren Vetter Clemens, der mit dem Christentum, so sagte man, sympathisierte, aus dem Weg zu schaffen. Dessen Kinder zog er allerdings, da sie die letzten Flavii waren, als präsumptive Thronerben auf. Ob sein Nachfolger Nerva sie dann abgetan hat oder ob sie als Privatleute weiterleben durften, ist nicht bekannt.

Unter der Herrschaft der „Guten Kaiser“ Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel sind die Nachrichten über das Schicksal der Christen zwiespältig. Die christ-

---

<sup>45</sup> Aus diesen und anderen Gründen ist die sogenannte Neronische Verfolgung denn auch in der Geschichtswissenschaft heute stark umstritten.

liche Legende konstruiert eine Dauerverfolgung und zumindest ist glaubwürdig, dass man sie überwachte – schon im Hinblick darauf, dass diese Christen viele unzufriedene Elemente aus dem Judentum anzogen und militarisierten. Sie beteiligten sich auch, zumindest in Teilen, am zweiten jüdischen Aufstand, der im Jahre 132 unserer Zeitrechnung losbrach. Über die Hoffnungen, die die zum Judentum tendierenden Christen mit diesem Aufstand verbanden, erfahren wir viel, wenn wir die Apokalypse des Johannes lesen, die zu dem Zweck verfasst wurde, die judenchristlichen Gemeinden Kleinasiens zu mobilisieren. Hier wird Hadrian geradezu beim Namen genannt und als Erzfeind herausgestellt, der in einem endzeitlichen Ringen dem Messiaskönig Christus unterliegt. Ob diese Schrift viel Erfolg gehabt hat, wissen wir nicht, Konsequenzen hatte sie aber sicher. Mit Schrecken nahmen die vom „Heidentum“ herkommenden Christen wahr, dass diese Nähe zu den Aufständischen ihnen die bis dahin relative Ungestörtheit zu nehmen im Begriff stand und dass der Funke auf sie überzuschlagen drohte. So hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als sich von der judenchristlichen Fraktion wiederum zu distanzieren und ihre eigene Lehre entsprechend zu entschärfen. Nun betrachteten sie sich auch selber nicht mehr als das Neue Israel, sondern nahmen eine dezidiert judenfeindliche Haltung ein. Alle christlichen Vorurteile gegen Israel stammen aus dieser Zeit – der Vorwurf des Gottesmordes ebenso wie die Auffassung, dass Israel von Gott verworfen worden wäre und ein Satz wie der des Paulus „das Heil kommt von den Juden“ wäre Christen nicht mehr über ihre Lippen gekommen und wurde im Römerbrief des Paulus denn auch relativiert mit einem Aber. Denn – die Paulusbriefe musste man nolens volens in den Kanon der christlichen Schriften übernehmen, wir werden noch sehen, warum. Auf der anderen Seite aber zeigt diese Episode uns, dass es eben doch zwar eine gespannte Situation aber keine Verfolgung gegeben hat – von einigen lokalen Pogromen einmal abgesehen, die sich wohl aus der Nähe von Judenchristen zum Kreis derer um Bar Kochba ergaben. Dafür spricht auch der – gleich ob echte oder falsche – Passus bei Plinius wo es heißt „conquirendi non sunt“ – man soll sie nicht verfolgen. Was dann zweifellos auch nicht geschehen ist, mag dies nun ein echtes Zitat oder auch ein späterer Einschub sein, er spricht eine eindeutige Sprache. Die christliche Legende, die auch Trajan Verfolgungen unterstellt, ist damit als Mythe beerdigt. Es ist wie ein katholischer Theologe sagt: die meisten Christen starben nicht in der Arena, sondern friedlich im Bett<sup>46</sup>.

So geht es durch die folgenden Jahrhunderte weiter und es ist ein Mythos, dass die Kirche auf dem Blut ihrer Märtyrer erbaut wäre. Sicher, es gab, vor allem in späteren Tagen, Blutzügen, keine Frage. Es gab, ehe Konstantin den Christen endlich die ersehnte Legitimation gab, sogar noch flächendeckende Verfolgungen, denn die „superstitio“ war übermächtig geworden und man meinte die Wirkungen dessen in den Wirren wiederzuerkennen, die das römische Reich nun erschütterten – von der Antoninischen Pest bis zum Einfall der Barbaren im Norden, dem sich Mark Aurel als erster Kaiser stellen musste und inneren Wirren, denen die Reformen Diokletians ein mehr schlechtes als rechtes Ende bereiteten, denn sie bewirkten schließlich die tatsächliche Teilung des Reichsgebiets. Parallel zu dieser Entwicklung wuchs die Zahl der Christen ständig weiter an und irgendwann reichte ihr Einfluss bis in die Regierung hinein, Christenfreunde und Christenfeinde gaben einander die Klinke in die Hand und das Diadem weiter – aber die flächendeckenden Verfolgungen unter den Kaisern Decius und Valerian hatten denn doch andere Gründe. Sehen wir uns die einmal an: Beiden Kaisern war der desolate Zustand des Reiches nicht verborgen und als echte Menschen der Antike suchten sie den Grund dafür nicht in der desolat gewordenen Herrschaftsform, der träge und korrupt gewordenen Verwaltung, der darniederliegenden Wirtschaft, und dem verlotterten und zudem unzureichend organisierten Militär<sup>47</sup> – sondern sie suchten ihn im Unwillen der Götter, die durch die Zunahme der Christen im Reich verärgert waren. Man musste,

<sup>46</sup> <http://www.joerg-sieger.de/gesch.htm>

<sup>47</sup> dieses bestand je länger je mehr aus barbarischen Auxiliartruppen statt aus gut ausgebildeten Legionären.

so ihr Gedankengang, in einem reichsweiten Opfer den Göttern klar machen, dass die „heidnischen“ Römer immer noch die Mehrzahl der Bürger stellten. So wurde reichsweit bekannt gemacht, dass jeder erwachsene Bürger<sup>48</sup>, ob Mann oder Frau, im Tempel des kaiserlichen Genius zu erscheinen und dort vor Zeugen ein Weihrauchopfer zu bringen habe – die paar Körnchen kosteten für niemanden viel Geld.

Die Christen waren nun ernsthaft in der Zwickmühle. Opferten sie, so waren sie nach ihrer eigenen Auffassung in Todsünde gefallen – opferten sie nicht, vergingen sie sich gegen ihre Obrigkeit, was ihnen ebenfalls nicht gestattet war und sie waren so stolz auf ihre staatsbürgerliche Tugend gewesen, musste sie doch das Gegengewicht gegen den Vorwurf liefern, dass sie hochverräterische Ansichten hätten. Sicher . etliche Christen verweigerten das Opfer und wurden demzufolge als Staatsfeinde hingerichtet. Aber mehr noch opferten und wer irgend Geld hatte, besorgte sich auf dunklen Kanälen eine Bescheinigung, dass er geopfert hätte. Wie nun sollten sich die Gemeindeleiter dazu stellen? Sollten sie darüber hinwegsehen oder sollten sie diese „Lapsi“ als Abtrünnige aus den Gemeinden hinauswerfen? Für die Anzahl der Gemeinden wäre dies katastrophal geworden, es hätte in vielen Orten keine Christen mehr gegeben, ganze Distrikte hätten sich selbst „entchristianisieren“ müssen. An dieser Frage entzündete sich ein heftiger Streit, der wiederum neue christliche Denominationen und Sezessionen schuf, die aber alle miteinander mit der Zeit wieder verschwanden, da ihrem Rigorismus die Lebenskraft fehlte. Die Gemeinden aber, die sich mit ihren Lapsi nach angemessener Buße versöhnten, gediehen weiter, während das Reich aus vielerlei Gründen weiter verfiel. Aber es ist nicht unsrer Aufgabe, über diese Gründe zu mutmaßen nur – die Christen hatten ganz bestimmt nichts mit ihnen zu tun, sondern waren weithin vom Niedergang des Imperiums selbst mit betroffen. Auch Christen leisteten Militärdienst und so fielen auch christliche Soldaten in den Wäldern Pannoniens und Galliens, wo die Barbaren zuerst einfielen. Auch Christen litten Mangel und waren von den eingeschleppten Seuchen bedroht. Auch die Häuser von Christen barsten in den Erdbeben, die vor allem Kleinasien erschütterten. Ein neues Wir – Gefühl machte sich breit, das ausdrücklich auch die Christen einschloss, da sie mit allen zusammen litten.

Aber auch die Christen dachten mit der Zeit anders über ihre „heidnischen“ Mitbürger. Die Wiederkunft ihres Christus nämlich war ausgeblieben, die Generation, die nicht sterben sollte, bis diese Dinge geschahen, war inzwischen beerdigt und vergangen. Damit war ein wesentlicher Faktor des christlichen Glaubens relativiert worden, nämlich die Vorstellung, zu einem auserwählten Volke zu gehören, das allein den nahen Weltuntergang überleben sollte – noch Johannes hatte diese Vorstellung nähren und bedienen können, wenn auch schon in phantastischem Gewand, denn von denen die einst mit Jesus gelebt hatten, war niemand mehr da. Aber nun war die „Endzeit“ anscheinend selbst Geschichte geworden und aus der Naherwartung wurde ein Fernziel, aus dem Bald ein Irgendwann Sicher. Als das Reich ins Rutschen kam, lebten solche Vorstellungen hier und da wieder auf, aber da die Christen mit betroffen waren und sich keine himmlische Hand zu ihrer Bewahrung bot, schliefen sie wieder ein, denn es gab nichts, wohin sie sich hätten retten können – es sei denn, sie wären kollektiv aus dem Reich entweder zu den Parthern oder zu den Germanen gezogen. Dazu aber waren sie viel zu fest in die römische Kultur integriert und keineswegs nur auf deren unteren Ebenen. Und wie hätten sie, zerstreut in den Städten, diesen Exodus bewerkstelligen sollen? Also blieben sie wie das Kaninchen und warteten, dass die Schlange zubeißen möge und all ihre Hoffnung war, es möge ein sanfter Tod werden – und diese Hoffnung, so schien es, sollte sich erfüllen, denn zwar kämpften die Legionen an den Grenzen, aber im Land selbst schien es keinen Mangel zu geben, die Getreideschiffe kreuzten ruhig übers Meer und brachten das Brot von den Feldern Ägyptens und Nordafrikas bis in die

---

<sup>48</sup> Inzwischen besaßen alle freien (frei geborenen und frei gelassenen) Einwohner des Imperiums das Bürgerrecht, schon um die Anzahl der Wehrpflichtigen hoch zu halten.

Weiler an der Donau, wo Angehörige fremder Stämme eigenes Getreide anbauten – nicht genug freilich um die Weltmacht zu versorgen und oft genug wurde die Ernte von jenseits des Flusses aus auf dem Halm verbrannt, sodass es gut war, wenn der Arm der staatlichen Getreideverteilung bis hierher reichte. Im Übrigen waren die Christen politisch nicht besonders interessiert – das hing ihnen noch aus ihren Anfangszeiten an, als sie entweder auf ein neues Israel oder auf das nahe Weltende geblickt und die Dinge genommen hatten wie die Dinge waren. In gewisser Weise, wie wir sehen werden, rächte sich das im Laufe der Zeit und sie wurden unter anderem auch deshalb nicht die „Frischzellenkur“ die sich der große Konstantin von ihnen für das römische Reich versprochen hatte. Dass sie die Weltherrschaft angestrebt hätten – nichts ist je falscher vermutet worden, denn nichts war jemals weniger geistig dazu ausgerüstet. Mit dem ethischen Rüstzeug eines Christen ließ sich zwar in einem Gemeinwesen ganz gut leben, aber ließ – und lässt – sich kein Gemeinwesen regieren. Und so ist die Weltherrschaft, die ihnen zuteilwurde, denn auch zu einer Geschichte von Irrtum, Blut und Tränen geraten, statt zu einem Reich der Harmonie. Sie hätten auf ihren Jesus hören sollen, der die Kompetenzen klar umriss, indem er sagte, sein Reich wäre nicht von dieser Welt. Aber damals – damals klang ihnen das noch in den Ohren.

Indessen war das Christentum im römischen Reich zu einer ernstzunehmenden Institution geworden. Es gab inzwischen feste Strukturen, die Bischöfe (Gemeindeleiter) hatten Verbindung miteinander, trafen sich regional zu Synoden und hatten ihre Einflussbereiche untereinander aufgeteilt – für den Osten übernahmen sogenannte Metropolen die Gesamtverantwortung in größeren Territorien, für den Westen kristallisierte sich mehr und mehr die Stellung des Bischofs von Rom als maßgebliche Instanz heraus, der bereits über mehrere Gemeinden, die ihrerseits von Ältesten und anderen Bischöfen geleitet wurden, die Oberaufsicht führte. Dabei waren die Gemeinden in Lehre und Liturgie noch immer relativ frei, der Bischof hatte nur darauf zu sehen, dass es in ethischen Belangen der Presbyter reibungslos funktionierte und regelte interne Rechtsangelegenheiten zwischen verschiedenen Gemeinden einer Region. Nur in schweren Diskrepanzen der Verkündigung mit dem Inhalt der christlichen Grundlehren hatte er einzuschreiten, denn es gab noch so gut wie keine allgemein verbindlichen Dogmen. Es gab inzwischen auch Kirchen, also Versammlungslokale für Christen. Meist wurden größere Privathäuser zu solchen Versammlungslokalen umfunktioniert, wie wir es noch in Dura Europos sehen können, wo eine solche Hauskirche erhalten blieb. Diese Kirchen kannte jeder in der Stadt... es ist ein Mythos, dass die Christen sich in den Katakomben von Rom verkrochen hätten. Freilich sahen sie auch keine Notwendigkeit, zu verschweigen, dass sie Christen waren, und so sind ihre Grabstätten auch entsprechend gekennzeichnet oder sie malten christliche Symbole und Darstellungen in ihre Häuser. Öffentlich traten sie nicht in Erscheinung, aber das taten die übrigen Mysterienreligionen auch nicht, sondern öffentlich trat nur der römische Staatskult auf. Man muss sich eine antike Stadt so vorstellen: den besten Platz beanspruchte das Forum mit den Tempeln der römischen Gottheiten, dann kamen die Stätten für die lokalen Götter daran, dann die Mysterienlokale und die Versammlungshäuser der Juden und der Christen, wobei es bei Letzteren schon längst nichts mehr ausmachte, dass das Christentum immer noch eigentlich keine erlaubte Religion war – es war etabliert. Man mochte sie nicht, aber man ließ sie im Großen und Ganzen gelten solange sie sich als loyale Bürger zeigten. Gab es Ärger mit ihnen zeigte man sie an und das ging dann meist zu ihren Ungunsten aus, also benahmen sie sich mit der Zeit immer unauffälliger – und von den Juden waren sie längst abgerückt, vergessen die Zeit, in der sie Partei für die Zeloten genommen hatten. Christliche Männer heirateten „heidnische“ Frauen und umgekehrt und wenn es auch rührend klingt und erbaulich – warum sollte ein Mann seine Frau zum Glaubenswechsel zwingen wie es die Märtyrerlegenden so oft vermelden? Das war nicht notwendig, denn eine Eheschließung musste durchaus kein religiöser Akt sein. Es genügte, wie bei uns, die gegenseitige Willenserklärung vor Zeugen und das Aufsetzen eines Ehevertrages. Da das alte Christentum keine Kindertaufe kannte,



sie wurde nur als Nottaufe geübt, konnten die Kinder später selbst entscheiden, welche Lebensweise sie ergreifen wollten, die des Vaters oder die der Mutter. Zwang wurde je länger je weniger ausgeübt. Das Christentum war zumindest seit der Zeit nach den beiden öffentlichen Verfolgungen im römischen Reich angekommen und was Konstantin dann tat besiegelte nur einen Zustand amtlich, der öffentlich längst Alltag war.

---

## DAS NEUE TESTAMENT

---

Wir haben bei alledem nur immer andeutungsweise von den Grundlagen des Christentums gesprochen. Das liegt daran, dass es solche erst einmal mindestens zwei Jahrhunderte lang nicht gab. Dass es sie dann doch gab, ist einem Mann zu verdanken, dessen Leistung bis heute im Christentum umstritten ist: dem Reeder Marcion aus Sinope am Schwarzen Meer. Dieser Markion war bereits in eine christliche Familie hinein geboren worden, sein Vater leitete die Gemeinde seiner Geburtsstadt. Aber statt sich als braver Christ und tüchtiger Bischof erziehen zu lassen offenbarte schon der Jüngling eine solche Eigenständigkeit im Denken und Glauben und wohl auch in der Lebensführung, dass sein Vater ihn kurzerhand aus der Gemeinde von Sinope hinauswarf. Marcion nahm das nun nicht so schwer wie man vermuten sollte, sondern sagte sich, dass andere Mütter wohl auch schöne Töchter haben, ließ sich sein Erbe auszahlen und ging gleich aufs Ganze, nämlich nach Rom, wo eine der ältesten und größten christlichen Gemeinden existierte. Seine Entdeckungen nahm er mit sich. In Rom machte er der christlichen Gemeinde eine solche Spende, dass sie der Versuchung nicht widerstehen konnte und den Fremden in Ehren aufnahm. Aber Marcion änderte seine Ansichten mitnichten, sondern begann in der römischen Gemeinde für dieselben zu werben, was ihm teils Sympathien, teils aber auch Gegnerschaft eintrug, denn wer will schon gerne von einem Hergelaufenen darüber belehrt werden, dass sein Konzept nichts taugt? Und genau darum ging es: dass die bisherigen Schriften, die so in christlichen Gemeinden umliefen, zumeist nichts taugten. Das Christentum war nicht jüdisch, sondern alle jüdischen Elemente waren später und von fremder Hand hinzu gekommen. Jesus hatte mit den Juden nichts zu tun gehabt, sagte Marcion und er wollte es auch beweisen, indem er aus einer der umläufigen Lebensbeschreibungen Jesu alles Jüdische hinausstrich und siehe da – es ergab sich dennoch ein zusammenhängender lesbarer Text. womit nach seiner Meinung bewiesen war, dass es nicht ursprünglich dazu gehört hatte. Dasselbe widerfuhr ihm, als er ein Exemplar der Paulusbriefe, wer weiß woher, in die Hand bekam, denn diese waren nicht gerade Hauptdokumente des Christentums. Wenn man alle Anspielungen auf die jüdischen Schriften entfernte, blieben sie dennoch lesbar und verständlich, während andere Texte dann als bald in sich zusammen fielen.

Um es kurz zu sagen: Marcion war ein entschiedener Antijudaist, wie es viele seiner Zeit, dem zweiten Jahrhundert, waren. Aber er war ein auch ein wenig von der Ahnung ergriffen, dass der Geist der Lehre Jesu nicht jüdisch gewesen ist, was ja auch der Wahrheit entspricht – aber zum Kern dieser Wahrheit stieß Marcion nicht vor. Er blieb, und das muss in aller Entschiedenheit betont werden, Christ. Ein „Schnupperkurs“ an der philosophischen Akademie der Marcia, zu der er überredet wurde, blieb ohne Folgen für ihn, wenn man von der lebenslangen Freundschaft absieht, die er dort mit dem späteren Leiter der philosophischen Akademie von Alexandria, Valentinus, schloss, von dem uns einige Gedanken bekannt geblieben sind. Das ist auch kein Wunder – denn die Philosophie hatte sich damals schon ebenso von ihren Grundlagen entfernt, in manchen Dingen sogar weiter als das Christentum von seinen, sodass es Marcion nicht mehr möglich war, die Gemeinsamkeiten, die seine Entdeckung intendiert, in dieser Philosophie vorzufinden. Und – natürlich flog er auch aus dieser Gemeinde wieder hinaus, man zahlte ihm sogar die Spende zurück – aber das wird ihm eher willkommen gewesen sein, denn mit ihm ging eine Reihe von Sympathisanten und wurde zum Grundstock einer eigenen Gemeinde, aus der sich eine Kirche entwickel-

te, die in bestimmten Regionen noch Jahrhunderte lang Bestand hatte und die keine anderen Grundlagen anerkannte, als „Das Evangelium“ nämlich des Lukas und den „Apostel“ nämlich eine Ausgabe paulinischer Briefe. Und auf einmal erkannten die Christen, dass sie etwas nicht hatten – nämlich für alle verbindliche Grundlagen. Bisher hatten sie gemeint, solche nicht zu brauchen. Bisher hatten sie gemeint, dass der Glaube an den Kyrios Jesus Christus genügen würde wie auch in den anderen Mysterien der Glaube an den entsprechenden Gott und die Einweihung genügte. Nun wurden sie herausgefordert, die stolzen Römer, denn Marcion hatte Erfolg mit seiner Unternehmung, kein Wunder, konnte er doch reichlich Geld hinein schießen. Inzwischen nämlich war der Vater gestorben und der Betrieb gehörte ihm. Besser als mit einem gutgehenden Logistikunternehmen war eine neue Idee doch gar nicht zu verbreiten.

Die römische Gemeinde und die Gemeinden überall dort, wo Marcions Schiffe hinkamen, mussten also nacharbeiten. Und so entstanden in verschiedenen Städten Verzeichnisse dessen, was als „orthodox“ zu gelten habe und die unterschieden sich auf Jahrhunderte hinaus beträchtlich, wir kennen einige davon. Aber da Marcion diesen Lukas favorisiert hatte, war er überall in der Originalform vorhanden und zu ihm gesellten sich, ihn bestätigend, andere, ähnliche Werke und so kamen die Synoptiker in den Kern der christlichen Schriften und mit ihnen ein Werk das verborgen sowohl bei Lukas als auch bei diesen gegenwärtig war: das Thomasevangelium als selbst den Philosophen mitunter schon unbekannt gewordene Grundlage der Lehre Jesu.

Natürlich hatten alle diese Sammlungen den jüdischen Tanach zum Vorbild. Natürlich waren die Parallelen Gesetz - Evangelium; Schriften - Apostelgeschichte Apostelbriefe: Propheten - diverse Offenbarungen unterschiedlicher Autoren beabsichtigt. Aber im Unterschied zum Tanach, der binnen kurzem nach 70 zusammengestellt werden konnte, dauerte die Formung des Neuen Testaments Jahrhunderte. Relativ unstrittig scheint dabei die Zusammenstellung der drei „synoptischen“ Evangelien gewesen zu sein, desgleichen die Übernahme der Paulinischen Briefe (samt den Katholischen Briefen). Umstritten waren mehr oder weniger die Apostolischen Briefe, also jene Briefe, die nicht von Paulus, sondern von anderen „Aposteln“ stammen sollten. Auf lange Zeit umstritten war die Aufnahme des vierten Evangeliums obgleich dieses selbst zu den älteren Bestandteilen des Neuen Testaments gehört. Wahrscheinlich ging es hier um dessen Quelle, besagte Biographie des historischen Jesus, die benutzt und in welche die „Passionsgeschichte“ mit teilweise wörtlichen Anleihen bei den Synoptikern hinein gearbeitet worden war. Aber auch die teilweise recht intensive Auseinandersetzung mit „gnostischen“ Vorstellungen der Zeit mag Kritik hervorgerufen haben, denn hier wird zuweilen allzu offen<sup>49</sup> von Dingen gesprochen, mit denen ein einfaches Gemeindeglied wohl doch besser nicht konfrontiert werden sollte, damit es nicht in Versuchung kam. Eine große Diskussion entstand um die Aufnahme der Offenbarungen. Hier ging es einmal um die Frage, ob man solcherart Texte überhaupt aufnehmen sollte, da ja niemand wissen konnte, wie es wirklich zugehen würde und zum andern um die Frage ob eine solche dezidiert judenchristliche und überdies antirömische Schrift aus den Tagen des Bar - Kochba - Aufstandes der Christenheit nicht mehr Schwierigkeiten als Nutzen bringen würde. Man schlug alternativ eine Offenbarung des Petrus als weniger politisch orientiertes Werk vor, aber schließlich setzte sich im vierten Jahrhundert, in dem die direkten politischen Anspielungen lange verblasst waren die Johannesoffenbarung als die literarisch stärkere Schrift durch.

---

<sup>49</sup> Es ist nachdem auch kein Wunder, dass das Johannesevangelium zur bevorzugten Bezugsquelle für allerhand esoterische Spielarten des Christentums geworden ist und das insbesondere die gnostisierenden Strömungen der Neuzeit sich desselben angenommen haben in der Meinung, hier echte Gnosis zu besitzen.

Interessant ist, dass dieser Kanon sich durchsetzte, obgleich es keine normierende Instanz im Christentum jener Zeit gegeben hat. Es gab die maßgebliche Redaktion nicht, die ihre Listen durch das ganze Reich kursieren ließ und es gab natürlich auch keinen „Papst“ der über das, was christlich war, das Sagen hatte. Man kann sagen, dass vielleicht die Verbreitung des marcionitischen Kanons<sup>50</sup> die Verbreitung des Neuen Testaments beschleunigt hat, denn wohin überall dieser kam, werden sich Vertreter der „orthodoxen“ Gemeinden gefunden haben, die dem ketzerischen Machwerk die Vorschläge der rechtgläubigen Bischöfe entgegen gehalten und so für deren Popularisierung gesorgt haben. Desungeachtet blieben in verschiedenen Regionen und Kirchen noch lange und zum Teil bis heute (Äthiopien) andere Ordnungen christlicher Schriften in Gebrauch. Dass auch in gleichen Ordnungen zuweilen Varianten vorkommen, ist wohl eher der Überlieferungsgeschichte als bewusster Abgrenzung geschuldet – zumeist betreffen diese Varianten allerdings Nebensächlichkeiten, wenn auch einige Lesarten auf „vorkanonischen“ Traditionen beruhen und so wichtige Informationen zum Werden des Neuen Testaments liefern. Da Christentumskritiker in den seltensten Fällen zur Gewichtung dieser Varianten befähigt sind, kann man ihre Hinweise getrost als wichtigtuerisches Gekakel abtun.

Spätestens also im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kann man den Bestand des Neuen Testaments als gesichert annehmen. Damit war ein Meilenstein für die Entwicklung und Gestaltung einer bis dahin nicht gekannten Religion gelegt, der antike und jüdische Elemente in einer bis dahin nie dagewesenen Weise zu einer neuen Qualität eines - modifizierten - Monotheismus verband, die den antiken Gottesbegriff, der die Nähe zum Menschen einschloss, mit dem jüdischen des entfernt thronenden göttlichen Wesens in der Person des Christus verband, der beides sein sollte, Mensch und Gott. Dass sich auch daran Streit entzündete, werden wir sehen – aber in der vulgären Auffassung der Christen jener Zeit war es keine Frage, dass ihr göttlicher Heros Mensch sein sollte und ein Wohltäter der Menschen wie Herakles und zugleich jene atemberaubende Herrlichkeit verkörpern konnte, wie sie die jüdische Religion dem Jahwe zusprach. Niemand musste seine Gottesvorstellungen aufgeben, jeder konnte sie auf den neuen Gott projizieren, der alle Götter in einem war und Mensch dazu. Die perfekte Religion war geboren. Einfach in der Handhabung, billig im Erwerb, sozialverträglich ja erst Gemeinschaft stiftend, in praktischer Mitmenschlichkeit tätig auch an denen, die sich nicht zu ihr bekannten... was wollte man mehr? Dabei würdig in der Ausübung, Skurrilitäten meidend, zutiefst bürgerlich, loyal und vernünftig... was blieb noch zu wünschen?

---

## VON KONSTANTIN BIS 1453

---

### DAS KIND DES MASSAKERS

---

Im Jahr 313 unserer Zeitrechnung legitimierte Kaiser Konstantin das Christentum – bald dreihundert Jahre hatte es seine Stabilität damit bewiesen. Aber er tat es nicht von ungefähr. Schon lange währten die Überlegungen darüber, dass es nötig wäre, dem Reich eine neue Staatsreligion zu geben. Der alte römische Staatskult war nur noch den Römern und nicht einmal allen unter ihnen vertraut, denn die Einwohnerschaft der Stadt Rom hatte sich

---

<sup>50</sup> marcionitische Kirchen gab es bis weit in die byzantinische Zeit hinein.

in den Jahrhunderten verändert. Nicht mehr die bodenständige Bauern bildeten das Rückgrat der Einwohnerschaft, sondern seine neuen Honoratioren kamen aus allen Himmelsrichtungen, waren Afrikaner, Araber, Syrer, Gallier, Dalmatiner, Asiaten. Ägypter und natürlich Griechen. Längst war die Zeit vorüber, in der man in Rom oder mindestens in Italien geboren sein musste um römischer Kaiser zu werden, vorbei auch die Zeiten da man von Adel sein musste, um den Thron zu besteigen, beinahe hundert Soldatenkaiser bis zu Diokletian hatten auch diese Schranke überwunden. Und so wie die Römer aus allen Himmelsrichtungen kamen, so auch ihre Kaiser, die daher auch selbst kein Verhältnis mehr zum alten Staatskult hatten. Auch der Kult des kaiserlichen Genius, einst von Augustus eingeführt um wenigstens ein einigendes Band zu haben, hatte sich totgelaufen, denn was war ein Genius wert, der die kaiserliche Macht so wenig schützte, dass Mord und Totschlag auf dem Palatin an der Tagesordnung waren und die Kaiser einer um den anderen ihre Regierungssitze anderswo wählten<sup>51</sup>? Diokletian, in der Seele noch ganz ein alter Römer, war nichtsdestoweniger nach Spalatum an die adriatische Küste gezogen und Konstantin, von dem hier gleich die Rede sein wird, war nicht der erste Kaiser, der in Augusta Treverorum dem heutigen Trier an der Mosel residierte, also in Germanien und auf sozusagen jungfräulichem Boden.

Durchgesetzt hatte sich letztendendes nach bewährtem Muster ein Sonnenkult, neben dem aber noch alle anderen Kulte existierten. Sein Hauptfest wurde am 25. Dezember begangen, wenige Tage nach der Wintersonnenwende und wie alle antiken Tage so begann auch dieser in der Nacht des 24. Dezember – unserem Heiligen Abend. Gefeiert wurde die Geburt der „Unbesiegbaren Sonne“ – die Tagwahl ergab sich aus astronomischen Ungenauigkeiten. An diesem Tage veranstaltete der Kaiser, angetan mit einem Strahlendiadem als Pontifex Maximus das Staatsopfer nicht etwa in einem Sonnentempel, sondern in aller Öffentlichkeit auf den Stufen seiner Palastaula und begangen wurde der Tag mit einem allgemeinen Freudenfest das bis zu zwei Tagen ausgedehnt und dann mit einem nicht näher beschriebenen Ritus öffentlich abgeschlossen wurde. Selbstredend waren diese Tage arbeitsfrei – zum Ärger der Manufaktur- und Gutsbesitzer und zur Freude der Arbeitenden, denen ihr Lohn für diese Tage zustand und zudem eine Gratifikation, damit auch sie anständig feiern konnten. Im Osten aber war und blieb das ägyptische Aionfest am sechsten Januar bedeutsamer, da es die Periode der sogenannten Unheilstage abschloss, die an die 360 Tage des ägyptischen Sonnenjahres angehängt wurden, damit es dem tatsächlichen Sonnenumlauf entsprach. Dieses Freudenfest wurde nicht nur in Ägypten gefeiert, sondern bis hinauf in den Norden Kleinasiens, weil es einfach ein schönes Fest war. Wir erkennen die beiden Weihnachtstermine der Ost – und der Westkirche wieder und genau das ist es, da stammen sie her. Will sagen: der Kult des Sol Invictus verbreitete sich im Westen des Reiches mehr als im griechischen Osten und eine wirkliche Einheit wurde damit nicht erreicht, wenn auch zumindest eine Einheit der Landesteile unter sich. So deutete sich die spätere Teilung bereits als kulturelle Sezession zumindest an – aber noch wollte niemand sie wirklich vollziehen, auch Diokletian nicht, der das Reich, wie bekannt, in vier Verwaltungsbezirke und zwei Herrschaften aufteilte um die zu komplex gewordene altrömische Verwaltungsstruktur aus vicus<sup>52</sup>, oppidum und civitas, Präfektur und prokonsularischer Provinz mit ihrer jeweiligen Ämterhierarchie zu vereinfachen. Diokletian dachte mit seiner Reform zwar vor allem daran, wie er den Aufwand der kaiserlichen Verwaltung und damit den eigenen einschränken konnte – aber er

---

<sup>51</sup> Es hieß, auf dem Palatin würden inzwischen mehr Gespenster hausen als Mitglieder des kaiserlichen Haushaltes – die Sklaven mitgerechnet.

<sup>52</sup> Dorf – die kleinste römische Verwaltungseinheit auf dem Lande. Ein oppidum = Städtchen war vergleichbar einer kreisgebundenen Kleinstadt und die civitas mit einer kreisfreien Mittel- oder Großstadt. Die Großstädte wiederum waren in Bezirke gegliedert, die Zahlen und Namen trugen und ihre eigenen Ädilen und Questoren hatten. Seit Diokletian lief deren Kontrolle statt in der Zentralverwaltung erst einmal in den Händen der Caesaren zusammen und wurde von dort an die Augusti weitergereicht um dann erst – gesiebt – in der kaiserlichen (imperialen) Verwaltung zu landen.

legte mit seine Reformen den Grundstock zu den nun eintretenden Veränderungen, denen auch die ideologische Teilung des Reiches entsprach. Dafür aber erschien Konstantin und erschienen auch seinen Vorgängern die Zeit noch nicht reif zu sein. Wohl aber schien sie ihnen reif zu sein für einen Wechsel der Hauptstadt in einen anderen Reichsteil. Italien war angesichts der neuen Probleme der beginnenden Völkerwanderung einfach zu abgeben. Dass diese Abgegebenheit andererseits auch ein Schutz sein konnte, mochte auch mancher denken, und so umgab Aurelian im dritten Jahrhundert die alte Hauptstadt noch einmal mit neuen Mauern, ehe sie verlassen wurde, die das gesamte Stadtgebiet – also auch das bisher außen vor gebliebene Marsfeld – umfassten, auch die Gegend am linken Tiberufer. Nicht einmal ein Jahrhundert später zog Diokletian aus Rom aus. Es behielt seine ideelle Bedeutung als Nabel des Reiches – aber mehr als geheiligter Boden war es nicht mehr, die Welt fand seither anderswo statt, in Split, in Trier, in Mailand, Ravenna und natürlich in Konstantinopel.

Überall aber in diesen Städten lebten Christen. Sie waren Handwerker, Kaufleute, arbeiteten in den Manufakturen und vor allem waren viele Sklaven unter ihnen, was bedeutete, dass sie auch gebildete Leute zu den Ihrigen zählten. Da auch im Kaiserhaus Sklaven das Personal stellten, reichte ihr Einfluss entsprechend weit. Auf dem Lande hingegen waren sie weniger verbreitet, weshalb das Wort *paganus* den Landmann wie auch den „Heiden“ bezeichnete. Diese Christen lebten recht bequem und unterschieden sich äußerlich nicht von ihren Mitbürgern. Sie aßen alles und tranken alles, sie kleideten sich wie alle anderen, trugen auch keine Abzeichen ihres Glaubens – das Kreuz war als Abzeichen übrigens tabu, da es als schmähsch galt. Nur dem aufmerksamen Beobachter mochte das Fehlen der sonst obligaten Götterecke auffallen, aber manchmal war sie auch da und statt des Hausgottes sah man einen Guten Hirten oder einen Sonnengott oder auch einen Weinstock auf die Wand gemalt, davor, wie andernorts üblich, Weihrauch, Blumen und die gewöhnliche brennende Öllampe, die an Ketten von der Decke hing, damit sie nicht von unachtsamer Hand umgestoßen werden konnte. In jedem Haus gab es diese „heiligen Ecken“ – die orthodoxen Christen haben sie nicht erfunden. In lateinischen Häusern diente das *Lararium* diesem Zweck – war der Besitzer des Hauses Christ, befand sich dort wahrscheinlich ein Guter Hirte als Statuette neben den Büsten der Ahnen, deren Platz das *Lararium* seit jeher war. Ein kleiner Altarstein diente, wie er früher den Opfern gedient hatte, nun zur Bereitung der Eucharistie durch den Hausherrn, denn einen sakralen Priesterstand gab es noch nicht. Jeder Hausvater war berechtigt, seiner Familie und auch Gästen die Eucharistie zu spenden. Am ersten Tag der Woche aber versammelten sich alle Haushaltsangehörigen und geladenen Freunde im Atrium, um gemeinsam aus den jeweiligen Heiligen Schriften zu lesen, vielleicht auch eine Predigt zu hören und nach einem guten Frühstück oder Abendessen das „Abendmahl“ zu sich zu nehmen, jedenfalls schildern uns die Briefe des Paulus eine solche Szene. Feste Zeiten für diese Sonntagsversammlungen gab es nicht, auch keinen festen liturgischen Ablauf, alles ging sehr locker vonstatten und war zuweilen von Haus zu Haus schon anders. Angst – nein, Angst hatte niemand, man sprach einfach nicht groß drüber. Denn der Missionseifer der ersten Anfänge war erkaltet. Eine dritte, vierte und fünfte Generation von Christen hatte kein Interesse mehr daran, die Gemeinde anders zu vergrößern als auf natürlichem Wege. Hatte die Familie Märtyrer aufzuweisen, so wurde ihrer in Ehren gedacht und sie wurden um ihre Fürsprache bei Gott und bei Jesus gebeten, hatte sie keine – und das war der Regelfall – war das Gebet nur noch ein religiöser Brauch, der zu festen Zeiten gepflegt wurde: normalerweise morgens und abends und natürlich sonntags. Der Sonntag hatte sich längst als der eigentliche christliche Feiertag eingebürgert – im Gedenken an Christi Auferstehung am ersten Tag der Woche. Manche Christen, die es sich leisten konnten, hielten auch beide Tage – den Sabbat als Ruhe- und den Sonntag als Festtag. Und so kam die Länge unser Wochenende in Sicht, wenn auch noch Jahrtausende vergingen, bis es war, was es heute ist.

Die Zeiten, die im Nachhinein so bewegt aussahen, sie waren für die Menschen rings um das Mittelmeer eher ruhig. Das Leben ging seinen Gang für Heiden und für Christen – und mittendrin auch für die Juden – und die Frage, ob das Christentum nun eine erlaubte oder eine verbotene Religion sein sollte, kümmert eigentlich niemanden mehr. Sie waren da und durch Hunderte von Jahren hatten sie sich als gute Bürger erwiesen, die niemandem etwas zuleide taten – die alte Gräuelpopaganda war zwar nicht verstummt, hatte aber einer sachlicheren Auseinandersetzung Platz gemacht, man hatte sich aneinander gewöhnt und so war die Erklärung, dass auch das Christentum nunmehr erlaubt sein sollte, eine Nachricht, die niemanden mehr aufregte. Oder doch?

Es heißt, Konstantin sei selbst betrogen worden als er die Christen ... aber er zog sie ja gar nicht besonders an sich, er gab ihnen nur rechtens, was sie praktisch längst hatten: Frieden. Die Gründe dafür waren naheliegend. Seine eigene Mutter, früher lieber geschnitten als aufgesucht, war Christin und er wollte dies nicht zum Stolperstein seiner Pläne machen, denn die Fraktion der Christengegner war stark. Anhänger der Philosophie hatten ihm zum entscheidenden Sieg über seinen schärfsten Rivalen verholfen, der sich in Rom verschanzt hatte, indem sie die Kämpfer des Maxentius demotivierten – die erhoben gegen ihre Brüder nicht das Schwert und dem Konstantin waren sehr viele von ihnen zugelaufen, genug, um die Soldaten des Anderen zu überzeugen. In hoc signo vinces – aber dieses Zeichen war nicht das Kreuz, sondern das Chi Rho der Philosophie, wenn es nicht gar das uralte Signet derselben, das Anch selbst war. Auf den Schilden der Soldaten jedenfalls war es gut zu sehen. Und dann – gab er ihnen nicht, was er ihnen versprochen hatte, machte die Philosophie nicht zur offiziellen Staatslehre. Die Frage ist und bleibt: hat er das wissentlich nicht getan oder hat er, der in geistigen Dingen eher weniger Bewanderte, die Bäumchen einfach verwechselt? Laktanz lügt übrigens: Konstantin ist nicht als Christ gestorben. Ein Leben lang ist er selber der Philosophie treu geblieben und hat seiner Mutter damit nicht wenig Schwierigkeiten gemacht. Denn nun hieß es: bringe Beweise, dann will ich dir glauben. Helena, schon betagt, reiste los und fand und fand... das wahre Kreuz, das Grablinnen, das Kleid, die Lanze, das Grab und sogar die Grotte der Geburt des wundersamen Kindes, alles fand sie – dennoch glaubte Konstantin ihr kein Wort und er tat gut daran, denn einige dieser „Reliquien“ haben wir noch und wissen daher, dass sie falsch sind und nicht aus Jesu Zeit stammen, aus welcher Zeit sonst auch immer.

Konstantin tat von seiner Warte aus das einzig Richtige, als er das Christentum legitimierte. Denn solche Strömungen sollte man unbedingt im Auge behalten und zu lenken suchen, statt ihnen weiterhin die Entwicklung als Wildwuchs zu gestatten. Daher behielt sich Konstantin auch die Oberaufsicht über das Christentum im Besonderen vor – nichts sollte von dort ausgehen, dem er nicht im Interesse des Reiches seine Zustimmung geben konnte. Wie nötig das war, zeigte sich bald, denn die Herrschaften waren untereinander alles andere als einig, vielmehr musste Einigkeit über das, was christlich war, erst errungen werden. So berief Konstantin eine Synode aller christlichen Regionalbischöfe nach Nikaia ein, wo ein Verzeichnis dessen formuliert werden sollte und ein Bekenntnis verfasst, das für jeden Christen verbindlich gelten sollte, denn Konstantin stellte in der Begegnung mit den Freunden seiner Mutter fest, dass das ganz und gar nicht der Fall war und dass verschiedene Vertreter der Gemeinden einander heftig widersprachen. Einesteils freute ihn das sicher, denn eine in sich zerstrittene Gemeinschaft ist kein Machtfaktor – andererseits machte ihm das Angst, denn ein solcher Koloss – und das war das Christentum mittlerweile – konnte nicht auf tönernen Füßen stehen ohne das Reich mit sich zu reißen wenn es fiel. Zwar nicht wirtschaftlich oder militärisch – nein – aber die Menschen gerieten ins Chaos und damit die Grundlage jeder Macht in jedem Reich. Um die Kirchen an sich zu binden tat er ein Übriges – er erklärte das Christentum zur Religion des kaiserlichen Hauses und verlangte auch von Frau und Söhnen, dass sie Christen würden – insonderheit von seinem alten Gegner Licinius, dem er

den Osten überlassen hatte und mit dem er sich zu verschwägern wünschte. Damals saß er also noch in Rom, Trier hatte er selbst als Residenz wohl aufgegeben, ließ aber seinen ältesten Sohn aus erster Ehe dort erziehen. Licinius machte keine Umstände und besiegte für ihn den erklärten Christenfeind Maximinus Daja, der bis dahin Augustus des Ostens gewesen war, nun folgte ihm Licinius der Christ. Ist es nötig zu sagen, dass Konstantin am Ende auch ihn aus dem Weg räumte? Wohl nicht, denn in Machtfragen benahm er sich wie alle Kaiser vor ihm, verstand er also keinen Spaß und dachte er auch nicht christlich. Seinen ältesten Sohn ließ er, als der meinte, er könne es besser als der Alte, kurzerhand hinrichten, seine ehrgeizige zweite Frau, die Kaiserstieftochter Fausta, gleich hinterher, weil sie Crispus, besagten Ältesten, gefördert hatte. Blut floss nicht wenig in der Regierungsgeschichte Konstantins... was auch dafür spricht, dass er persönlich kaum Sympathien für das Christentum hatte. Er konnte es nur nicht mehr übergehen, das war alles. Daher ist das Edikt von Mailand auch keine Lobeshymne auf das Christentum, sondern eher eine Lobeshymne auf die Vielfalt der Religionen im Römischen Reich, die Konstantin zu erhalten wünschte.

Schauen wir zurück auf die Bemühungen, Rom eine Staatsreligion zu geben, die diesen Namen auch verdiente. Der Sonnengott erfüllte diese Rolle ganz gut und Konstantin hatte nicht die geringste Veranlassung, hier irgendwelche Änderungen vorzunehmen. Er selbst präsierte den christlichen Synoden im Ornat des solaren Pontifex Maximus. Rom befand über die Richtigkeit der christlichen Dogmen, nicht etwa das Neue Testament. Daher steht dort auch Manches, was sich nicht mit demselben vereinbaren lässt – manchmal wurde es dann wie das berühmte Komma Johanneum auch hinzu geschrieben, oder den Missionsvers bei Matthäus oder auch die Erwähnung der „Kirche“ im Zusammenhang mit der „mandatio legis“ an Petrus (da steht übrigens Gemeinde, ekklesia, nicht Kirche, aber eine Zukunftsplanung für eine Gemeinde hatte der historische Jesus nicht im Blick, über seine Lippen kam kein „ihr werdet meine Zeugen sein bis ans Ende der Erde). Kurz und gut, man schrieb die Heiligen Schriften des Christentums solange um und um, bis sie ins Konzept einer Reichskirche passten... und das geschah noch lange nach Konstantin, denn der begründete die Reichskirche nicht. Auf's Ganze gesehen waren die Christen zwar eine große und relativ gut organisierte und vernetzte, aber immer noch eine Minderheit, vor allem im ländlichen Bereich waren sie kaum vertreten. Da die Christen meist arm wie die Kirchenmäuse waren, übernahm es die öffentliche Hand, ihnen Versammlungsräume zu bauen und Konstantin erledigte das auf durchaus kostengünstige Weise. Seine Basiliken sind marmorverkleidete oder auch nur stuckierte Ziegelbauten mit offenem Dachstuhl, zwei Säulenreihen – billig wie man damals Markthallen hochzuziehen pflegte. Anschließend wurden sie ausgemalt, vorn kam eine Apsis für den Bischof und den Altar hin und das war's. Es waren Standardbauten, die sich an der gängigen profanen Architektur der Zeit orientierten und nichts weiter sein sollten, als Versammlungshallen für die nun erlaubten Gottesdienste. Daher wirken die konstantinischen Bauten auch sehr nüchtern... erst eine spätere Zeit entfaltete den bekannten Prunk der Mosaiken und Goldgründe, der eingelegten Fußböden und Säulenreihen, der bunten Fenster... die konstantinischen Fenster waren mit Klarglas oder Glimmerscheiben geschlossen. Die öffentliche Hand bezahlte allenfalls ein Mosaik für die Apsis als Blickfang. Türme und Glocken gab es damals noch nicht, auch nicht die großen, von Säulen umstandenen Vorhöfe, nicht die mosaikstrahlenden Vorhallen, keine Kuppelbauten – es fehlte jeder architektonische Ehrgeiz, der sich parallel an den Thermen hingegen austobte und vor allem – in der neu zu errichtenden Hauptstadt Konstantinopel wo eine ganze neue Palaststadt entstand, nicht gerechnet etliche ebenfalls gewaltige andere öffentliche Bauten, denn Konstantinopel oder Byzantium, der ältere Name der Siedlung, sollte das neue Rom werden, eine geplante, komfortable Stadt anstelle des chaotischen Rom wo jeder baute wie er gerade Platz fand, mit eigenem Hafen statt des versandenden Ostia und in einem gesunden Klima von drei Seiten von Meer und Wind umgeben, statt des noch immer feuchten Tibertales mit seinem Ungeziefer und dem Gestank seiner ewig verstopften Abwasserleitungen.



Aber es geht wie es geht und auch Konstantin starb – übrigens eines natürlichen Todes – und mit seinen Nachfolgern wurde wieder das dynastische Prinzip gültig, das die kaiserliche Macht in der Familie hielt, statt sie einem Verwaltungsamt zuzuordnen, in das man turnusmäßig aus den jeweils niederen Rängen aufrückte. Die Bilanz seiner Herrschaft war schon beeindruckend. Er beendete – vorerst – die Kriege im Inneren, festigte die Stellung des Kaisertums, beruhigte die ideologische Sphäre indem er alle allen gleichstellte und führte dennoch das Reich in eine neue Phase seiner Existenz, denn das Rom, das von Byzanz aus regiert wurde (obgleich die Stadt noch nicht fertig war, zog Konstantin schon einmal um) war nicht mehr das Rom, das aus republikanischen Wurzeln erwachsen war, sondern ganz eindeutig ein absolutistischer Staat – alle Macht lag beim Kaiser, dem die gesamte Nobilität untergeordnet war. Äußerlich gehörte Kirchen nunmehr neben Tempeln (und Synagogen) zum Bild der römischen Stadt. Christen durften nun öffentliche Ämter bekleiden und die Bischöfe durften ihrer Tätigkeit offen nachgehen. Da das Christentum zur Religion des kaiserlichen Hauses erklärt worden war, waren die Söhne Konstantins in dieser Religion erzogen worden – aber keineswegs war diese Religion für den gesamten Hof verpflichtend. Dort lebten Juden, Heiden und Angehörige der Philosophie mehr oder minder einträchtig miteinander... und das gefiel dem unmittelbaren Nachfolger, dem ältesten Sohn Konstantins und der Fausta, Konstantin II überhaupt nicht. Im Jahr 337 unserer Zeitrechnung, dem Todesjahr seines Vaters, veranstaltete er unter seinen Verwandten und unter den Hofleuten seines Vaters ein Massaker. Nur wer sich dezidiert zum Christentum bekannte, hatte überhaupt Chancen, zu überleben. Im Endeffekt bestand die Hofbeamtenschaft nachdem nur noch aus Christen die ihrerseits nun Christen in die ihnen unterstellten Verwaltungsbereiche brachten und so geschah letztenendes auf gewaltsamem Wege das, was man einen christlichen Staat nennt. Damit einher ging dann die Förderung von Christen und ihren Angelegenheiten gegenüber den „heidnischen“ Aktivitäten und Anliegen. Und so wäre auch die wundersame Verwandlung des auf Toleranz erbauten römischen Reiches in ein christliches keineswegs wundersam zu nennen, sondern sie ist die logische Folge einer gewaltsamen Machtverschiebung „von oben“.

Es war zunächst nicht so, dass man die nichtchristlichen Aktivitäten geradeheraus verboten hätte – da fürchtete man doch noch die Reaktionen im Reich – aber sie wurden nicht mehr von Staats wegen gepflegt. Der Kaiser feierte das Osterfest anstelle der Winter Sonnenwende, wer sie aber weiter feiern wollte, der war nicht gehindert, das zu tun. Noch nicht jedenfalls und unter den Söhnen Konstantins sollte dies auch nicht geschehen. Aber die Söhne, an Talent zum Herrschen nicht im Mindesten so begabt wie ihr Vater, und den Einflüssen ihrer Kamarilla ausgesetzt, starben jung und an die Macht kam über verschiedene Zwischenherrscher einer ihrer entfernten Verwandten, ein gewisser Theodosius. Der war als Herrscher zweifellos ein braver Mann und regierte zunächst den Westen des Reiches als Augustus tatkräftig und pflichtbewusst. Dann aber fiel ihm auch der Osten zu und als Imperator schaffte er in wenigen Monaten, was mehreren Kaisern vor ihm zwar vorgeschwebt haben mag, was sie aber nicht zu realisieren wagten: die Einsetzung des Christentums als alleiniger Staatsreligion. Als er das tat wusste er selbstredend nicht, dass er wenige Monate später sterben würde, sondern war mit Sicherheit der Ansicht, dass er die ersten Schritte der neuen Universalreligion wie einst Konstantin selbst würde beaufsichtigen können – denn ein Fanatiker war er eigentlich nicht, eher ein Pragmatiker. Das zeigte sich bereits im Jahre 388 unserer Zeitrechnung als in Kallinikum die Synagoge von fanatischen Christen in Brand gesteckt worden war. Theodosius war sofort dabei, dies als Staatsverbrechen zu klassifizieren, denn man hatte sich immerhin an dem Eigentum einer erlaubten Religion vergangen. Aber wer fiel ihm in den Arm und verhinderte, dass die Brandstifter dingfest gemacht wurden? Der gute heilige Bischof von Mailand, Ambrosius, selbst ein erst kürzlich zum Christentum gekommener römischer Beamter. Hier zeigte sich zum ersten Mal die verhängnisvolle Seite des Christentums: denn es wusste und weiß durchaus mit magischen Gefühlen umzugehen.

Mit dem Entzug der Kommunion nahm Ambrosius dem Kaiser den magischen Schutz, der ihn durch den Genuss des Leibes Christi umgeben hatte... und dem Kaiser blieb nichts anderes übrig als um dieses Schutzes willen die Brandstifter ungestraft ziehen zu lassen, da Ambrosius sich offen auf ihre Seite stellte und ihr Verhalten zwar nicht guthieß, aber dem Kaiser hier die Gerichtsbarkeit ausdrücklich und offen entzog. Auch weiterhin wurde Theodosius von der Amtskirche gegängelt, so beim Massaker von Thessaloniki, das ausgebrochen war, weil Theodosius den Hinrichtungsbefehl gegen die Mörder seines Generals, die Christen waren, nicht zurückgenommen hatte. So steht es jedenfalls in den Akten, obgleich die Szenerie sehr undurchsichtig ist. Denn die Goten taten nichts anderes als den Gewaltakt zu vergelten – auf ihre Weise und es ist uneinsichtig, warum Ambrosius den Kaiser abstrafte, weil der Gerechtigkeit zu üben unternahm und im Übrigen das Massaker wohl genauso sehr verurteilt hat wie sein Bischof. Das läuft, recht betrachtet, darauf hinaus, dass der christliche Bischof seinen Glaubensgenossen einen Freifahrtschein verschaffen und sie aus der öffentlichen Gerichtsbarkeit ausnehmen wollte. Christen sollten alles dürfen, was normalen Sterblichen im Allgemeinen versagt ist, anders kann man die Handlungsweise des Ambrosius wohl nicht sehen. Eben in diese Richtung geht auch das Massaker von Alexandria im Jahre 391 an dem nachweislich ein christlicher Bischof schuld ist, obgleich es von „Heiden“ verübt wurde. Denn der christliche Mob belagerte daraufhin im Serapisheiligtum sich aufhaltende Beter, die sich dann verschanzten und einige gerade auf ihrem Terrain befindliche Christen massakriert haben sollen, was aber nicht sicher verbürgt ist, da diese Nachricht von Christen stammt und von deren Redlichkeit haben wir ja nun schon Erstaunliches vernommen. Theodosius aber ließ sich diesmal nicht dreireden, er ließ die angeblichen Mörder laufen, weil sie sich nur gewehrt hatten, wenn es überhaupt zu Morden gekommen war, was der Bischof von Alexandria nicht beweisen konnte. Daraufhin zerstörte der christliche Mob das Serapeum und damit eine der letzten Stätten an denen noch Philosophie offen betrieben worden war. Man lastete die Tat dem Theodosius an, der sie aber wahrscheinlich nicht angeordnet hat. Die Christen, die angeblichen Friedensengel, wollten sich also mit Gewalt nehmen, was man ihnen gutwillig nicht geben wollte: die Herrschaft im Reich und über das Reich und sie zwangen Theodosius dazu, die anderen Kulte zu verbieten. Ich glaube jedenfalls nicht mehr daran, dass er das freiwillig tat.

Wenn im Edikt des Theodosius sich die Kirche zum ersten Mal öffentlich von ihrer unsympathischen Seite zeigte – das letzte Mal sollte das beileibe nicht gewesen sein. Unter sich zerstritten, aggressiv nach außen... das war das Erbe des Zelotentums, das seit Simons Tagen in ihrem Schoß schlummerte und ihr Gesicht weitaus mehr gezeichnet hat, als die Werke der Barmherzigkeit, die sie zweifellos auch geübt hat. Sie ist aus dem Blut erwachsen, dass für sie und nicht etwa von ihr vergossen wurden und ihre Märtyrer sind nicht etwa ihre Glaubenszeugen, sondern alle die Seelen, die um ihretwillen diese Welt vorzeitig haben verlassen müssen. Wegen der Kirche sind in der Folgezeit sehr viel mehr Menschen zu Tode gekommen als für die Kirche und auf jeden „Heiligen“ kommen einige Hundert Opfer. Hier aber beginnt es.

---

## THEODOSIUS UND DIE FOLGEN

---

Theodosius hatte den Christen zwar die ideologische Oberhand im Reich gewährt, aber die rechtliche gewährte er ihnen nicht. In rechtlicher Hinsicht hatten sie sich dem Kaiser unterzuordnen und sie unterlagen dem römischen Recht, hatten keine Vergünstigungen. Der Plan des Ambrosius war diesbezüglich also nicht aufgegangen, die Christen waren dem

weltlichen Recht nicht entzogen worden, wie der Apostel Paulus es empfohlen hatte als er den Christen riet, Streitigkeiten untereinander und nicht vor weltlichen Gerichten auszutragen und beizulegen. Sicher hatte er nicht daran gedacht, die Christen von der allgemeinen Gerechtigkeit auszunehmen, wie Ambrosius das dann verstand, sondern er meinte, die Christen sollten ethisch reif genug sein, banale Zwistigkeiten aus eigener Kraft zu bewältigen. Die Berechtigung des weltlichen Regiments, Straftaten zu ahnden, stellte er nirgendwo in Frage. Ambrosius aber tat dies und scheiterte glücklicherweise damit, denn sonst hätten wir heute statt einer barmherzigen Religion einen Haufen mordlüsterner Attentäter, die sich ihren Weg freischießen und Gegner niederkartätschen. Wir haben auch so ja noch genug Versuche in dieser Richtung erlebt und wir erleben sie bis in unsere Tage hinein, wenn Christen die Angehörigen anderer Religionen verfolgen, aber sich halb zu Tode jammern, wenn man ihnen Gleiches mit Gleichem vergilt. Aber, wie gesagt, er erreichte sein Ziel nicht, dieser fanatische Bischof, sondern das letzte Sagen in allen Dingen der Religion verblieb beim Kaiser – der Bischof hatte demgegenüber nur beratende Funktion und durfte dem Kaiser die Anliegen der Kirche vortragen. Man kann sich vorstellen, dass das dem Ambrosius wenig gefiel, aber da es der Preis war um den er endlich auf die Heiden einschlagen konnte, nahm er es hin – in der Hoffnung, es später noch durchzusetzen. Nun – dazu kam es nicht mehr, denn Theodosius starb kurze Zeit nach dem Edikt und was viel schlimmer ist, nach Theodosius gab es auch das eine römische Reich nicht mehr, vielmehr teilten die Söhne des Theodosius das Territorium wie einen großen Bauernhof unter sich auf. Mailand, wo Ambrosius und seine Nachfolger Bischöfe waren, kam unter die Herrschaft des Honorius, während der andere Sohn, Arcadius, in Konstantinopel residierte und den Osten beherrschte, soweit man bei einer von Beratern abhängigen Politik von Herrschen reden kann, aber zumindest hatte er nicht allzu schlechte, denn es gelang, die erste große Krise des oströmischen Reiches zu bestehen. Sein jüngerer Bruder im Westen erwies sich als noch schwächer und noch schlechter beraten, was zur Plünderung Roms durch die Goten führte. Dass Rom diesmal noch nicht endgültig fiel, war nur dem Glück zu verdanken, aber fortan blieben die Goten im Reich und sollten auf die Länge zum Totengräber des alten Rom werden. Für die Kirche brachten die unruhigen Zeiten allerdings eines der bedeutendsten Werke ihrer Literatur hervor – Augustins<sup>53</sup> „Vom Gottesstaat“ in dem die Auffassung der Christen zu weltlichem und geistlichem Regiment ausführlich dargelegt wird. Dabei verleugnet Augustin seine manichäische Herkunft durchaus nicht, wenn er die Welt als das Reich des Bösen bezeichnet, dem nur die christliche Gesinnung Zügel anzulegen vermag. Der von Gott bestellte Herrscher repräsentiert in dieser bösen Welt sozusagen den Willen Gottes – sofern er sich den Vertretern der Kirche unterordnet, die für das ewige Reich Gottes stehen, das nie von dieser Welt sein kann. Gleichzeitig mit seinem umfangreichen christlichen Schrifttum, das ihn sozusagen zum Ideologen der frühkatholischen Kirche macht, kann Augustinus aber auch den Ruhm beanspruchen, der erste Inquisitor der Kirchengeschichte zu sein. Der Hinrichtung seines ehemaligen Mentors Faustus von Mileva, folgte eine von ihm zu verantwortende Jagd auf die Manichäer im Allgemeinen, die im Westen nur durch die Flucht der letzten Manichäer nach Spanien nicht zur Ausrottung des Manichäismus führte – sie sammelten sich dort erneut unter der weitaus toleranteren Haltung der arianischen Westgoten und gingen später im sufischen Islam auf. Augustinus wurde ferner bedeutend durch seine Empfehlungen wie sich eine christliche Kommunität verhalten solle – auch dies ein von den Manichäern abgesehenes Moment, denn die fanden sich zwecks Ausbildung in solchen Kommunitäten zusammen, in denen sie dann auch als „Eingeweihte“ weiter zusammenlebten. Seine „Augustinusregel“ wurde im Mittelalter dann zur Regel eines städtischen Bettelordens ohne

---

<sup>53</sup> Augustinus von Hippo (354 – 430) im römischen Nordafrika geboren, war zunächst, obgleich von seiner Mutter christlich beeinflusst, Manichäer, ehe er sich, da die Manichäer ihn nicht zum Kreis der „Erwählten“ zulassen wollten, dem Christentum zuwandte und bei Ambrosius von Mailand lebte von dem er auch getauft wurde. Gestorben ist er 430 als Bischof von Hippo in Nordafrika wahrscheinlich während der Belagerung der Stadt durch die – arianischen – Vandalen.

festen Klausur, während die meisten Klöster der Regel des Benedikt von Nursia folgten. In dieser, seiner Zeit gelangte seine Regel zu keiner größeren Bedeutung. Augustinus aber wurde durch sein Werk letztenendes auch noch ein Jahrtausend nach diesem allen der Ahnherr einer neuen Kirche, denn ohne seine Ideen wäre kein Luther jemals auf das gekommen, was der Kirche fehlte und immer gefehlt hatte: die Christlichkeit.

Während Westrom immer tiefer in Anarchie versank, konnte sich der Osten zu einem stabilen Reichsgebilde umstrukturieren, in dem die Kirche das Monopol auf die ideologische Ausrichtung seiner Bewohner hatte. Zwar wurde, und das ist im Westen weithin unbekannt, das antike Erbe weiterhin gepflegt – aber nur unter dem Gesichtspunkt, dass es christlichen Dogmen nicht zu widersprechen hatte. Das bedeutete, dass die antike Philosophie fast in Gänze einem Verdikt anheimfiel, während wissenschaftliche Werke weiterhin verwendet wurden und zum kulturellen Vorsprung des byzantinischen Reiches vor den anderen Reichen, die im Verlauf des Mittelalters entstanden, wesentlich beitrugen. In Standardwerken der antiken Geschichtsschreibung wurden Passagen eingearbeitet, die ein Wohlwollen der Autoren dem Christentum gegenüber zum Ausdruck bringen sollten. Dadurch wurden die Werke des Josephus, des Tacitus, des Sueton, die Briefe des Plinius und noch etliche andere Werke für die Nachwelt gerettet. Literarische Standardwerke wie die homerischen Epen wurden von der Säuberung insofern ausgenommen, als Exemplare derselben angefertigt und in der kaiserlichen Bibliothek verwahrt wurden. Dennoch ist der Verlust an antiker Literatur, der durch die Christen verursacht wurde, auch im Osten immens. Die Tempel wurden geschlossen und ihr Baumaterial in christlichen Kirchen wiederverwendet, ihre Schätze eingeschmolzen und als Finanzreserve verwendet oder zu christlichen Kunstgegenständen neu verarbeitet. Antike Statuen, an denen der Osten überreich war, wurden, wenn sie nicht in Privathand sich befanden oder ideologisch als unverfänglich angesehen und an ihren Plätzen belassen wurden, zerstört. Das neue Reich schuf bald keine Statuen mehr, sondern bevorzugte die zweidimensionale Malerei oder im kleinen Format auch die Reliefkunst. Daneben aber entstand eine neue Architektur, die sich jedoch an die römischen Gepflogenheiten anlehnte. Leider kennen wir die byzantinische Privatarchitektur nicht mehr, aber wir nehmen an, dass hier weiter so verfahren wurde, wie man es gewohnt war. Die öffentliche Architektur hingegen fand im Kirchenbau ganz neue Lösungen, neben die bereits eingeführte Architektur der Basilika trat der sakrale Kuppelbau, dessen gewaltigster und genialster Ausdruck die Hagia Sophia ist, bis zur Errichtung des neuen Petersdoms in Rom war sie die größte Kirche der Christenheit. Neue Wege wurden auch in der Musik beschritten. Die Instrumentalmusik wurde zwar aus den Kirchen verbannt, dort regierte nur der unbegleitete einstimmige Gesang, aber es wurden neue Formen gefunden, um den Erfordernissen der christlichen Liturgie zu genügen, so der Tropus oder das Sticharion und der christliche Hymnus. Ob in der weltlichen Musik gleiche Veränderungen und Neuschöpfungen stattfanden, wissen wir nicht, denn die weltliche Musik von Byzanz ist verschollen. Sie war für den Tag und den Moment gemacht und niemand sah eine Notwendigkeit, sie darüber hinaus zu bewahren.

Das geistliche Leben der Zeit war äußerst reg. Es ist die Zeit der großen dogmatischen Diskussionen, die mit großer Heftigkeit geführt wurden und keineswegs nur von den dafür ausgebildeten Gelehrten. Es ist die Zeit der großen Apologeten, die nun ihre Religion nicht mehr den Heiden klarlegen, sondern gegen diverse Häresien verteidigen und dabei festlegen, was als christlich zu gelten hat und was nicht. Solche Häresien gab es im Osten wie im Westen und teilweise erlangten sie große Bedeutung für den Fortgang der Ereignisse und hielten sich teilweise bis weit ins Mittelalter hinein. Die Arianer bestritten die Göttlichkeit Christi und damit das inzwischen formulierte trinitarische Dogma, die Markioniten bestritten die Rechtmäßigkeit des Neues Testament und verwendeten ihre eigene Bücher, die Donatisten beharrten darauf, dass die Taufe bei der kleinsten Sünde wieder verwirkt sei und ließen sich daher erst auf den Totenbett taufen, die Montanisten waren der Ansicht, dass

Priester, die die Sakramente verwalteten, selbst absolut untadelig leben müssten, weil sonst die Gültigkeit des Sakraments dahin sei und der sie Empfangende, nach Paulus, „sich selber zum Gericht“ esse und trinke – ohne es zu wissen. Dann gab es vor allem in der westlichen Hemisphäre seit langem die kühne Lehre der Pelagianer, welche die Erbsünde bestritten und damit auch im Gegensatz zu Augustinus die grundsätzliche Verworfenheit des Menschengeschlechtes leugneten<sup>54</sup>. Und dann gab es auch noch die große Masse derer, die das ganze christliche Kerygma nicht anerkannten. Dazu gehörten nicht nur die Vertreter der Philosophie, dazu gehörten auch alle Bewohner des Reiches, die, wenn auch unter christlichen Masken, weiterhin ihren alten Göttern treu geblieben waren, es gehörten dazu auch alle die alten Anhänger der nunmehr verbotenen und meist okkult gewordenen Mysterienreligionen, deren Wirken sich dann im Hexenglauben – und zwar positiv wie negativ besetzt – ein Ventil schuf. Die Eliten des Christentums hatten alle Hände voll zu tun, einmal eigene Glaubensunklarheiten zu beseitigen und zum andern die gewonnene Macht gegen den immer wieder anbrandenden „Irrglauben“ zu verteidigen. Ihn indes auszurotten, wie sie es immer wieder behauptet haben, gelang ihnen nie. Da es ihnen aber niemals gelang, ist das Christentum, seiner katastrophalen Geschichte zum Trotz, lebendig und erneuerungsfähig geblieben. Ein Theologe behauptete einmal, dass die Kirche ihre Ketzer brauche – der Mann hatte und hat Recht. Indem diese Ketzer die Kirche zwingen, immer wieder über sich selbst zu reflektieren, zwingen sie dieselbe immer wieder dazu, ihre Lehr- und Glaubenssätze einer Prüfung zu unterziehen. Je nachdem, wie stark die Gegenbewegungen sind, umso stärkeren Einfluss haben sie auch auf die innere Gestalt der Kirche und damit das Selbstverständnis des Christentums, denn: Christ ohne Kirche geht nicht. Schon darum nicht, weil die Taufe ohne eine dazu legitimierte Institution oder eine von dieser legitimierte Person nicht geht – egal, wie diese Kirche heißen mag und wen sie dazu legitimiert, die Taufe zu spenden. Niemand kann sich selbst taufen – eher schon kann er sich selbst das Abendmahl spenden. Mit der Taufe aber wird der Mensch nicht nur irgendwie Christ, er wird auch einer konkreten Gemeinschaft eingegliedert, mag diese nun ihre Schwerpunkte setzen wie sie will. Man kann sicher etliche christliche Vorstellungen bejahen ohne Christ zu sein, aber das ist auch schon alles. Das bedeutet: ein wahlweises Christentum, in dem man dieses glaubt, jenes aber nicht, kann es per se nicht geben. Wer nicht in den Glaubensvorstellungen seiner Kirche steht, der ist sicher immer noch ein religiöser Mensch – aber ein Christ ist er nicht.

Dabei ist, wie wir schon jetzt sehen, Christsein in der Kirche auch kein Wert für die Ewigkeit. Auch die Sichtweisen der Kirche wandeln sich nach innen wie nach außen. Ein mittelalterlicher Christ wird sich in einer modernen Messe so wenig zurecht finden wie ein evangelischer Christ in einem Gottesdienst der Reformatoren. Versuche, die alten Formen zu erhalten, wurden immer wieder gemacht, aber immer wieder wurden sie irgendwann von der Moderne überholt und an den Rand gedrängt. Dabei ist das Interesse an Traditionalismus in der Kirche mindestens so stark wie das Bedürfnis nach Zeitgemäßheit – denn die Kirche hat zwei Funktionen: einmal die, dem Gläubigen Orientierung in seiner Zeit zu geben, zum andern die, Ruhepol zu sein und Sammlung erreicht man am ehesten in traditionellen Mustern. So muss all das da sein – weder darf Kirche eine andere Form von Pop – Konzert sein, noch darf es dazu kommen, dass man auf der Kirchenbank einnickt. Eine christliche Versammlung ist weder ein Glaubensseminar, noch ein Lebenshilfetraining, sie ist in allererster Linie Vergewisserung der Erfahrung von Gleichgesinntheit und Vergewisserung der Gegenwart Gottes. Wo dieses beides geschieht, da ist in rechter Weise Gottesdienst gehalten worden, unabhängig von der Konfession und von der konkreten Gestaltung. Das wusste man auch zu dieser Zeit schon und daher entfaltete die kirchliche Liturgie den ganzen Pomp des kaiserlichen Zeremoniells und bemühte sich von Anfang an, alle Sinne anzu-

---

<sup>54</sup> Pelagius kam nicht von ungefähr gerade aus dem britannischen Kulturkreis – hier schwingt noch etwas von der Lehre des wirklichen Jesus mit, der eine Verworfenheit des Menschengeschlechts ebenfalls nicht kannte und der freien Entscheidung des Menschen grundsätzlich nichts vorgezogen sehen wollte.

sprechen und arbeitete mit einer wahren Flut von Assoziationen und Symbolen. Die Kirchen sollten das paradiesische Reich Gottes abbilden, die Musik die Engelschöre wiedergeben, der Weihrauch den göttlichen Wohlgeruch und im Priester erschien Christus selbst, umgeben von seinem himmlischen Hofstaat der Apostel und Heiligen. Entsprechend waren auch die Texte der Liturgie von mitunter ergreifender Schönheit und Majestät, die Gebärden stimmig und wohl abgewogen und alle Sonntage entrollte sich so vor dem Gläubigen der Schimmer des unvergänglichen Landes, dem er in Wort und Sakrament zustrebte bis er es in seinem eigenen Leibe mit der Kommunion einschloss, die anfangs in der ganzen Kirche in Brot und Wein gegeben wurde. Die Kirchen, in denen er sonntags stand, waren nicht nur strahlende Hüllen für das Sakrament der Eucharistie, sie waren auch direkte Schnittstellen zwischen den Welten. In den Ikonen, den Bildern der Heiligen und Engel, ja des hochheiligen Christus, begegnete dem Gläubigen der Dargestellte persönlich... und das wirft auch ein Licht auf den Grund, warum in der gesamten Alten Welt Götterbilder aufgestellt wurden. In dem Bild erschien dem Gläubigen der Gott, beseelte das Bild gewissermaßen von innen, es wurde zu einer Art Kommunikationsinstrument wie es heute ein Telefon ist. Der Gemeinde war „in der Leitung“ gegenwärtig. Das galt für die Kirche des Ostens wie für die des Westens und man kann es in den Kirchen Palermos und Ravennas wie in denen von Byzanz oder, später, aber aus dem gleichen Geist entstanden, in den Kirchen Moskaus oder Kiews noch ganz so erleben, wie es ein Gläubiger in den Jahrhunderten erlebte, die auf das Dekret des Theodosius I folgten.

War jeder Sonntag ein kleines Osterfest, so war das Osterfest selbst an Feierlichkeit nicht mehr zu übertreffen, kein Festtag der alten Religionen ist jemals derart prächtig gewesen. Dabei wurde vor allem viel Wert darauf gelegt, dieses Fest von der vorangehenden Besinnungs- und Trauerzeit möglichst spannungsvoll abzugrenzen. Sollte der Christ in der Trauerzeit möglichst auf alles verzichten, was nicht unmittelbar lebensnotwendig war, so konnte es am Osterfest des Überflusses gar nicht genug sein. Die Wende erfolgte in der Nacht vom Samstag auf dieses Fest: sie begann still und sie endete im Dröhnen aller inzwischen installierten Glocken und in Gesängen, die aus den geöffneten Türen aller Kirchen drangen. Die Osternacht war selbst erfüllt von vielen frommen Bräuchen, vornehmlich der Taufe der erwachsenen Neubewerber... als es diese nicht mehr gab, da die Christen bereits als Kleinkinder getauft wurden, wurde in der Osternacht wenigstens das Taufwasser geweiht und die Osterkerze entzündet an deren Licht dann alle anderen Kerzen im Raum entflammt wurden. Dieser Brauch hat sich bis in unsere Tage beinahe unverändert erhalten, respektive er wurde in der Westkirche vor einigen Jahrzehnten wieder hergestellt. Bis dahin feierte man in der Kirche des Westens die „missa in nocte“ am frühen Ostermorgen.

Kirche des Westens und Kirche des Ostens – das bereitet vor auf das nächste Kapitel unserer Betrachtung, aber noch ist es nicht soweit. Noch steht in aller Verwirrung die Kirche als die einzige stabile Institution da, im Westen Verhandlungspartner der Barbaren, im Osten moralische Institution und normative Kraft bei der Formierung eines neuen Reiches. Aber die Strukturen, die dann zur Spaltung führten, bereiten sich schon vor. Nicht mehr die Gemeinde bestimmt ihre Eigenheiten allein, sondern die Leitsätze der Kirche werden nun insgesamt und für alle verbindlich, von einem Konsistorium der Bischöfe festgelegt, deren jeweilige Oberen die Metropolen von Rom, Athen, Konstantinopel, Antiochia und Alexandria sind. Die Bischöfe sind auch nicht mehr die Gemeindepfarrer, dieses Amt ist längst auf die „Ältesten“ einer Gemeinde übergegangen, auf Griechisch „Presbyter“ – davon unser deutsches Lehnwort „Priester“ unter Umgehung des lateinischen „sacerdos“. Diese Priester werden auch nicht mehr von der Gemeinde bestimmt, sondern die Bischöfe wählen sie aus, weihen sie zum Dienst und können sie auch wieder abberufen – was aber höchst selten und nur bei Unstimmigkeiten in der Amtsführung und in der Lehre geschehen kann. Die Priester sind verheiratet und zwar im Osten wie im Westen – nur der Bischof, der mehrere Gemein-

den zu leiten hat, muss zölibatär leben. War er vordem verheiratet, muss er seine Familie finanziell sicherstellen ehe er sein Amt antritt – weshalb die Bischöfe dann auch aus dem neuen Stand der Mönche genommen werden, das ist billiger. Diese Bischöfe nun sind ihrem jeweiligen Metropoliten untergeordnet, der sie weiht und beaufsichtigt und die Metropoliten haben unter sich wiederum eine Rangfolge, in der der Metropolit von Konstantinopel an erster Stelle steht. Dennoch – ein Haupt der ganzen Kirche ist er nicht, diesen Rang beansprucht der Kaiser bei dem der Metropolit nur eine beratende Funktion hat – er muss nicht einmal der Beichtvater des Kaisers sein. Die Bischöfe sind einander prinzipiell gleichrangig – jeder, der in den ehemaligen Metropolen des Reiches zum Bischof gewählt und geweiht wird, ist zwar in seiner Diözese der erste Mann, in einer Synode jedoch zählt sein Wort nicht mehr als das aller anderen und bedeutet sein Rang nicht mehr als eine Ehrenstellung. Und Synoden gibt es in dieser Zeit reichlich – denn es gibt reichlich Probleme, die Kirche auf eine einheitliche Linie zu bringen. Die Probleme sind: die Göttlichkeit Christi, die Trinität, die Rolle der Heiligen, die einheitliche Meinung über die Sakramente und ihre Zahl, über die christliche Ehe, die Feste und Festtermine der Kirche und ihre jeweilige Rangordnung im Kirchenjahr, ja auch dieses selbst steht zur Debatte. Alles, was heute selbstverständlich Christsein ausmacht, wird in dieser Zeit formuliert und zuweilen gibt es heiße Debatten zwischen den Bischöfen, aber auch den einfachen Priestern, denn zu einer Synode hat jeder Christ etwas zu sagen. In dieser Zeit wird der Kanon abgeschlossen indem man das Johannesevangelium und die Offenbarung des Johannes hinzufügt, und es werden alle Sammlungen vernichtet, deren man habhaft werden kann, die anders zusammengestellt sind. In dieser Zeit wird die Lehre des wirklichen Jesus offiziell geächtet – die Kirche sagt sich vom Rest ihrer Ursprünge los. In dieser Zeit entsteht in Ägypten die große Gegenbewegung, das Mönchtum – erwachsen aus der ägyptischen Tradition der geistlichen Kollegien und zugleich gegen sie gewandt. In dieser Zeit wird die letzte Lehrerin der Gnosis im Osten<sup>55</sup>, Hypatia, in Alexandria gelyncht und die Gottesmutter Maria in den Rang einer himmlischen Königin und Quasi – Göttin erhoben – was eine neue Spaltung auslöst, denn einige Bischöfe und Priester hinter dem Bischof Nestorius machen die Wendung nicht mit und lösten sich aus dem Verband, denn sie glaubten nicht, dass Jesus Gott gewesen sei und also konnte seine Mutter auch nicht Gott geboren haben. Für den mehrheitlichen Rest der Christenheit aber beginnt eine Zeit der Marienverehrung die nach und nach den eigentlichen Helden, Christus, beinahe aus dem Fokus der Christen rücken wird. In dieser Zeit wird auch der Kult der Reliquien begründet, der das Bedürfnis der Massen nach dem frommen Wunder zufrieden stellen soll, denn hier haben sie etwas, das sie greifbar mit dem Himmelreich verbindet. Vom Wahnsinn, den die westliche Kirche dann mit Reliquien trieb, sind wir hier allerdings noch weit entfernt.

Und – wie sah das nun aus, war nun das ganze Reich genuin von einem Moment auf den anderen christlich geworden? Mitnichten – zwar gab es die philosophischen Akademien nicht mehr und die Tempel waren geschlossen und verfielen... aber die Menschen brachten ihren Glauben an die alten Götter auf vielfache Weise in die neue Religion ein. Die Heiligen traten an ihre Stelle und bevölkerten den Himmel in einer Menge, die vordem an Göttern nicht bekannt gewesen war. Die alte Hekate nahm Platz an der Seite der Heiligen Anna, Juno an der Seite der Gottesmutter und Minerva feierte in der heiligen Katharina ihre Urständ. Der heilige Georg maskierte den Mars mehr schlecht als recht und der schwarze Mauritius war die Karnevalsversion von Vulcanus. Übrigens – solche Camouflagen treffen wir bis heute in den Staaten auf dem alten Inkagebiet und in der Karibik, sowie in Brasilien an und auch die Indianer Mexikos haben ihre alten Götter nicht vergessen. Aber auch im Baltikum sind solche Bräuche lebendig und im gesamten slawischen Gebiet. Bis ins Mittelalter stellte man

---

<sup>55</sup> im Westen gab es solche bis ins Mittelalter hinein. Die letzte berühmte Lehrerin war Esclarmonde de Foix.



die dreifaltige Göttin noch auf Altartafeln dar und ziemlich offen schwang der Satan den Dreizack des Erderschütterers Poseidon. Man muss nur scharf genug hinschauen, dann kann einem das latente Heidentum der Christenheit kaum entgehen – am populärsten sind wohl die zwölf Raunächte und das im Schweigen eingeholte Osterwasser in Deutschland samt den Johannis- oder auch den Beltanefeuern der Walpurgisnacht. Heidentum wohin man schaut... armer Theodosius. Nicht einmal die Tradition der Menschenopfer schaffte das Christentum aus der Welt, im Gegenteil, keine moderne Religion hat ihrem Gott so viele gebracht wie das Christentum – die Weltkriege eingerechnet.

---

## DAS GROSSE SCHISMA

---

Erinnern wir uns wieder an Simon. Aus seinem Geist erwuchs dieses Christentum und wie die Legende wissen will, starb er in Rom und wurde dort begraben. Daher hatte der Bischof von Rom als Nachfolger des Simon auch stets einen Ehrenrang unter den Bischöfen inne und zwar in der lateinischen wie in der griechischen Kirche. Apropos lateinische und griechische Kultur – es ist natürlich wahr, dass die beiden Sphären sich mit der Zeit einander entfremdeten. Die griechische Bibel wurde von Hieronymus ins Lateinische übersetzt, weil die Kenntnis des Griechischen im Westen abnahm. Desgleichen entstand hier auch eine lateinische theologische Literatur, die sicher andere Akzente setzte als die gleichzeitige griechische. Sie hatte ja auch andere Probleme zu bewältigen. Daneben aber existierte gleichberechtigt die griechische Tradition, die, in relativ gesicherten politischen Verhältnissen, sich auch anderer Aspekte annehmen konnte. Die griechische Kirche musste sich nicht des Ansturms „irrgläubiger“ Barbaren erwehren, musste nicht die eigenen Strukturen gegen fremde verteidigen und bewahren. Aber die Lehre war die gleiche, die Bibel, lateinisch oder griechisch, enthielt den gleichen Text, die Bekenntnisse waren die gleichen... jedenfalls auf lange Sicht – und beide Kirchen pflegten die gleichen Sakramente, erkannten ihre Taufen wechselseitig an und nahmen wechselseitig an ihren Eucharistien teil. Sicher gab es auch Meinungsverschiedenheiten, aber sie betrafen nicht den Kern der Lehre.

Was sich aber mit der Zeit als unhaltbar erwies, das war der Anspruch des byzantinischen Kaisers, Vicarius Christi für die gesamte Christenheit zu sein. Nicht nur dass er seine politischen Ansprüche auf das Westreich bald nicht mehr durchsetzen konnte, auch in Glaubensdingen wurde es immer schwieriger, die Kommunikation zwischen dem Osten und dem Westen aufrecht und in Fluss zu halten. Die Westkirche musste ihre eigenen Angelegenheiten auch selbst regeln können, sich selbst als Einheit in einer Vielzahl wechselnder politischer Konstellationen erhalten. Und so ergab es sich, dass der Ehrenrang, der dem Bischof von Rom seit jeher zugekommen war, sich zu einem kirchenpolitischen Primat wandelte, der von den übrigen Diözesen mehr oder weniger enthusiastisch anerkannt wurde. Die westliche Kirche war damit auf dem Wege, eine autokephale Kirche zu werden, wie es auch die armenische, die syrische, die koptische und die slawische Kirche des Balkans wurden. Autokephal – das bedeutet, dass diese Kirchen ihre Angelegenheiten unabhängig von der byzantinischen Autorität regelten, aber in Bekenntnis und Lehre durchaus mit dieser harmonierten und als gleichberechtigt anerkannt wurden. Eine solche Autokephalie aber genügte der Westkirche nicht. Die Bischöfe von Rom wollten als Nachfolger Petri, des Kirchengründers, einen Primat für die gesamte Kirche zuerkannt haben – und das sah niemand ein.

Über Jahrhunderte zog sich dieser Streit hin... das Mittelalter war bereits heraufgezogen, als er sich endlich entschied. Der Islam klopfte bereits an die Tore Konstantinopels, als die beiden Kirchen sich endgültig voneinander schieden und ihre gegenseitigen Taufen wie ihre Strukturen jeweils für sich als nicht mehr verbindlich betrachteten. Schismatisch – das bedeutet, bei gleicher Lehre, bei ähnlicher Struktur doch voneinander nichts wissen wollen. Endlich kam es dahin, dass der Papst, den der Westen verbindlich anerkannte, und der Patriarch von Konstantinopel, der für die Kirche von Byzanz sprach, einander exkommunizierten – nicht aufgrund ihrer Lehrdifferenzen<sup>56</sup>, sondern aus rein kirchenpolitischen Erwägungen heraus. Der Papst konnte, so war die Entscheidung, nicht für Byzanz und die mit ihm verbundenen autokephalen Kirchen sprechen und der Patriarch von Konstantinopel nicht für den Westen Europas. Das Jahr 1054 wird als das Jahr des Schismas angenommen, weil sich in diesem Jahr die beiden Kirchenhäupter gegenseitig exkommunizierten, also aus ihren jeweiligen Kirchen hinauswarfen. Das galt dann auch für alle, die diesen Bischöfen folgten. In der Folgezeit gab es immer wieder Bemühungen, das Schisma zu überwinden – aber es erwies sich immer wieder als unmöglich, da keine der beiden Parteien auf ihre Ansprüche verzichten wollte. Letztenendes kostete das Byzanz dann die Macht und den Bestand, denn gemeinsam hätten Osten und Westen dem Islam wohl Paroli bieten können. Noch fast bis zur letzten Minute mühte man sich, und keineswegs halbherzig, um Einigung, aber sie kam nie zustande. Es gab Tauwetterperioden<sup>57</sup> und es gab Zeiten der Eiseskälte zwischen Rom und Byzanz die im Einzelnen zu erörtern hier zu weit führen würde. Aber eines bleibt festzuhalten – das Schisma von 1054 besteht de facto und vor allem de jure bis heute. Und bis heute scheitert seine Beendigung daran, dass der Papst als Nachfolger Petri den Anspruch auf die Herrschaft über die ganze Kirche nicht aufgeben will. Man sieht – die Ökumene, die Hausgemeinschaft aller christlichen Kirchen, ist immer noch und jetzt vielleicht mehr denn je ein schwieriges Kapitel.

---

## OSTEN UND WESTEN

---

### *Die Kirchen des Ostens*

Seit 1054 also gehen die beiden großen Kirchen mehr oder weniger, meist mehr, ihre eigenen Wege. Während aber die westliche Kirche unter dem Papsttum fest geschlossen ist, so stellt die östliche Kirche beinahe von Anfang an eine Gemeinschaft einander gleichrangiger Kirchen mit lokalen Traditionen dar. Sehen wir uns die Geschichte und die Eigenarten dieser Kirchen doch einmal etwas genauer an.

Den Anspruch, sogar schon vor der Kirche von Byzanz die älteste autarke Kirchengemeinschaft zu sein, erhebt im Osten die Kirche der Armenier. Nun war Armenien bereits zur Zeit des römischen Reiches größtenteils ein selbständiger Staat am Rande des Imperiums, ein Mal mit Rom, ein anderes Mal aber auch mit Persien verbündet. Im Jahre 301 unserer Zeitrechnung, auf jeden Fall aber weit vor dem Edikt von Mailand, wird der armenische König Tiridates III Christ und das bedeutet in der Folge, dass das Christentum Staatsreligion in Armenien wird (ca. um 315 unserer Zeitrechnung)

Die armenische Kirche nimmt einen ganz anderen Weg als die Kirche von Rom oder Byzanz. Zwar war sie insoweit christlich, dass sie den aktuellen Stand des Christentums jener Tage übernahm, aber sie richtete sich in ihrer weiteren Geschichte nicht nach der Ent-

---

<sup>56</sup> ich sage das, obgleich mir die Tatsache des filioque – Streits bekannt ist..

<sup>57</sup> vor allem der Kreuzzüge wegen....

wicklung im römischen Reich und auch nicht nach der Entwicklung im Reich von Konstantinopel. So hat sie das Osterfest gemeinsam mit der westlichen Kirche, aber ansonsten einen sehr eigenständigen Festkalender, der sich einmal nach Byzanz, einmal nach Westen und meist nach eignen Vorstellungen richtet und auch in der Frage der Ikonen bezieht sie einen eigenen von Byzanz unabhängigen Standpunkt. Inwieweit die Frage der Ikonenverehrung überhaupt erst durch Byzanz angestoßen wurde, bleibt zu klären - es ist bekannt, dass im Mittelalter armenische Fürsten ihre Gebiete an Byzanz abtraten und nach Kilikien übersiedelten, wo sie die nachmals im türkischen Genozid umgekommene armenische Minderheit begründeten und byzantinische Frömmigkeit in den kaukasischen Gebieten wenigstens zeitweilig Einzug hielt. Einige Bräuche könnten aus dieser Periode stammen, aber erwiesen ist das nicht und auch diesen haftete dann bald ein spezifisch armenisches Element an.

Dieses speist sich nicht allein aus christlichen Quellen. So ist der alte Sonnenkult in der armenischen Volksreligion, aber nicht nur in dieser, noch allenthalben gegenwärtig und auch die urasiatische Sitte des Wunschbaumes wird noch gepflegt - wie übrigens auch in der - islamischen - Türkei. In Swanetien ist noch immer er alte Widderkult lebendig, den schon die alten Griechen beschrieben (siehe Goldenes Vlies, das seinen Ursprung in der swanetischen Goldgewinnung hat). Noch immer gibt es Tieropfer und sei es, dass der Priester den zu Ehren der Sonne geschlachteten Stier mit Weihwasser besprenkt. Hier sind Elemente des altiranischen Mithraskultes erkennbar; Armenien stand lange bevor es als eigenständiger Staat in die Geschichte eintrat unter altpersischem Einfluss. Dort und anderswo sind die Kirchen auch keine Versammlungsorte der Gemeinde, sondern in erster Linie sind sie Haus Gottes, wie es die alten Tempel waren und die Gemeinde hat dort gewissermaßen nur zu den Audienzen Zutritt, welche die Gottheit abhält. Der Altar der armenischen Kirche ist der alte, schmale Altarstein der antiken Tempel. Und welche christliche Kultur gibt ihren Kirchen Patrone wie die „wachenden Kräfte“? Die offizielle Lesart möchte darin die Engel erkennen, aber von Engeln ist am Zwartnotz<sup>58</sup> nicht viel zu sehen, der alten, noch in ihren Trümmern großartigen Kathedrale, dem Mittelpunkt eines ausgedehnten Heiligtums. Armenien ist reich an Kirchen, großen und ganz kleinen, aber eine solche ward niemals wieder dort gesehen.

So isoliert wie man annehmen möchte, war die armenische Kirche übrigens nie, auch wenn sie durch den Riegel der islamischen Kultur dann vom übrigen Europa abgeschnitten wurde - im sechzehnten Jahrhundert beruft Thomas Müntzer sich auf den Gottesdienst der Armenier, um seine eigenen Abweichungen von der römischen Liturgie zu rechtfertigen<sup>59</sup>. Er fragt an, ob denn die Armenier, die einen ganz andern Gottesdienst hielten, etwa deshalb keine Christen wären. Man fragt sich, wie dieser Kontakt wohl zustande kam, da Müntzer nie nach Armenien gereist ist - nun, es mag sein, dass bereits damals Armenier vor allem aus dem türkischen Kleinarmenien unter dem Druck des Islam ihre Heimat verlassen haben und mit dem fahrenden Volk durch Europa zogen... und mit dem fahrenden Volk hat er oft und oft Gemeinschaft gehabt.

Ebenfalls keine Gemeinschaft mit Byzanz hat die syrische Kirche. Sie ist, so sagt man, nach der Jerusalemer, die älteste Christengemeinde überhaupt. Eigentlich hätte sie, wie diese, in der Gesamtkirche aufgehen sollen, aber da gab es einmal schwerwiegende Glaubensdifferenzen, zum andern aber auch gravierende kulturelle Unterschiede. Die Kirche von Antiochien ( nicht zu verwechseln mit dem ökumenischen Patriarchat) war - und ist - die Kirche der aramäisch sprechenden Christen. Theologisch ist sie in der Antike eine blühende

---

<sup>58</sup> Die vielleicht faszinierendste Kirche Armeniens wurde schon im Mittelalter durch ein Erdbeben zerstört und die Frage erhebt sich, warum man sie, während man so viele Kirchen nach Zerstörungen wieder errichtete, nie wieder aufgebaut hat - man konnte es nicht mehr.

<sup>59</sup> Thomas Müntzer, Deutsch Kirchenampt. Allstedt 1523

Kirche und befruchtete so das gesamte Umfeld – aber sie gliederte sich der griechischen Kirche nicht an. Sie machte im christologischen Streit weder die byzantinische noch die nestorianische Wendung mit, ist also weder mono- noch diaphysitisch, sondern versuchte einen eigenen christologischen Weg – wenigstens zunächst – wie ihn auch die koptische Kirche vertrat und immer noch vertritt, während die Kirche von Antiochia sich vor die Entscheidung gestellt sah, ihren eigenen Weg aufzugeben und entweder das Bekenntnis der Nestorianer zu teilen oder sich Byzanz anzugliedern – es kam dahin, dass die unter persischer Hoheit lebenden Antiochener das nestorianische<sup>60</sup>, die in Ostrom lebenden das Bekenntnis der Synode von Ephesus annahmen, nach dem Christus Gott und Mensch in einem gewesen wäre. Daher verehren die Syrer auch Maria nicht als Gottesgebärerin wie die von Byzanz herkommenden Ostkirchen.

Eine weitere, neben verschiedenen anderen christlichen Gruppierungen, die sich entweder bereits in der Antike von der Ostkirche trennten oder ihr, wie die Armenier, niemals angehört hatten, wichtige Gruppierung ist die koptische (ägyptische) Kirche. Als einzige unter allen Kirchen der Welt außer der römischen wird sie von einem Papst geleitet. Auch diese Kirche war niemals „orthodox“, sondern pflegte stets ihren eigenen Ritus und ihre eigene Theologie. Der Zeitpunkt ihrer Trennung von der Gesamtkirche ist, wie bei der Kirche von Syrien, das Konzil von Chalcedon im Jahre 451 unserer Zeitrechnung. Dennoch verblieb die koptische Kirche wie auch Ägypten selbst im Byzantinischen Reich und wurde von der griechisch - orthodoxen Kirche respektiert.

Man sagt, die koptische Kirche sei vom Evangelisten Markus gegründet worden – diese fromme Legende ist bis heute offizielle Kirchenlehre. In Wahrheit ging die Gründung der koptischen – ägyptischen – Kirche von der philosophischen Hochschule von Alexandria aus. Von dieser spaltete sich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine Bewegung ab, die mit den „petrinischen“ Christen sympathisierte. Ihre Anhängerschaft fand sie vor allem zunächst in den Alexandriner Juden, während die Mehrzahl der Ägypter und Griechen entweder der Philosophie zuneigte oder den alten Kulturen treu blieb. Erst sehr langsam fand das eigentliche Christentum in Ägypten Verbreitung. Das wird vor allem an dem Umstand deutlich, dass sich in keinem anderen Bereich so viele Exemplare des sogenannten vierten Evangeliums mit seinen „antignostischen“ Predigten finden, wie gerade in Ägypten. Die ägyptischen Christen müssen damit geradezu um sich geworfen haben – ähnlich wie heute die Zeugen Jehovas mit ihren Zeitschriften. Über ihre Anzahl aber sagt diese eifrige Missionstätigkeit nichts aus. Es blieben wenige – bis die Philosophie verboten wurde und mit ihr auch alle alten Kulte. Im Jahre 415 wurde die letzte ägyptische Lehrerin der Philosophie und Rektorin der philosophischen Hochschule von Alexandria die „Pythagoreerin“ Hypatia vom christlichen Mob gelyncht, ihre Schule geschlossen. Übrig blieb die christliche Katechumenschule, an der Missionare und christliche Priester eine für die damalige Zeit einzigartige Ausbildung erhielten – was sich auch in der literarischen Produktion ausdrückte, die exponentiell anstieg und auch die byzantinische Kirche entscheidend beeinflusste – so entstammt die Marienverehrung der Orthodoxie ägyptischen Intentionen und dass hier Isis mit dem Horusknaben fröhliche Urständ feiert, ist niemandem verborgen. Auch das Weihnachtsfest der byzantinischen Kirche ist auf ägyptischen Einfluss zurück zu führen: am sechsten Januar endete mit dem „Aionfest“ die alljährliche Folge der unheilbringenden Übertage des ägyptischen Sonnenkalenders. Entscheidenden Einfluss nahmen die ägyptischen Christen auch auf die Gestaltung des Glaubensbekenntnisses von Nicäa, das sie bis heute in der damals von ihnen eingebrachten Form beten. Ein wesentliches Element war auch die Erhaltung der ägyptischen Sprache, die im christlichen Ägypten Verkehrssprache neben dem Griechischen

---

<sup>60</sup> mit diesem Bekenntnis verbreitete sich das Christentum bis nach Innerasien, Indien und China. Da diese Kirchen in Fragen des Bekenntnisses keine weiteren Beiträge geleistet haben, übergehen wir sie im Folgenden.

blieb und für die ein eigenes, aus dem griechischen Alphabet und einigen demotischen Zeichen zusammengesetztes Schriftsystem entwickelt wurde, das die an den Hieroglyphen orientierten Schriftsysteme ablöste, die dadurch freilich in Vergessenheit gerieten – nur ganz wenige Hieroglyphen wurden als Symbole übernommen, darunter das „Anch“, das Lebenszeichen in seiner eigentlichen Bedeutung. Daher steht dieses Zeichen in koptischen Texten niemals für das Kreuz und von hier aus findet es auch zu seiner Bedeutung im christlichen Grabkult – unser Friedhofskreuz ist eine missverstandene Hieroglyphe.

Ein weiteres Merkmal der koptischen Kirche ist das Mönchtum. Dieses Mönchtum wurzelt in den seit der Spätzeit existenten geistlichen Kollegien, die ihrerseits wieder auf dem Brauch fußen, stets eine priesterliche Mannschaft bei den Tempeln bereit zu halten, welche die Götter mit allem Notwendigen versorgte, sowie mit dem Betrieb der alten Hochschulen, die den Tempeln angegliedert waren und ständiges Lehrpersonal beschäftigten. Nun standen die Kirchen an Stelle der Tempel und um die Kirchen stellte das geistliche Personal den Grundstock der Klöster. Eine zweite Bewegung kam aus Syrien und brachte das Anachoretentum mit sich – Einzelne, die sich in unwirtliche Gegenden zurückzogen und dort weltabgewandt und unter teilweise extremer Askese lebten – allerdings war diese in Ägypten niemals so rigoros wie im syrischen Herkunftsland. Die ägyptischen „Mönchsväter“ vereinigten nun diese beiden Strömungen zu einer einzigen Bewegung und lösten sie zugleich aus ihrer Abhängigkeit von den städtischen und dörflichen Kirchen und ihrem Klerus – fortan lebten die Mönche zwar in der Wüste wie die Einsiedler es getan hatten, aber sie bildeten Gemeinschaften und betrieben eine eigene Kirche oder deren mehrere und gingen neben der Landwirtschaft von der sie – mitten in der Wüste – lebten, gelehrten theologischen und auch philosophischen Studien in der Tradition der ägyptischen Lebensphilosophie nach, die älter als die griechische ist. Wir kennen einige ihrer Arbeiten, die sich formal wie inhaltlich eng an die ägyptischen „Lebenslehren“ anschließen. Zu diesem Behuf unterhielten sie Bibliotheken mit Werken, die sie als für ihre Arbeit als notwendig betrachteten. Dabei sahen sie nicht unbedingt streng darauf, dass diese Werke den Vorschriften aus Byzanz über rechtgläubige oder häretische Literatur entsprachen, sondern richteten sich einzig und allein nach der Vorgabe, dass hier etwas über die Dinge gesagt wurde, die ihnen als heilig galten. Erst ein Edikt des obersten Kirchenführers in Alexandria beendete diese pragmatische Freizügigkeit – diesem Edikt verdanken wir es übrigens, dass die Schriften von Nag Hamadi bis auf unsere Tage erhalten blieben, weil es dazu zwang, sie zu vergraben – vernichten wollten diese Mönche sie bezeichnender Weise nicht.

Wer sich indes wundert, dass die byzantinische Großkirche die schismatischen Kopten nicht antastete – nun, sie wird ihre Gründe gehabt und wohl gewusst haben, dass die Kirche von Alexandria einen anderen Gründer als den heiligen Markus hatte, einen, der verstoßen und unter der Hand als direkter Nachfolger Jesu auch bei ihnen gehandelt wurde – man sehe sich daraufhin einmal Darstellungen des Apostels Thomas an. Jedenfalls ist nicht bekannt, dass die Patriarchen der byzantinischen Kirche nach dem Schisma irgendwelche Verfolgungen der ägyptischen Nationalkirche angestrengt hätten. Sicher hatte das aber auch politische Gründe: Byzanz brauchte Ägyptens Wirtschaftskraft, die auch die Jahrhunderte römischer Ausbeutung nicht völlig hatte zerstören können. Schreibmaterialien, Getreide, edle Steine und Gold kamen nach wie vor aus diesem Land, dazu feine Stoffe und Kosmetika auf die keine byzantinische Dame hätte verzichten wollen – und nicht nur *ein* großmächtiger Politiker wurde in dieser Beziehung von den Frauen seines Haushaltes beherrscht. Wenn auch die Bischöfe zölibatär lebten – die Kaiser und die Generale lebten nicht zölibatär, sondern im Gegenteil, Wein, Weib und Gesang gehörten fest zum Bestandteil höfischer Kultur. Also ließ man sie wohl unbehelligt und sie zeigten ihrerseits keine politischen Sezessionsbestrebungen. Gleichwohl wird die Situation immer brisant und schwierig genug gewesen

sein, so dass die Abgesandten Mohammeds dann bei den Ägyptern mehr und offenere Ohren gefunden haben, als sie zu finden dachten.

Schauen wir uns, ehe wir uns der russischen als der wichtigsten orthodoxen Kirche zuwenden, noch einmal bei einer Tochter der koptischen Kirche um – bei den Äthiopiern. Es ist die einzige afrikanische Kirche, die von einem afrikanischen Land aus gegründet wurde – Ägypten liegt bekanntlich auf dem afrikanischen Kontinent und seine koptische Kirche ist eine afrikanische Kirche so wie die altägyptische Religion eine afrikanische Religion war und ist. Die äthiopische Kirche wurde also höchstwahrscheinlich – genau weiß man es nicht mehr, es gibt nur noch legendarische Informationen – vom Süden Ägyptens, von den Wüstenklöstern aus, begründet. Daher und nicht etwa wie behauptet, aus Syrien, stammten<sup>61</sup> die Mönche, die Klöster nach ägyptischem Muster gründeten<sup>62</sup>. Von diesen Klöstern aus wurde dann das äthiopische Hochland nach und nach durchmissioniert – bis das Reich von Aksum sich als christliches Reich bekannte. Nun konnte offiziell ein Bischof als Patriarch eingesetzt werden, der künftig neben dem König als dem Vertreter der weltlichen Macht die geistliche repräsentierte. Dabei ist es geblieben.

Die Verbindung zur ägyptischen Kirche hat sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte sehr gelockert und die äthiopische Kirche kann heute in allen Punkten als autochthon betrachtet werden<sup>63</sup>. Ihre Kirchensprache ist nicht koptisch, sondern das Geez, eine afrikanische Sprache. Ihre Bräuche sind afrikanisch geprägt. Ihr Schriftenfundus ist besonders interessant, spiegelt er doch am ehesten den Zusammenhang dieser Kirche mit ihrem ägyptischen Ursprung – er enthält eine Vielzahl von Dokumenten im Rang von heiligen Schriften, die in der Großkirche längst als bloße Erbauungsschriften oder gar als häretisch aussortiert wurden – die äthiopische Kirche hat die gesamte Kanonbereinigung nicht mitgemacht. Das ist nur zum Teil, vermute ich, eine Folge ihrer Isolation, sondern spiegelt den Charakter wider, den die koptische Mönchskirche zur Zeit der Missionierung Äthiopiens hatte – erinnern wir uns an jenes Edikt aus Alexandria, das sie zwang, ihre Bibliotheken zu bereinigen – ins äthiopische Hochland ist, auch ehe der Islam einen Riegel dazwischen legte, nie ein Edikt oder ein alexandrinischer Inspektor gekommen. Es war den Inspektoren, die in Nag Hamadi gewütet haben, wohl, wenn sie es überhaupt gewusst haben, nicht der Mühe wert. Denn – eigentlich häretisches Schrifttum besitzt die äthiopische Kirche nicht und hat sie wohl auch niemals besessen und so ist sie wohl afrikanisch, aber sie gehört nicht zu den ausgesprochenen Ketzerkirchen. Andererseits hat sie auch keine weiteren Kirchen begründet – mit ihr beginnt und endet der Versuch, ein autochthones Christentum in Afrika zu installieren. Immerhin aber ist sie ein erster und auch schon ein gelungener Versuch der Inkulturation – das Christentum scheint es ist eine echte Weltreligion und das wird auch hier wieder deutlich – wir werden es bei den Missionskirchen der Neuzeit noch intensiver erleben. Es verträgt sich mit jeder Art von kulturellem Mutterboden und ist darin den anderen abrahamitischen Religionen überlegen. Verlangt das Bekenntnis zum Judentum, dass man ethnischer Jude ist oder wird, verlangt das Bekenntnis zum Islam auch ein Bekenntnis zur arabischen Sprache und Kultur – als Christ kann man bleiben was man war, wenn man nur die Generaldogmen der christlichen Religion anerkennt: die Erlöserschaft Christi, die Auferstehung der Toten, an die ohnehin jede Religion glaubt, ja auf der sie fußt, und die sichtbaren Zeichen des Glaubens, also Taufe und Abendmahl – ansonsten kann man es halten wie man es gewohnt ist. Und so halten es die Äthiopier dann auch – bis zum heutigen Tage.

---

<sup>61</sup> Dies wird behauptet, um den Zusammenhang mit der aramäischen Tradition zu betonen – es liegt auf der gleichen Linie, wie die Bezeichnung der „göttlichen Lade“ als Bundeslade. Solche Objekte sind in allen Religionen des Nahen Ostens verbreitet gewesen, von ihnen stammt das gesamte christliche Prozessionswesen ab.

<sup>62</sup> Um es genauer zu sagen, diese Mönche kamen den Nil herauf durch das den Ägyptern kulturell gewogene Nubien, wo sie ebenfalls, aber ohne dauerhaften Erfolg, missioniert haben.

<sup>63</sup> Auch in ihrer Ikonenmalerei, die wohl eher von der koptischen als von der griechischen Kirche her stammt, aber völlig „afrikanisiert“ wurde.

Zuletzt ist einer Kirche zu gedenken, die, Ableger einer anderen, selbst zur Mutter von Kirchen geworden ist, und das weltweit. Im Jahre 988 unserer Zeitrechnung ließ sich der Großfürst von Kiew Wladimir durch einen byzantinischen Bischof taufen und sorgte zugleich dafür, dass auch seine Untertanen, wollten sie es oder sie wollten es nicht, die Taufe empfangen. Wie bei solchen Aktionen üblich wurde nicht danach gefragt, ob die Leute das, was sie da taten auch verstanden. Wenn wir die heutige Situation der ukrainischen Kirche betrachten, ist damals auch geistig ein Kahlschlag erfolgt. Da dies nur unter Gewaltanwendung und über Generationen geschehen kann, müssen wir die „Taufe des Perkun“ als einen äußerst rigorosen Akt ansehen, der sich noch dazu zeitlich hinzog.

Nachfolger der Kiewer Rus als Repräsentant der slawischen Kultur wurde das Großfürstentum Moskau, welches die griechisch - orthodoxe Religion von Kiew übernahm, wohl unter ähnlichen Vorzeichen wie hier. Allerdings wäre es grundfalsch, wollte man die Zwangsbekehrung als das einzige Merkmal ansehen, das die nunmehrige Russisch - orthodoxe Kirche auszeichnet. Im besten Sinne wurde diese Kirche zur Kulturträgerin: sie formte die einheitliche Sprache und machte sie literaturtauglich, sie brachte ein neues Ethos in dem alle Menschen als Christen Menschenrechte genießen sollten (was indessen verschieden interpretiert wurde), sie machte Schluss mit der weit verbreiteten Gewohnheit, Menschen, die dem Standard nicht genügten, als lebensunwert zu betrachten und sie machte vor allem Schluss mit der ebenfalls weit verbreiteten Gewohnheit eines teilweise ausufernden Phalluskultes<sup>64</sup> (der indes heute noch latent in der Bedeutung weiterlebt, welche die russische Mentalität den männlichen Genitalien zumisst). Die Popen übernahmen die Rolle der Starosten als Lebensberater und beschränkten diese auf ihre verwaltungstechnischen Aufgaben, mit denen sie wiederum möglichst nichts zu tun haben wollten – sicher auch deshalb, weil diese oft genug dem Ethos krass widersprachen, welches sie zu verkündigen hatten.

Es ist nicht zu bestreiten, dass die russische Kirche dann durch Jahrhunderte das einende Band gewesen ist, welches die verschiedenen Reiche zwischen Bug, Dnjepr und Ural zusammenhielt und dass dieses einende Band, das Bewusstsein, Christ unter Christen zu sein, aus den slawischen Stämmen und Sippen endlich ein russisches Volk geformt hat. Es ist nicht zu bestreiten, dass die russische Kirche durch diese Bewusstseinsbildung wesentlichen Anteil daran hat, dass aus autarken Fürsten und Bojaren mit ihren angestammten Herrschaftsgebieten eine russische Nation unter einem zentralen Befehlshaber wurde, der sich allerdings erst seit Iwan IV „Zar“ zu nennen wagte. Der Stand, den die Kirche im nunmehrigen Zarenreich hatte, ist so gesehen eine Vergeltung für ihre Verdienste beim Zustandekommen der russischen Nation. Ohne ihre Vorarbeit hätte selbst ein so konsequenter Tattensch wie Iwan Grosny kein Russland zustande bringen können.

Soweit das äußere Bild – wie aber sieht die russische Kirche sich selbst? Wo setzt sie selbst ihre Schwerpunkte? Eines ist sicher: in der systematischen Theologie sieht sie dieselben nicht. In einer dynamischen Ekklesiologie sieht sie dieselben auch nicht. Sie ist keine „ecclesia semper reformanda“ wie dies konstitutiv für alle westlichen Kirchen ist. Sie ist wesentlich Bewahrerin eines religiösen Status Quo Ante, der mit dem Zusammenbruch des byzantinischen Reiches beginnt, als dessen ideelle Nachfolgerin sie sich selbst sieht. Sie hat den Anspruch dieser Kirche, das „richtige“ Christentum gültig zu repräsentieren, übernommen und sieht keinerlei Notwendigkeit, diesen Anspruch aufzugeben – auch nicht gegenüber der

---

<sup>64</sup> Inwiefern die historischen Skopzen als ein Ergebnis einer christliche Gegenbewegung zu diesem Phalluskult angesehen werden können, muss dahingestellt bleiben – signifikant aber ist ihre Gleichsetzung von Asexualität und christlicher Selbstverwirklichung, die ja wohl nicht ohne den propagandistischen Einfluss der orthodoxen Kirche hat entstehen können; vor allem wenn man bedenkt dass dieser Einfluss sich hier auf die ungebildeten Schichten richtete, die was sie vernahmen durchaus wortwörtlich verstanden. Ein prominentes Beispiel solchen wortwörtlichen Verständnisse ist in der griechischen Kirche der Kirchenschriftsteller Origines. Ausgerechnet er wurde dann zum Vater des allegorischen Schriftverständnisses....



griechischen Kirche, deren Denken sie meint, übernommen zu haben. Daher ist ihre Aufgabe nach ihrer eigenen Darstellung der Glaube selbst, dessen „Richtigkeit“ sie in keinem einzigen Moment in Frage stellt oder gestellt hat, im Ganzen. Ihm gibt sie in ihrer Existenz Ausdruck. So hält sie sich mit dem Wesen Gottes nicht auf, spekuliert auch nicht über Leben und Tod, versteht Seelsorge wesentlich sakramentalistisch, weniger erbaulich wie die westlichen Kirchen sie verstehen. Zentrum der russischen Kirche sind die Sakramente, die im Gottesdienst gespendet werden und ist die Vergegenwärtigung Christi und Gottes in der Pracht der Liturgie. Ihre Idee von Askese ist, anders als der Askesebegriff des Westens, nicht als Rigorosität, als absichtliches Überschreiten der Normgrenzen menschlichen Lebens, sondern als Konzentration auf das Wesentliche definiert. Daher nimmt in ihrem Mönchtum auch die Handarbeit einen weitaus größeren Raum ein als im Westen und wird weit weniger Wert auf theologische Studien gelegt, sehr viel mehr Wert indessen auf persönliche Frömmigkeit. Dem liegt die Überzeugung zugrunde, die es auch im westlichen Mittelalter verbreitet gab, dass nämlich der getaufte Laie nur mit Hilfe der ihm regelmäßig gespendeten Sakramente wirklich Christ sein könne und es ein verwirklichtes Christentum nur im Lebensbereich der Mönchskirche geben könne – Nonnen wurden mehr oder weniger pragmatisch hingenommen, da die Kirche niemanden a priori von der Frömmigkeit ausschließen dürfte, der sich ihr widmen möchte. Aus diesem Grunde ordiniert die russische Kirche auch ihre Bischöfe aus dem Stand der Mönche – sie allein sind die wahren und verlässlichen Christen, sie alleine gelten als bewährt. Alle anderen sind, wenn man so will, wackelige Kandidaten – weshalb die Kirche auch gegen Untugenden niemals entschieden eingeschritten ist und sich stattdessen darauf beschränkt, die Sünden der Weltmenschen vor Gott durch ihre Existenz und ihr Tun wieder gut zu machen. Deshalb hat auch die Beichte in der Orthodoxie nicht den Rang den sie in der westlichen (römischen) Kirche hat – der Mensch kann nach Auffassung der orthodoxen Kirche, schlichtweg nicht leben, ohne in Sünde zu leben, weshalb ein sündenfreier Zustand allenfalls kurzzeitig möglich sei, so im Augenblick des Sterbens, wenn denn ein Priester in der Nähe ist, vor wichtigen Ereignissen und kurz vor dem Empfang der Kommunion. Seelsorgliche Gespräche werden in der orthodoxen Beichte nicht geführt, weshalb ein abgeschlossener Raum dafür nicht nötig erscheint. Der Beichtende flüstert seine Sünden ins Ohr des Popen, der ihm laut die Absolution erteilt ohne Bußleistungen zu verlangen.

Dem sündigen Leben stellt die Kirche das himmlische gegenüber. Dem dient ihr ganzer liturgischer Reichtum, der viel mehr als der westliche den Charakter des byzantinischen Hofes mit seiner Verehrung des Kaisers als des Repräsentanten Gottes auf Erden trägt. Dem dienen aber auch ihre Fresken, ihr Ikonen, ihre liturgischen Geräte und Gewänder. Der Priester im Ornat ist per se heilig und unantastbar, die ihm assistieren sind es in dem Maße in dem ihr Dienst mit dem Allerheiligsten zusammenhängt oder mehr in Richtung Gemeinde geht, für die dies alles geschieht. Der Priester ohne Ornat ist ein Mensch wie alle anderen Menschen, weshalb ihm auch nicht verboten ist, eine Ehe einzugehen und eine Familie zu haben – allerdings muss er sich für diesen Stand entscheiden, solange er noch kein Priester ist und sollte er in höhere Ränge aufrücken, was aber nur selten geschieht, muss er ihn aufgeben. Die Bilder – vergegenwärtigen die dargestellten Personen, sie sind wie in der Kirche von Byzanz, nicht etwa Sinnbilder, sondern Fenster zum Himmel, in denen die Personen erscheinen. Daher bildet die Kirche sie auch in einer ganz bestimmten Hierarchie ab und der Ikonostas, die Trennwand zwischen dem Raum der Gemeinde und dem eigentlichen Altarraum, vergegenwärtigt den gesamten himmlischen Hofstaat in dem Jesus und Maria den Gläubigen am nächsten stehen, nämlich rechts und links der „Schönen Tür“ die in die unmittelbare Gegenwart Gottes führt, die nur dem Geweihten zu erleben gestattet ist. Das Innere dieser Altarräume ist eher nüchtern – zwei Tische für die Gaben, Schränke, Gerät, Kleiderhaken, hier wird alles aufbewahrt, was im Gottesdienst irgendwann einmal benötigt wird, die Bedürfnisse der Zelebranten eingeschlossen. Und während die Gemeinde draußen an-

dächtig den Chören lauscht widmen sich die Zelebranten hinter der Tür dem „Zerlegen“ von Broten und – allerdings unter Gebeten – ihrer Vermischung mit dem Wein, damit die Kommunion an die Wartenden ausgeteilt werden kann. Jeder, auch die Kinder, erhalten solch ein getränktes Stückchen Weißbrot und da die Vorbereitung für viele Anwesende Zeit kosten kann, wird ein russischer Gottesdienst zu einer *fête musicale* oder zu einer Qual für die Ohren, je nachdem ob man sich in einer Dorfkirche oder in einer Kathedrale befindet. Ungeohnt und für westliche Ohren letztendlich eintönig ist aber auch der gelungenste Chorgesang – die uns so „russisch“ anmutenden berühmten Chormusiken sind mit wenigen Ausnahmen von westlich gebildeten Komponisten des neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts geschaffen. Nur sehr wenige liturgische Melodien sind als traditionelle Bestandteile des Gottesdienstes auch musikalisch „schön“ im Sinne einer abwechslungsreichen Intonation – dass dazu vor allem die orthodoxen Marienlieder gehören führt uns zu einer weiteren Besonderheit russisch – orthodoxen Christentums: der Marienverehrung.

Maria ist, anders als in der Westkirche, die Göttin schlechthin und als Theotokos oder Bogoroditza<sup>65</sup> die unumschränkte Königin des Himmels und der Erde. Sie wird keineswegs, wie in der Westkirche, nur mehr oder weniger als die „Magd des Herren“ gesehen, sondern als Herrscherin aus eigenem Recht verehrt und dies mit einer Inbrunst, die selbst das europäische Mittelalter niemals erreicht hat. Die byzantinische Kirche hat bereits eine Vorstufe dieser Marienverehrung gekannt – aber den Rang, den sie in der russischen Kirche einnimmt, hat man ihr dort nicht eingeräumt. Die ehrwürdigsten Ikonen, die schönsten Kirchen, die herrlichsten Gesänge sind ihr gewidmet und in vielen „heiligen Ecken“, den russischen Hausaltären, nimmt sie und nicht der Pantokrator die Mittelposition ein, den Heiland hält sie auf ihrem Schoß, sie ist es, die ihn der Welt präsentiert. Dass dahinter alte matriachale Traditionen stecken wird vermutet, ist aber nicht bewiesen und wird sich wohl auch nicht mehr beweisen lassen, denn die vorchristliche russische Götterwelt ist, soviel wir wissen, patriarchal organisiert gewesen. So wie die Sache sich darstellt, ist der Kult, der um die Gottesgebälerin getrieben wurde und wird, eine Angelegenheit des russischen Christentums und man fragt sich, wie sie dahin kommt, denn das Neue Testament gibt uns kaum Anhaltspunkte dafür. Eher erweckt es den Anschein, als wäre Jesus die Anhänglichkeit seiner Mutter unangenehm. Ich vermute, dass hinter der Intensität dieser Marienverehrung dieselbe Kraft steht, die Grundlage der Entscheidung des Konzils von Ephesos war, den Marienkult zuzulassen – nicht die theologische Rechtfertigung desselben durch die Christologie, sondern der Wille des versammelten Christenvolkes, eine Göttin zu haben und zu verehren und der Großen Mutter Artemis eine würdige Nachfolgerin zu geben. Dieselbe Hemmungslosigkeit mit der die Artemis von Ephesos verehrt wurde, ging über auf die Gottesgebälerin Maria. Die byzantinische Kirche machte diese Hemmungslosigkeit nicht mit – aber die russische, die aus der byzantinischen Volksreligion entstand, übernahm sie ohne Abstriche – wohl eben weil sie vorher eine solche Ausrichtung nicht kannte, aber viele sie ersehnt hatten. Es war eine „heidnische“ Revolution, die sich da unter dem Mantel einer christlichen Adaption vollzog. Seltsam ist in diesem Zusammenhang nur, dass die Nonnen von dieser Bewegung keinerlei Vorteil hatte. Nonnen waren in der russischen noch mehr als in der westlichen Kirche Frauen, die keiner mehr wollte und die man deshalb in Klöstern lebendig begrub. Männer trennten sich von ihren Frauen und schickten sie ins Kloster um andere zu heiraten – politisch missliebige gewordene Frauen aus dem Adel oder auch Frauen, die sich irgendeines Vergehens schuldig gemacht hatten wurden nach erfolgter Körperstrafe ins Kloster gesteckt – der Umstand, dass es galt ein sitzengebliebenes Mädchen zu versorgen, gehörte schon zu den ehrenhaften Gründen, Nonne zu werden. Nonnen waren in der kirchlichen Hierarchie sozusagen das Letzte, sie kamen noch nach den Bettlern und den - gottbe-

---

<sup>65</sup> Beide Titel bezeichnen, griechisch und russisch, dasselbe: die Gottesgebälerin. Als solche steht Maria nicht nur in der Volksfrömmigkeit den trinitarischen Gottheiten ganz selbständig gegenüber...

sessenen – Verrückten. Keine Nonne ist in der russischen Kirche jemals freiwillig ins Kloster gegangen, es sei denn, sie selbst hätte es als Altersversorgung für sich gestiftet, dann ließ sie sich dort von den unfreiwillig dahin Geratenen als von Leibeigenen bedienen. So gibt es denn auch die weisen Frauen nicht, von denen die westlichen Nonnenklöster immer voll waren, in denen freiwillige und unfreiwillige Insassen immer Seite an Seite gelebt haben. Eine Katharina von Siena, eine Hildegard von Bingen oder eine Theresa von Avila sind in der russischen – und auch der griechischen – Kirche unmöglich. Nicht weil die Intelligenz dieser Frauen nicht ausreichend gewesen wäre, sondern weil man die Nonnen aus Prinzip als lebende Tote betrachtete, die an der Welt in keiner Weise mehr teilzuhaben hatten. Auch an weiblichen Heiligen ist, von Maria einmal abgesehen, die ja einen göttlichen Rang innehat, der orthodoxe Heiligenkalender nicht gerade reich gesegnet und Kirchen wurden ihnen, soviel mir bekannt ist, kaum je geweiht<sup>66</sup>. Neben der Göttin, könnte man sagen, hatten keine Genien mehr Platz, während Christus und Gottvater mit einem ganzen Hofstaat bestehend aus Engeln, Propheten, Aposteln, Evangelisten, Kirchenlehrern, Bischöfen, Priestern, Äbten, Diakonen und Märtyrern aus allen Schichten des Volkes umgeben waren, die ihrem Auftritt „Herrlichkeit“ geben mussten. Maria aber hatte sie und hat sie aus sich selbst allein.

Spätestens seit die Romane Tolstois in die deutsche Sprache übersetzt wurden, wissen wir, mit welcher zwiespältiger Haltung die russische Frömmigkeit Armut und geistiger Behinderung gegenüber trat. Der Bettler war einerseits der verachtete Außenseiter, den man übersah – der Behinderte oder sonst geistig zu Schaden Gekommene war der Lästige, den man verscheuchte und beide galten jeweils als vogelfrei. Andererseits empfand man den Bettler als Mahnung an die eigene Sündhaftigkeit, den Behinderten als Mahnung an die eigene Zerbrechlichkeit und überdies beide als eben durch ihre absolute Außenseiterposition als bevorzugte Werkzeuge Christi, der ja, so glaubte man, auch ein Außenseiter gewesen war. Warf man den Bettler und den Verrückten sonst aus dem Haus, so hatte er auf den Kirchenstufen oder im Weichbild des Portals sein Auskommen und wurde geduldet. Die Aussagen der Verrückten galten überdies als Orakel – hier schwingen Erinnerungen an uralte schamanische Praktiken mit, die es in Sibirien noch gibt, diesseits des Ural aber bis in die Zeiten der Tataren und länger gab. Es ist vielleicht aufschlussreich zu wissen, dass auch der sibirische Schamane, wenn er nicht gerade als solcher auftritt, eher ein Gegenstand sozialer Geringschätzung ist und entsprechend behandelt wird. Nur wenn er sozusagen amtiert und auch nur so lange wie er amtiert bringt man ihm Respekt entgegen. Es ist also seine Funktion und nicht der Mensch, der so ausgezeichnet wird und das Gleiche gilt für den russischen „Idioten“ – als Mensch gilt er nichts – als Orakel kann er sehr viel gelten.

Der Mensch der russischen Kirche war stets gewärtig, einem Wunder zu begegnen – weshalb er auch den Dingen Wundercharakter beizumessen willens war, die sich ohne weiteres aus natürlichen und gesellschaftlichen Konstellationen ergaben, kurzum er erlebte das Wunderbare stets in seinem ganz persönlichen Alltag und so saß Christus bei ihm sozusagen immer mit am Tisch, wenn er sich zum Mahl setzte. Daher ist es in der russischen Kirche auch nicht üblich, Tischgebete zu sprechen – ein Kreuzzeichen konnte, wenn überhaupt, das gleiche bewirken, man konnte es auch weglassen. Gebete sprach man, wenn überhaupt, dann in der Kirche wo die Heiligen anwesend waren. Gleichwohl gab es kurze Formeln, die im Alltag das Gebet ersetzen konnten. Dahinter steht die Auffassung, die wir oben schon zitiert haben, dass der Mensch in seinem Alltag eben ein Sünder wäre und ein Gebet in diesem Kontext eher eine Entweihung darstelle, als eine fromme Tat. Auch alle medizinischen Dinge gehörten für ihn in den Bereich des Wunderbaren, weshalb es an christlicher Pflege für Kranke durchaus fehlte... das überließ man dem Herrgott und allenfalls ein paar weisen Frauen, die mit Kräutern umgehen konnten – aber die weltlich, keine Nonnen waren. Selbst

---

<sup>66</sup> Ausnahmen sind die hl. Katharina von Alexandria und die Mutter Konstantins des Großen, die heilige Helena.

der Großfürst war mit mehr Geistlichen als mit, wenn überhaupt, Ärzten umgeben. Während man in den westlichen Klöstern eine umfangreiche Erfahrungsmedizin betrieb und auch die Werke der lateinischen Ärzte keineswegs in Vergessenheit geraten waren, überließen die östlichen Mönche ihre erkrankten Brüder zu allermeist der Gnade Gottes und Heilkunst nach außen zu üben war ihnen ganz und gar unbekannt. Es gab keine Spitäler, es gab keine Armenhäuser, keine Orden nahmen sich insbesondere der Opfer von Seuchen an, wie dies im Westen zum Beispiel die Antoniter taten. Es gab nur einen Orden und eine Regel, nämlich die des Basilius, die eigentlich gar keine Regel ist, sondern eine Sammlung von Verhaltensvorschlägen des heiligen Basilius für ein christliches Leben, das er sich natürlich nur unter Mönchen vorstellen konnte, da nur Mönche dazu in der Lage waren – nicht einmal Kleriker, die ja zumeist verheiratet waren und Familien hatten.

Ich habe vorhin behauptet, dass die russisch – orthodoxe Kirche Reformen nicht zugänglich gewesen ist. Ich habe das damit begründet, dass diese Kirche davon überzeugt ist, in allen Punkten das wahre Christentum zu repräsentieren und also keiner Reform zu bedürfen. Gleichwohl hat auch diese Kirche Reformen erlebt, wenn sie auch nicht an die Substanz des Glaubens gingen, sondern sich mit rituellen Details befasst haben. Aber schon an diesen eigentlich ephemeren Reformen ist zu sehen, welche Bedeutung solche Details für diese Kirche haben und hatten. Ob man sich mit drei Fingern bekreuzigen sollte oder mit zweien, ob man in einem Gebet ein Wort oder ein anderes verwendete, das alles hatte eine geradezu magische Bedeutung und das führt uns genau zu den Ursprüngen des Christentums, denn genau dies sollte es von den ersten Petruswundern an sein – eine tief magische Religion, die ihre Erlösungsidee aus einem vollkommenen Menschenopfer schöpfte und in der alles perfekt sein musste um wirksam zu sein. Hier wirkt antike Religiosität, für die das Opfer makellos sein musste und der Ritus absolut korrekt um die gewünschte Wirkung, die Einwohnung des heiligen Geistes in den Gläubigen, zu erreichen. Da das bisher nach Meinung der meisten Gläubigen der Fall gewesen war, bewirkten die eigentlich ephemeren Änderungen des Patriarchen Nikon eine Abfallbewegung sondergleichen – die Leute, vor allem die einfachen, machten die Sache nicht mit. Dagegen war der Austausch des Patriarchen gegen einen Synod von geistlichen und weltlichen Amtspersonen als oberster Instanz der Kirche beinahe schon hinnehmbar, denn damit wurde keinerlei Magie berührt.

Seither und bis zum heutigen Tag hat die russische Kirche auch mit dem Problem der religiösen Sezession zu tun. Die Art und Weise, in der sie der Sache Herr zu werden strebte, ist nun keine andere, als auch die der westlichen Kirchen. Die „Altgläubigen“ wurden völlig verständnislos behandelt und mit allen Mitteln bekämpft – nur nicht mit dem Mittel der Einsicht. In der russischen Kirche ist niemals ein Dominikus erstanden, der mit den Häretikern wenigstens reden *wollte* – auch wenn aus dem Miteinander Reden dann nichts geworden ist. Das konnte bei der Mentalität östlichen Christentums auch nie der Fall sein – über Magie kann man nicht diskutieren, man kann sie nur falsch oder richtig praktizieren und der Beweis, wer Recht hat, wessen Magie also auf welche Weise wirksam ist, bleibt stets ein hoch riskantes Unternehmen. Auf jeden Fall aber lässt sich sagen, dass in der Mentalität der „Altgläubigen“ das magische Moment einen weitaus größeren Raum einnimmt, als im Gebaren der Großkirche. Die verschiedenen altgläubigen Richtungen versuchten dann sich in magischer Kompetenz gegenseitig zu übertrumpfen, was bis zu den skurrilsten Entgleisungen führte – zugleich aber griffen auf diesem Wege auch Einflüsse der radikal - reformatorischen Bewegung aus dem Westen in die Formung etlicher altgläubiger Gruppen, wie beispielweise der Bespopowzen, hinein. Übrigens ist hier mit einem verbreiteten Irrtum aufzuräumen, der die sogenannten Molokanen betrifft – ihr Name bezieht sich nicht auf „moloko“ = Milch, sondern auf „molkan“ = Kirche, sie nennen sich also, wie viele Minderheitsbewegungen des Christentums, die (wahre) Kirche. Diese teilweise Nähe zum Protestantismus bewirkte auch, dass zum Beispiel Preußen Altgläubigen den Aufenthalt in Ostpreußen gestattete. Auf der

anderen Seite bewirkte dieselbe Ähnlichkeit, dass ihnen in Osten der Donaumonarchie Siedlungsmöglichkeiten gegeben wurden – heute noch siedeln Altgläubige im mittlerweile polnischen respektive rumänischen Territorium. Wir haben hier die Entwicklung der russischen Kirche bis an den Punkt berichtet, von dem ab Entwicklung schlicht nicht mehr stattfindet: die Kirchen sind bestellt, die Klöster gegründet, die Spaltungen verursacht und die Reformen, soweit möglich, haben stattgefunden. Die innere Entwicklung einer christlichen Kirche ist damit abgeschlossen. Hinzuzufügen ist vielleicht noch, dass sich unter ihrem Einfluss, aber auch sie beeinflussend, weitere regionale Verbände von Christen zwischen Dnjepr und Ural, aber auch in den Karpaten dem orthodoxen Schema anschlossen bzw. aus der byzantinischen Kirche stammend, ähnliche Formen entwickelten – direkt hat die russische Kirche aber niemals missioniert, sondern sich mehr oder weniger auf ihren natürlichen Zuwachs beschränkt. Konversion war und ist zwar möglich, wird aber nur im Zusammenhang mit konkreten Notwendigkeiten erwogen. So konvertierten Angehörige westlicher Fürstentümer vor der Einheirat in die Romanow – Dynastie<sup>67</sup> zum orthodoxen Bekenntnis<sup>68</sup>.

### **Die Kirchen des Westens**

.... et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam.. bekannte bis zum Beginn der Reformation die westliche Kirche und meinte damit sich selber: die lateinische Kirche von Rom. Natürlich schwang auch die größere Wahrheit darin mit, dass östliche und westliche Kirche letztendlich auf die gleiche Religion zurück gingen und gehen. Aber – der Unterschied ist doch sowohl in der Geschichte als auch in der Gestalt erheblich. Das beginnt bereits in der Hierarchie. Der Kirche von Rom steht ein einziger Mann in fast monarchischer Souveränität vor: der Papst, der Bischof von Rom und Nachfolger auf den „Stuhl Petri“. Der uns wohlbekannte Simon Zelotes nämlich ist der Ahnherr aller Päpste, seine – römische – Gemeinde ist der Beginn der Christenheit. Jener Mann, der vor zweitausend Jahren seine – gnostische – Vergangenheit begrub und damit von Simon dem Zauberer zu Petrus, dem Felsen der Kirche wurde, ist der Grundstein auf dem jeder Christ jedweder Konfession steht und auch das ist gemeint mit der einen katholischen und apostolischen Gemeinde. Mit dem historischen Jesus hat diese wie auch jede andere Kirche der Welt nichts mehr zu tun, er ist im Gegenteil gerade in dieser Kirche durchaus nicht wohl gelitten.

Wenn aber die Kirche von Rom maßgebend für den Kirchenbegriff des Westens war, warum sprechen ich dann von „den Kirchen“? Weil es, bis dies so wurde, durchaus mehrere Kirchen im Westen gab. Die Arianer unterstanden diesem Bischof von Rom ebenso wenig, wie die Kirche Britanniens und von dieser ausgehend die Christen in der Schweiz, im heutigen Österreich und Bayern bis hinein nach Thüringen und Norditalien, überall war der Einfluss der britischen Mönche erst einmal weitaus größer als der Einfluss Roms und wo die Missionare der einen und der anderen Kirche sich begegneten, ging es keineswegs immer scheidlich – friedlich zu. Bis die beiden großen Kirchen Europas sich auf der Synode von Whitby einigermaßen friedlich einigten, stand es zwischen ihnen mehr als einmal auf Hauen oder Stechen.

Aber auch im hohen Mittelalter stand es keineswegs einheitlich um diese römische Kirche – sicher inzwischen folgten formal alle westeuropäischen Christen in kirchlichen Angelegenheiten der Jurisdiktion des jeweiligen Papstes, aber die lokalen Kirchen waren Eigentum der Landesherrn und sie bestimmten, was darin zu geschehen habe und was nicht.

---

<sup>67</sup> Nicht Romanow – Familie, denn die ging mit Elisabeth, der jüngeren Tochter Peters I zugrunde. Die von ihrer Nachfolgerin Katharina II geborenen Romanows sind dies nur noch dem Namen nach....

<sup>68</sup> Vordem bewegten sich die Heiraten russischer Zaren im Umkreis der Orthodoxie.

Wer meint, das wäre nur eine kurze Periode hindurch so gewesen, der irrt – es ging ein halbes Jahrtausend so und es brauchte noch einmal Jahrhunderte um die heute so geläufige Struktur hervorzubringen. Die Kirchen gehörten den Landesherren, die Pfarrämter den Familien und Gottesdienst wurde gehalten wie es sich eben ergab, denn die wenigsten Pfarrer verstanden Latein respektive hatten eine theologische Ausbildung – dies übrigens in schönstem Einklang mit der griechischen Kirche, mit der sie nun im Clinch lagen, weil dieselbe sich nicht vom römischen Bischof vorschreiben lassen wollte, was zu tun und zu lehren sei. Man kann sich, dies bedenkend, lebhaft vorstellen, was Christentum im Westen, auf den Trümmern des römischen Reiches, bedeutete: es war ein Sammelsurium christlicher, römischer und germanischer Bräuche und der Pfarrer war kein Geistlicher, sondern ein Schamane, der mit Hostien, Abendmahlswein, Kerzen, Weihrauch und auch schon Reliquien zauberte und dabei Bibelsprüche benutzte, dass es seine Art hatte. Wir haben noch Zaubersprüche aus dieser Zeit und Dichtungen, in denen wir sehen können, wie sich christliches und hergebrachtes Denken und Fühlen langsam zu einer Einheit vermischen – die dem römischen Episkopat gar nicht lieb war, aber dieses hatte erst einmal weitestgehend mit sich selbst zu tun und mit dem Landstrich in dem es immer noch Garant einer gewissen zivilisatorischen Kontinuität war: Mittel- und Süditalien. Als der Blick des römischen Bischofs wieder auf die Landstriche jenseits der Alpen fiel, wird er nicht wenig erschrocken sein darüber, wie wenig Einfluss er in diesen Gebieten noch hatte – man gerade dass der sich noch auf die oberen Klassen erstreckte, aber auch da schon nicht mehr vollständig – man betrachtete den Papst als eine Art Hofkaplan, der die notwendigen Riten der Krönung zu vollziehen und ansonsten den Mund zu halten hätte. Für Bestattung und Eheschließungen wurde er so wenig gebraucht wie für Taufen, die erledigte der bestellte Kaplan, auch dieser meist im Bischofsrang, aber nicht von des Papstes, sondern von des Landesherren Gnaden. Wenigstens war das Bischofsamt nicht, wie die Pfarrstelle, erblicher Familienbesitz. Der Papst genoss sicher Achtung, sein Rang als Nachfolger Petri wurden nicht bestritten, aber Grundeinheit und hier befinden wir uns auf gesichertem Boden, war das Prinzip der autarken Territorialkirche in der Verfügung des Landesherren respektive dessen, von dem er seinen Grund und Boden zu Lehen besaß. Allenfalls der Erzbischof seines Lehnsherren durfte ihm als parallel übergeordnete Instanz dreinreden – der Papst hatte nur die Funktion eines Schlichters, wenn sich zwei oder mehr Bischöfe nicht einig wurden und der Appellation, wenn ein Christ der Meinung war, ihm sei Unrecht geschehen.

Wie sah eine fränkische „Messe“ aus? Es ist beschämend, aber wir müssen sagen: wir wissen es nicht. Da Latein im Lande weit weniger verbreitet war als an den Adelshöfen und dort war es schon knapp. müssen wir annehmen, dass die Messe in den Landessprachen gelesen wurde, was bedeutete, dass der Priester man gerade noch die Worte der Wandlung einigermaßen beherrschen musste aber ansonsten machen konnte, was er wollte und das war viel. Ansonsten war der Priester, der oft auch nicht lesen oder schreiben konnte, ein Bauer wie alle, der vielleicht über eine gewisse Macht verfügte, aber über die verfügten die weisen Frauen und die „Köhler“ auch, die tief im Walde hausten und – Wald war überall, er bestimmte mit den Flüssen und den Bergen zusammen die Landschaft und die Atmosphäre. Wo war die alten Kulturlandschaft mit ihren Feldern und Weiden, ihren Gärten und Dörfchen, ihren Städten und Städtchen, den Straßen – sie waren verschwunden oder waren Ruinenstätten in denen niemand wohnen mochte, weil es dort spukte. Die großen Kirchen, in den Jahrhunderten nach Konstantin überall errichtet, wurden nicht mehr benutzt, stattdessen traf man sich sonntags in kleinen Lehmhütten und wackeligen Fachwerkbuden. Selbst größere Niederlassungen hatten meist nicht mehr als eines aus Feldsteinen zusammengesichtete Saalkirche. Die Menschen standen still dabei, während der Priester am Altar Brot und Wein segnete und sie kamen, um beides zu empfangen, denn sie waren ja als Kinder bereits getauft worden. Manchmal, wenn es sich ergab, hielt er auch eine kurze Rede oder erzählte ihnen, falls er sie kannte, eine Geschichte aus der Bibel oder er ließ das einen Ande-

ren, der des Lesens und Schreibens kundig war, tun. Dann segnete er seine Gemeinde irgendwie und entließ sie wieder in den Alltag zu dem er auch selbst aufbrach, denn die Kühe waren zu melken und die Schweine zu füttern und die Hühnerställe zu reinigen. Seine geistlichen Pflichten beschränkten sich außer auf den sonntäglichen Gottesdienst – eine kurze Kommunionfeier – auf Taufen, die er durchführte, sowie auf seine segnende Gegenwart bei Bestattungen, Eheschließungen, Schlachtfesten, die Frühjahrssaat, den Beginn und das Ende der Ernte. Er segnete neugeborenes Vieh, die Weiden auf die es getrieben wurde, war er des Lesens und Schreibens kundig, verfasste er Briefe für seine Dorfgenossen, er wurde auch zu höheren Instanzen geschickt, nicht weil er klüger gewesen wäre, sondern weil man auf seine Zauberkraft vertraute, die sich im Übrigen auch in Amuletten kundtat, die er beschaffte und in der magischen „Aufladung“ aller möglichen Objekte... dazu kam, wie gesagt, noch die normale Landwirtschaft und die Sorgen einer Familie – kurzum, ein fränkischer Priester hatte ein ausgelastetes Arbeitsleben. Ob die Kirche für ihn sorgte? Kaum – sicher stand ihm ein Anteil an der jährlichen Abgabe zu, sicher hatten seine Dörfler ihm den „Zehnten“ zu geben – eigentlich – aber er wusste selbst, wie unsicher und mager diese Einkünfte waren, so dass er sich lieber auf das verließ, was er mit eigenen Händen schaffen konnte. Er war, wie die Schamanen früher, ein Bauer mit besonderen Aufgaben, dem man schon deshalb nichts zuleide tat, weil man ja nie wissen konnte, ob der Gott, dem er diente, nicht doch tätig werden würde.

Über diesen Gott gingen die Meinungen weit auseinander, einige meinten, er habe Ähnlichkeit mit Wotan dem Waller, einige wollten Donar, den Herren des Donners, in ihm sehen, für wieder andere hatte Jesus unbedingt etwas mit Baldur, dem Lichtgott, zu tun und Satan etwas mit Loki, dem Vater der Lüge, einer ambivalenten Gestalt, die Gutes und Böses bewirken konnte, weshalb auch der Satan im germanischen Christentum sein Kultpotenzial besaß. Die Mutter Maria war natürlich Freya, wer sonst, die Heiligen verteilten sich auf die übrigen Posten und die Engel – wer dachte da nicht zuerst an die Walküren.. alle dachten daran. Was unterm Strich bleibt: das germanische Christentum war alles andere als „vergeistigt“. Dies alles nun sah der Papst in Rom, als er den Blick auf die Verhältnisse nördlich von Alpen und Pyrenäen richtete... und man darf sicher sein, dass es ihn grauste. Aber was sollte er tun? Auch diese Landstriche waren nicht herrenlos, es regierten sogar so mächtige Könige dort wie die Könige der „Deutschen“ die damals noch nicht so hießen und mit den Westfranken, den nachmaligen Franzosen, war auch nicht gut Kirschen essen, ebenso hätten sich die Könige der britannischen Sphäre wohl gegen seine Einmischung in ihre Angelegenheiten verwahrt. Er musste, wenn er etwas erreichen wollte, ganz behutsam vorgehen und die Sache nach und nach bearbeiten. Erst einmal musste er mit der britannischen Mission klar kommen, die viel zu lax und viel zu oberflächlich war und den Bekehrten viel zu viel Freiheit ließ, aber eben deshalb ungeheure Erfolge verbuchen konnte. Das hieß, er musste mit den Britanniern verhandeln oder verhandeln lassen. Das ging aber nur, wenn er die spanischen Goten von sich überzeugte, die bis dahin einem ganz anderen Ritus als dem römischen folgten, der zwar weniger barbarisch, aber eben ganz und gar nicht römisch war. Im Jahre 587 konvertierte der Arianer Rekkared zum römischen Ritus und Glauben, zwei Jahre später konnte man Spanien als „römisch – christlich“ bezeichnen und so standen die spanischen Atlantikhäfen der lateinischen Mission nach Britannien offen. Im Jahre 597, zehn Jahre nach Rekkareds Bekehrung, stach Augustinus der Missionar (nicht zu verwechseln mit Augustinus dem Kirchenlehrer) von Nordwestspanien aus in See.

Nicht einmal hundert Jahre später wurde dann im Jahre 664 auf der berühmten Synode von Whitby das britische Christentum praktisch beerdigt. Anders kann man es nicht nennen. Die Auswirkungen dieser Beerdigung erster Klasse sollten sich im folgenden Jahrhundert auch jenseits des Kanals bemerkbar machen. Die britischen Missionare hatten keinen Rückhalt mehr, es kamen keine mehr nachgezogen, hingegen machten sich Missionare



von Rom aus auf und kamen über die Alpen den britischen Missionaren die südwärts zogen entgegen. Dabei ist aber zu beachten und für die römische Kirche eigentlich ganz untypisch: die römischen Missionare behinderten zwar die britischen wo immer sie dieselben antrafen und verderben ihre Mission wo sie konnten, aber sie ließen sich leiblich in Ruhe. Für dieses ganz untypische Verhalten gab es gewichtige Gründe: als Augustinus der Missionar nämlich auf der Insel landete, wusste er zwar schon, dass er dort Christen finden würde, aber er wusste nicht, wie dieselben auf die Insel gekommen waren. Er nahm an, es wären Überbleibsel der römischen Bevölkerung, aber er stellte fest dass er sich in dieser Annahme irrte. Das Christentum der britischen Bevölkerung betrachteten diese als von Jesus selbst in ihrem Land gestiftet. Sicher gaben sie gern zu, dass spätere Einflüsse aus dem romanisierten Südosten zur gegenwärtigen Gestalt des Christentums beigetragen hätten, aber letztendlich wäre Jesus selbst der Begründer ihres Christentums und ihm insbesondere würden sie nachfolgen indem sie wie er, ihr Vaterland verließen und mit unbekanntem Ziel und auf gut Glück auf Missionsreise gingen. Wie er trugen sie Stab und Glocke mit sich und wie er sein Haar trug als er älter wurde, nämlich mit hoher, gelichteter Stirn und langem Haar am Hinterkopf, so trugen sie ihr auch. Die Wollkleider, die er getragen hatte, trugen auch sie und auch in ihrem Ranzen befanden sich, wie in seinem, Bücher in denen seine Botschaft von ihm aufgeschrieben war<sup>69</sup>. Ihre maßgebenden Instanzen waren nicht die Bischöfe, sondern die Vorsteher ihrer Niederlassungen die man eigentlich nicht Klöster nennen konnte. Es waren, wie die ersten Siedlungen der Jesusschüler, lockere Haufen von aus Steinen und Ästen grob gezimmerten Hütten inmitten von kleinen Ackerflächen, deren Zentrum eine größere Hütte als Versammlungsort für alle bildete. Dabei stand ein Wachturm, der auch zur Aufbewahrung der wichtigsten Habseligkeiten und Vorräte diente, denn die Zeiten waren unruhig. Die Bischöfe waren lediglich die Sprecher der „Laien“ aus dem äußeren Kreis, sie stellten die Verbindung zwischen ihnen und der „Mönchskirche“ dar, den eigentlichen Nachfolgern Jesu. Die Vorsteher der Mönchssiedlungen aber waren regional festen Häusern unterstellt in denen Frauen lebten, die nicht auf Mission gingen, sondern Studien trieben und für ihren Lebensunterhalt Andere beschäftigten – und entlohten<sup>70</sup>.

Es stellte sich heraus, dass die britischen Christen in der Tat viele Worte Jesu kannten, die auch in den Evangelien standen und sie hatten auch Kunde vom Tod und von der Auferstehung, die aber nicht bei ihnen geschehen waren und die sie auch anders interpretierten, nämlich nicht buchstäblich, sondern im übertragenen Sinne. So feierten sie, viele Jahrhunderte nach dem Tod des historischen Jesus ein Osterfest – aber sie feierten es als ein Fest zum Sieg des Geistes über die Materie und keineswegs als Erinnerung an einen wirklichen Tod und eine wirkliche Auferstehung. Sie feierten eine Art von Kommunion – aber nicht als Opfer, sondern zur Erinnerung an einen Brauch, den Jesus gepflegt hatte indem er stets das Brot brach und die Stücke umher gehen ließ, ehe das Mahl begann und desgleichen tat er mit dem Getränk, mochte es nun Wein oder irgendetwas anderes sein. Dass dies der Leib und das Blut Christi sein sollten, ging ihnen nur schwer ein. Aber sie waren bereit, den Standpunkt der fremden Christen zu tolerieren – überhaupt war ihre ausgeprägte Toleranz, die ihnen so grandiose Missionserfolge beschert hatte, am Ende ihr Verderben. Sie akzeptierten und akzeptierten bis sie vom zu Akzeptierenden überrollt worden waren. Denn dieser gekreuzigte und auferstandene Jesus ging zwar ihnen selbst schwer ein – aber ihren Schutzbefohlenen ging er weitaus leichter ein, erkannten sie in seinem Tod und seiner Auferstehung doch die alte Geschichte von Lug wieder, dem einzigen Gott der starb und dann wieder auferstand – dem keltischen Lichtgott, der im germanischen Raum dann zu Loki dem Lügner und Trickser verkommen war, worin sich das Misstrauen der Germanen den Kelten gegenüber aus-

<sup>69</sup> Dieser Brauch der iroschottischen Mönche, Bücher mit sich herumzutragen, belegt indirekt, dass Jesus nicht nur kein Analphabet war, sondern auch eigene Bücher verfasst hat... sie sind nur nicht mehr auf uns gekommen.

<sup>70</sup> Sie standen auch gesellschaftlich über den „Mönchen“.

drückt, die dem keltischen Lichtgott misstrauten, weil der ihnen an Verstandeskraften stets überlegen war – wie auch die Druiden es waren, denen sie begegneten. Aber hier im keltischen Raum war die Bedeutung Lugs ungebrochen und ging auf den christlichen Jesus über. Da die römischen Missionare von den britischen Mönchsvätern nicht behelligt wurden, verbreiteten sie ihre Botschaft und sie kam bei den einfachen Menschen an bis es zu spät war und das britische Christentum sich vor dem römischen beugen musste. Damit kam die britische Mission Europas zum Erliegen, die dort befindlichen Missionare wurden vom Benediktinerorden aufgefangen und gingen, wieder über Jahrhunderte, in ihm auf. Der Ruf ihrer außerordentlichen Gelehrsamkeit hingegen blieb ihnen und so holte Karl der Große dann nicht etwa Mönche aus Italien an seinen Hof, sondern Mönche die eine britische Erziehung genossen hatten, auch wenn er sich eher als römischen Christen sah.

Nun, da der britische Konkurrent ausgeschaltet war, machte sich Rom an die Reform der transalpinen Kirche. Das wurde erreicht, indem sich Rom hinter die Machthaber steckte und sie als Transmissionsriemen einer neuen klerikalen Disziplin benutzte. Aber die ließen sich wie sich bald zeigte, nicht alles gefallen. Sobald etwas den Anschein hatte als wollte es in ihren Herrschaftsbereich eingreifen, wurden sie fuchtig. Vor allem betraf das das Eigenkirchenwesen und den angestammten Brauch, die Funktionsträger der kirchlichen Hierarchie selbst zu bestimmen. Was Rom indessen mit den Leutpriestern anzustellen beliebte, welche Gesetze es ihnen gab, berührte sie weniger und hier gaben und ließen sie dem Papst freie Hand, solange diese Leutpriester den von ihnen selbst bestimmten Bischöfen unterstanden. In geistliche Angelegenheiten mischten sie sich nicht ein – nur wo weltliche Rechte in Frage gestellt wurden, reagierten sie ablehnend. Und so begann die Riesenreform der römischen Kirche mit den ersten Klöstern, die von den Benediktinern nördlich der Alpen gegründet wurden. Aus den Benediktinern entwickelten sich konkret auf die vorzunehmenden Reformen zugeschnittene Kongregationen wie die äußerst einflussreiche von Cluny, die zugleich mit dem Armutsideal auch den korporativen Reichtum der Kirche herausstellte. An anderen Stellen dominierte wieder die besondere Heiligkeit des geistlichen Lebens gegenüber dem weltlichen, so in der Hirsauer Kongregation, die insbesondere in Mitteldeutschland wirkte und als Regulativ zum cluniazensischen Prunk entstand die Kongregation von Citeaux die zu einem eigenen Orden, dem der Zisterzienser, wurde. Andere Kongregationen aus benediktinischem Geist, die Kontemplation, theologische Ausbildung und Mission miteinander verbanden, waren die Prämonstratenser und ihnen ähnliche aber kurzlebigeren Bewegungen. Das transalpine Europa wurde mit einem Netz solcher mönchischer Zentren überzogen, die dazu bestimmt waren, römisches Christentum vorzuleben und in ihre jeweilige Umgebung auszustrahlen indem ihre Klöster wahre Himmelsburgen vorstellten, die wie Monolithen in der Landschaft lagen und an denen niemand vorbei kam ohne sie zu bemerken. Obgleich sie keine „Außenarbeit“ leisteten, strahlte ihre Präsenz doch auf die Leutpriester der Dörfer aus, die zu ihrem Herrschaftsbereich gehörten, indem sie deren Wissen vermehrten und sich darüber hinaus anboten, ihre Kinder und mithin die Erben ihrer Ämter auszubilden. Über die kanonische Schieflage insgesamt hielten sie sich nicht auf, aber sie bereiteten auf diese Weise ihre Beseitigung vor indem sie Schritt für Schritt das Bildungsniveau der künftigen Priester hoben. Geeignete Kandidaten wählten sie aus und brachten sie über den Weg des Mönchsklerus in die gehobene Ämterlaufbahn auf die sie dank ihrer unmittelbaren Nähe zum Papst unter Umgehung des örtlichen Diözesanklerus Einfluss hatten. So wurde mancher brave Leutpriester zum stolzen Vater eines hoch gebildeten und hoch angesehenen Abtes oder Kardinalpriesters mit römischen Verbindungen – klar, dass dieser Vater dann in seinem Pfarrbezirk die Sache Roms und des Papstes vertrat und auch selbst auf Bildung und akkurates Messelesen hielt, sowie den Sonntag und die kirchlichen Feiertage beachtete. Aber es machte ihm Unbehagen, dass er, der nun Gebildete und Geschulte, dem das Latein mittlerweile leicht von den Lippen ging, der Vater eines hohen Klerikers von feinen Sitten in seinem Pfarrbezirk einem Bischof Gehorsam schulden sollte, der mit dem

Becher besser umzugehen wusste als mit dem Messkelch und mit dem Sauspieß vertrauter war als mit dem Weihwedel. So wurde dann Druck von unten erzeugt, der sich durch die Vermittlung der Kurie und ihrer Legaten nicht etwa als Aufstand entlud, sondern im Gegenteil eine Hefe steter Unzufriedenheit bildete, auf der die päpstlichen Reformpläne wachsen und gedeihen konnten. Denn der wollte nichts anderes als eine straff organisierte, dem Papst in Rom mit Herz und Hand ergebene Klerisei. Mit deren Hilfe wollte er dann die Herrschaft über den Erdkreis antreten und so in der Tat beweisen, dass die Macht des Geistes höherwertig zu sehen sei als die der Waffen. Schließlich hatte er es nicht mit einem Kaiser zu tun wie in Byzanz, dem er sich unterordnen musste, sondern nur mit einer Reihe von mehr oder weniger potenten Territorialfürsten, die allesamt seine Priester und Bischöfe benötigten um ihre Länder zu regieren, denn Lesen und Schreiben stand bei diesen braven Recken nun einmal so wenig in Ansehen, wie die feine Staatskunst. Sicher gab es Ausnahmeerscheinungen wie den Franken Karl oder den Sachsen Otto, aber die Mehrheit dieser Herren war doch recht durchschnittlich von Format – für einen in römischer Tradition gewieften Staatsmann kein Hindernis. Und die Päpste jener Zeit – waren gewiefte Politiker. Sicher waren sie auch fromm – aber die Theologie war nicht ihr Hauptfach. Nicht einmal das heiligmäßige Leben spielte für sie eine überragende Rolle – aber über alles hoch hielten sie ihren Anspruch, als Sachwalter des wahren Glaubens auch Sachwalter der wahren Macht zu sein, nämlich der Macht Gottes. Sicher gab es auch unter ihnen gute Theologen – aber sie waren nicht charakteristisch, hingegen: die Kirchenrechtler unter ihnen waren es. Weil sie aber in der Hauptsache Kirchenrechtler waren, sahen sie es als ihre Aufgabe an, dieses Kirchenrecht dem weltlichen Recht überlegen zu machen, denn nach dem weltlichen Recht waren sie nur Fürsten unter andere Fürsten mit einem durchaus bescheidenen Territorium. Wenn sie indes mittels des Kirchenrechts in alle diese Fürstentümer hinein regieren konnten, durften die Fürsten ihre weltliche Macht gern behalten, durften sie sogar dem Papst zur Verfügung stellen – aber das Sagen über die gesamte europäische Politik hatte dann er und war dem byzantinischen Kaiser endlich ebenbürtig – also verschärfte sich diese Politik nach dem großen Schisma von 1054 noch bedeutend. Die Päpste wollten es denen zeigen und ihrerseits eine christliche Großmacht aufrichten in einem Gebiet, das bisher durch den Partikularismus der den Römern folgenden Stammeskönigreiche in Fetzen zerrissen war und dessen einzige Anbindung an die römische Tradition eben das Papsttum war.

Daher arbeitete Rom seit dem zehnten Jahrhundert verstärkt an der Zentralisation des Klerus, der als künftiger Sachwalter der Weltmacht ausersehen war. Und zwar arbeitete es von zwei Seiten her daran: einmal indem es die Bischöfe mehr und mehr der Kontrolle der Landesherren entzog und ihre Berufung an sich band, zum zweiten indem es den Weltklerus reglementierte – daneben vollzog sich weiterhin die Emanzipation des Mönchswesens von der Botmäßigkeit der Herrscher. Die antworteten mit der Gründung von Reichsklöstern, denen sie ihre besondere Fürsorge angedeihen ließen, aber die Päpste erreichten für ihre Klöster immer wieder die Exemtion, also die Herauslösung eines Klosters aus der Befehlsgewalt des Landesherren. Es ging zu wie auf den Damebrett – schlägst du meinen, schlag ich deinen Stein. Währenddessen wurde das deutsche Kaiserreich von den Awaren bedroht, die Spanier unterlagen den Muslimen und in Unteritalien machte Byzanz sich breit – aber all das galt als Kollateralschaden, dem man sich später widmen würde. Die Wikinger und Dänen verheerten Irlands und Englands Küsten – mochten die zusehen, wie sie damit hinkamen. Einzig eine Sache konnte der Sache des Papsttums vielleicht dienlich sein: die Besetzung der heiligen Stätten der Christenheit durch die Muslime. Byzanz war außerstande ihnen Paroli zu bieten. Dem Papst aber erschien diese Provokation wie ein Geschenk des Himmels, konnte er doch die römische Christenheit insgesamt gegen die „Schänder des heiligen Grabes“ in Bewegung bringen und zudem die Byzantiner durch die Tatkraft der westlichen Christenheit demütigen. Die Rechnung ging auf, Jerusalem wurde erobert und gehalten, in Outremer entstanden römisch - christliche Königreiche mitten im ehemals byzantini-

schen Gebiet und 1204 wurde gar Byzanz selbst von den römischen Kreuzfahrern erobert und ein Lateinisches Kaiserreich wurde errichtet, das dem Papst unmittelbar verbunden war und das westliche Kaiserreich eigentlich obsolet machen sollte – was kläglich misslang, aber zunächst durchaus beständig zu sein versprach. Ein dickes Dankeschön an Venedig wurde fällig, das dem Papst geholfen hatte, die Kreuzfahrer nach Byzanz und in den Krieg zu hetzen und auch künftig hielt Venedig zur Kurie – es sollte gut damit fahren, besser als jene italienischen Territorien, die es mit dem Kaiser hielten, denn das neue westliche Kaisertum stand, je länger je mehr auf wackeligen Füßen. Einer dieser beiden Füße, die nie richtig parieren wollten, war das römische Papsttum – ein anderer waren die Landesfürsten, die keine Kaiser als absoluten Monarchen aufkommen lassen wollten. So humpelte das deutsche Kaisertum auf zwei unzuverlässigen Beinen daher und stand eigentlich nur sicher, wenn es saß, sich also möglichst nicht bewegte, sondern seinen Hinteren im eigenen Land ausruhte und sich damit beschied, unter der Krone zu glänzen oder eben Kriege zu führen die im allgemeinen Interesse waren, weil sie die Macht der Fürsten bewahrten und stärkten. Damit aber gehörte es praktisch schon der geistigen Macht in Rom, mochte es auch noch zucken und zappeln und nun kam das östliche Kaisertum hinzu, die Nachfolgerin der alten Weltmacht, Osten und Westen vereint unter dem neuerlichen Primat Roms – die Aussichten waren in der Tat grandios.

Es wurde aber nicht nur nichts daraus, es wurde eine veritable Katastrophe daraus, denn die Christen verloren Jerusalem wieder und auch das lateinische Kaiserreich konnte sich nicht halten. Und als sei es damit noch nicht genug der göttlichen Rache, kam da auch noch dieser Kaiser.. vereinte Byzantiner und Lateiner hinter sich und holte zum ultimativen Schlag aus – im letzten Moment erst erlaubte Gott seiner Kirche, zu triumphieren und richtete den Frechen hin, indem er ihm eine Krankheit sandte, die ihn tötete. Die schon gesammelten Heerscharen zerstreuten sich, denn seine beiden Nachfolger hatten nicht die Kraft, sie zu behalten. Konrad hatte in Deutschland genug zu tun und Manfred in Italien, sich gegen die Wut des Innozenz IV zu wehren, der nun sozusagen aus allen Rohren schoss. Zwar konnte sich das westliche Kaisertum behaupten, aber der Schneid war sozusagen raus. Die Kirche triumphierte, denn sie allein war aus den Wirren des Streites zwischen weltlicher und geistlicher Macht gestärkt hervorgegangen. Nun herrschte unter den Priestern eine straffe Disziplin, die Ehelosigkeit war durchgesetzt, Ämterkauf und Vetternwirtschaft waren endlich verboten (keine Anordnungen wurden indes so oft nicht befolgt wie diese) im Großen und Ganzen war der Aufbau der Messe vereinheitlicht und das Latein als Kirchensprache war durchgesetzt worden, desgleichen hatte man den Analphabetismus der Weltpriester behoben indem man das Priesteramt an eine geistliche Schulung gebunden hatte – von einem Studium als Grundlage des Priesteramtes war man indes noch weit entfernt. Die benediktinische Mönchsregel hatte sich zum Maßstab des Mönchtums insgesamt entwickelt und wenn auch dieses Mönchtum selbst irgendwann den Anforderungen des christlichen Lebens nicht mehr ganz genügte und die Bettelorden begannen im städtischen Milieu zu arbeiten, waren doch auch sie bestrebt, ihr Leben soweit als irgend möglich diesem Ideal des Mönchtums anzugleichen – auch gegen den Willen ihrer Gründer, wie man es beim heiligen Franz beobachten kann.

Im vierzehnten Jahrhundert dann steht die Kirche mehr oder weniger vollendet als eine Einheit da. Priester, Mönche und Nonnen tragen sie, Bischöfe verwalten sie und gestützt auf seine Minister, die Kardinäle, regiert der Papst in Rom eine weltweite Organisation, die bis in den slawischen Sprachraum reicht, denn auch Böhmen und Polen sind zu ihm hin orientiert. Moderne Kirchen werden gebaut und Klöster erreichen ihre Glanzzeit, an unzähligen Altären wird eine in ihrem Ordinarium beinahe einheitliche Messe gelesen (Ausnahmen sind nur die hier und da üblichen Tropen mit denen die liturgischen Gesänge ausgeschmückt werden), die Kirchenfeiertage werden von Irland bis nach Krakau einheitlich begangen und

der Sonntag ist durchgehend arbeitsfrei – man erinnere sich an unseren fränkischen Priester, der seine „Messe“ mal kurz zwischen andere Arbeiten einschob. Dabei sind die Ernten gut und Europa hat bemerkenswert wenig Kriege, die paar Kreuzzüge (es sind die letzten) und den großen Krieg in Frankreich einmal abgerechnet, der auch Ruhepausen kennt, aber die übrigen Länder nicht tangiert. Handel und Wandel blühen, und davon profitiert dann auch die Kirche, denn entsprechend fallen ihre Einnahmen aus. Universitäten werden gegründet, allerdings schwindet das Monopol der Geistlichkeit auf die Bildung zusehends, Bürgerschulen entstehen, in denen die Kinder das Alphabet und die Grundrechenarten lernen und auch ein wenig schon Latein. Der junge Luther soll noch auf eine solche Schule gehen. Man kümmert sich auch um die vielen ledigen Mädchen, die als Huren ihr Leben fristen müssen und bringt sie beizeiten in entsprechenden Ordenshäusern unter, ehe sie für ihre Arbeit zu alt geworden sind und Betteln gehen müssten. Aber es gibt nicht nur Ordensfrauen, es gibt auch Frauen, die ohne Gelübde ein quasi geistliches Leben führen und es gibt die entsprechenden Männer, eine neue Art der Frömmigkeit macht sich breit, die mehr auf das Herz schaut als auf die Dogmen. Die Kurie äugt misstrauisch, aber diese Leute wollen der Kirche nicht ans Leder, soviel ist schnell klar, also gibt man ihnen ein paar Vorschriften und lässt sie laufen. In den Kirchen wird inzwischen vielstimmig Musik gemacht, es wird gefeiert, getanzt, gelacht, Theater gespielt und selbst den Landleuten geht es trotz Abgaben gut... und dann kommt die Pest.

Ein Drittel der europäischen Bevölkerung geht in den Jahren von 1347 bis 1353 zugrunde und mit den Toten geht das Mittelalter dahin, denn der Schock ist nachhaltig und anstelle der vorigen Lebensfreude ist der „Herbst des Mittelalters“ vom Memento Mori beherrscht. In Asien ausgebrochen, kam die Seuche zuletzt mit den Schiffen, die aus Outremer in den Häfen am Mittelmeer landeten. Mit den Waren reiste sie nach Frankreich, Italien, Österreich und endlich nach Deutschland und weiter in den Norden. Polen und wenige Gebiete des westlichen Europa, so das Mailänder Gebiet und das Gebiet der Basken in den Pyrenäen blieben verschont. Und wenn wir heute sehr wohl wissen, was gegen die Pest, sollte sie bei uns ausbrechen, zu tun ist, die Menschen jener Zeit waren ihr hilflos ausgeliefert. Sie flaute ab, weil die Erreger keine Wirte mehr fanden und selbst ihre Lebensziele erreicht hatten. Aber Europa hatte sich verändert. Städte waren fast, viele Dörfer ganz entvölkert und niemand mochte nachdem mehr dort wohnen<sup>71</sup>. Aufstände brachen aus, weil der Schwund der Population die Nahrungsversorgung gefährlich einbrechen ließ und die Erzeugnisse zu dem rasant verteuerte, die überlebenden Adeligen aber in ihren Forderungen keine Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse nahmen und so die Verelendung des verbliebenen Bauernbestandes vorantrieben. Die Flucht in die Städte wurde zur Massenflucht, denn viele Bauern meinten, sie könnten nur so überleben. Die Städte waren durch die Pest nahezu entvölkert, hier hatte die Enge, in der man zusammenlebte, ihren Tribut noch weit drastischer gefordert als auf dem Land. Die Landbevölkerung war daher hoch willkommen um die entstandenen Lücken zu füllen, die Produktivität von Handel und Gewerbe wieder anzukurbeln, aber die Bauern, die das rasch merkten, wussten wie viel sie für ihre Arbeitskraft verlangen mussten um die verteuerten Güter und Lebensmittel zu bezahlen und – die sie bewusst und mit Gewinnabsicht verteuerten wollten ihnen dieses Geld natürlich nicht geben. Am Ende mussten sie allerdings nachgeben – mit dem Ergebnis, dass in vielen Städten das Patriziat gegen die „einfache“ Stadtbevölkerung an Macht verlor und die Zünfte<sup>72</sup> als Korporationen der nichtpatrizischen Bevölkerung an der Macht beteiligen mussten – das Gros der Tagelöhner

---

<sup>71</sup> Andererseits wurden durch die Pest entvölkerte Siedlungen im ackerbautechnisch erschlossenen Kernland von bisherigen Randsiedlern übernommen, die ihre bisherigen Siedlungen dann veröden ließen.

<sup>72</sup> Die Rolle der Zünfte veränderte sich von exklusiven Organisationen altansässiger Handwerksmeister mit gutem Einkommen als Gegengewicht gegen das ebenfalls wohlhabende Patriziat zu Interessenvertretungen der Gewerbetreibenden insgesamt. Zugelassen wurde nun jeder, der einen Handwerksbetrieb am Laufen hielt, mochte er auch zugewandert sein.

und nichtzünftigen Arbeiter hingegen blieb ausgeschlossen – neuer Zündstoff für neue Revolten.

Die Kirche hatte, obgleich auch hier Opfer zu beklagen waren, im Ganzen von der Seuche profitiert. Sie hatte Amulette verkauft, Wallfahrten organisiert, gegen Bezahlung hatten die Priester Messen gelesen und geweihtes Wasser an die Gläubigen abgegeben, das die Pest vertreiben sollte, die man für das Werk von Dämonen hielt. Dazu kamen die vielen Erbschaften, die Pestopfer der Kirche vermachten. Aber gerade dadurch litt ihr Ansehen nachhaltig und man fragte, warum sie das Übel denn nicht hätte verhindern können, wo sie doch den Anspruch erhob, den einzig wirksamen und direkten Draht zu Gott und den Heiligen zu haben. Die Kirche ihrerseits hatte allerdings versucht, den Druck unter den sie gesetzt wurde, auf die Juden abzuleiten, denen das Kirchenvolk seit jeher misstraute. Die große Pest ist, anders als der erste Kreuzzug, der sich fast nur in Deutschland entlud, die Zeit der europaweiten Judenpogrome. Diesmal allerdings schritt die Kirche nicht ein, war ihr doch die Hysterie mit der man gegen die Juden vorging, durchaus recht. Dass die Juden ebenso unter der Seuche litten wie sie selbst, kam den Verblendeten nicht zu Bewusstsein – sie legten die Judenviertel, wo es solche gab, in Schutt und Asche und auf den Fundamenten der Synagogen erbauten sie Kirchen und Kapellen. Die standen dann auf weiten Plätzen, weil man die verbrannten Orte nicht wieder bebaute. Sie galten als verfluchtes Terrain und die darin errichtete Kirche sollte die Dämonen hindern, sich von diesem Ort zu entfernen; ihr wurde also keine Gemeinde zugewiesen, sondern sie galt als Bann- und Sühnekirche. Sühne wurde aber nicht für das Leid geleistet, das man den Juden angetan hatte, sondern für die Verbrechen, die sie angeblich gegen die Christenheit begangen hätten und für die sie selbst nicht mehr büßen konnten, denn sie schmorten, so glaubte man, bereits in der Hölle. Aber es nützte nicht viel, dass die Kirche die Juden als Ventile für den Volkzorn darbot – das Vertrauen in ihre Kompetenz war nachhaltig erschüttert. Auf einmal sahen die Menschen, was sie zuvor nicht hatten sehen wollen: die das Zölibat umgehenden Priester und hohen Kleriker, die Mädchen und Knaben missbrauchenden Mönche, die erbschleichenden Leutpriester, die schwangeren Nonnen und bei allem die Verschwendung der notwendigsten Güter. Sie hatten erfahren, dass Weihwasser und Gebete nichts bewirkten, dass Amulette und Reliquien erfolglos blieben und die Fürbitte der Heiligen anscheinend bei Gott nichts bewirken konnte – also das komplette Versagen gerade der Magie auf die hin sich die Kirche so viele Vorteile verschafft hatte. Zwar brach daraufhin keine massive Häresie aus – aber die Menschen begannen doch, nach Alternativen zu suchen und sie erinnerten sich mancher Dinge, die sie schon fast vergessen hatten.

Auf der anderen Seite waren sie nun zu Innovationen geradezu gezwungen, denn sehr viel weniger Menschen mussten schaffen, was zuvor von vielen beinahe nebenher getan worden war. In den Klöstern waren die Skriptorien ausgelichtet und die Herstellung von Büchern wurde langwierig, gar nicht davon zu reden, dass auch die Qualität derselben nachließ. Man vergleiche Bücher aus den Jahren vor der Pest mit solchen, die kurz danach und wieder solchen, die im fünfzehnten Jahrhundert erstellt wurden, als die Pest bereits Geschichte war – ganz Geschichte wurde sie ja von da an nie wieder, immer wieder flammte sie irgendwo einmal auf, denn der Erreger war nun einmal in Europa zu Hause. Aber es schien, als habe er sich an sich selbst ermüdet, denn so verheerend wie im vierzehnten Jahrhundert wurden die Pestfälle in den folgenden Jahrhunderten nicht mehr, was aber nicht besagt, dass sie im Einzelnen betrachtet weniger katastrophal gewesen wären. Da es weniger Arbeitskräfte gab, mussten Maschinen erdacht werden, die die Arbeit leisteten und so verfiel man wieder auf die schon den Römern bekannte aber längst vergessene Wasserkraft. Die Pest hatte auch das Interesse der Massen an der Heilwirkung der Kräuter angefacht – die ersten Stadtapotheken entstanden, in denen Kräuter, aber auch Farbpigmente und Räucherwerk stets vorrätig gehalten wurden – nebst solchen Kostbarkeiten wie dem aus Sizilien im-

portierten Zucker und dem in Norditalien nun kultivierten Reis. Da dem Apotheker auch gefährliche Gifte zur Verfügung standen, musste er einen Ehrbarkeitseid leisten und konnte für falsche Bescheide zur Verantwortung gezogen werden. Verständlich, dass sich niemand um diesen Beruf riss. Da man erfahren hatte, welch heilsamen Einfluss Reinlichkeit auf die Ausbreitung der Pest hatte, entstanden in allen Winkeln der Städte öffentliche Badestuben die mit allerhand Kurzweil um Gäste warben. So stank die Stadt als solche immer noch – aber wenigstens die Städter stanken nun weniger. Statt den Unrat auf die Straße zu kehren und dort verrotten zu lassen, ließ man nun, wo es möglich war, einen Wassergraben parallel zur Straße laufen, der den Unrat in den nächstgelegenen Fluss führte. Da die Gräben offen waren, wird sich so mancher, der an ihnen entlang schreiten musste, die Nase zugehalten respektive sie in die mitgeführte Parfümkugel gesteckt haben – die auch vom Apotheker kam. In Wittenberg aber auch an anderen Orten kann man solche Gräben noch neben den Straßen herlaufen sehen und auch die Trittsteine zu den Anwesen sind hier noch erhalten.

Die Ärzte hatten nicht helfen können – das wurmte sie selbst am meisten und sie gingen ihre alten Bücher wieder und wieder durch, aber was durch die Altvorderen nicht hatte bekannt gemacht werden können, das konnten auch sie in ihrer strikten Gebundenheit an die Lehren der Alten, insbesondere Galens, nicht wissen. Es war ihnen geradezu verboten, den Worten der Alten etwas hinzuzufügen... was für die jüdischen und muslimischen Ärzte nicht galt, also gingen etliche von ihnen insgeheim bei Juden oder als Reisende in Andalusien bei ihnen in die Schule. Wo die Seuche herkam, wussten diese fremden Ärzte zwar auch nicht, aber sie hatten bereits und länger Erfahrung mit der Pest und wussten was sie vertrieb und was sie anzog. Reinlichkeit und Räucherwerk vertrieben sie – reinigende Tränke besänftigten sie – aber Dreck und Gestank zogen sie an. Auch offenes Feuer so schien es, hielt die Krankheit fern... aber durch sie herausgefordert begannen Ärzte sich für den menschlichen Körper als solchen zu interessieren, was ehemals für heidnisch und unzüchtig gehalten worden war<sup>73</sup>. Freilich taten sie sich immer noch schwer damit, bei den nichtakademischen Heilkundigen nachzufragen – ein Mann wie Paracelsus sollte erst zweihundert Jahre später erscheinen.

Der große Abfall, sagte ich, kam nicht. Sicher aber kamen neue Formen der Frömmigkeit, man erwartete nicht mehr alles vom Priester, vielmehr strebten die Menschen vor allem nördlich der Alpen nach einer selbstverantworteten Frömmigkeit – die sich aber durchaus noch in den tradierten Formen äußerte. Man machte vermehrt Stiftungen zugunsten der Armen, wo man es zuvor den Klöstern vermacht hatte, aber immer noch sandte man Töchter, Söhne und Witwen in die Ordenshäuser, damit sie für die sündigen Familien die Werke der christlichen Barmherzigkeit üben sollten, als da waren: Beten und noch einmal Beten, sich kasteien, Arme und Kranke pflegen, frommen Einsiedlern und Bettelmönchen gegenüber Mildtätigkeit erweisen, Reisende beherbergen – um Gotteslohn – und wieder beten, Tag und Nacht im Chor und allein in der Zelle und ein Maß dafür gab es nicht und sollte es auch nicht geben. Es wurde gehungert, gezeißelt, auf Knien gerutscht und es wurden Bußgürtel getragen was nur immer gehen wollte – Päpste und Kardinäle waren sich nicht zu schade für solche Übungen. Wer kein Kleriker war, trug wenigstens ein härenes, kratzendes und scheuerndes Büsserhemd unter seinen Kleidern auf dem nackten Leib. Besonders kurz nach dem Abflauen der Seuche waren solche Verhaltensweisen üblich – aber später flauten sie ab, wurden bloße Übungen und Andeutungen und nur Einzelne widmeten sich ihnen weiterhin ... weiß man, dass ein Papst wie der sechste Alexander sich bis aufs Blut zu geißeln pflegte? Dass einem wie ihm das Bewusstsein, ein Sünder zu sein, ganz und gar nicht ab-

---

<sup>73</sup> So war es christlichen Ärzten verboten, den nackten Leib eines Menschen zu untersuchen. Sie waren vielmehr darauf angewiesen, die Körpersäfte und die äußere Erscheinung zu beurteilen. Allenfalls die Extremitäten und das Gesicht durften sie eingehender Prüfung unterziehen. Die Ärzte der Juden und der Muslime, die solche Tabus nicht kannten, waren ihnen also schon von daher um Längen voraus.



ging? Weiß man, dass ein Mann wie der Kardinal Wolsey, ein Renaissancefürst durch und durch, so sehr dass er seinen König neidisch machte, unter seinen Kleider stets das Büßerhemd trug? Nein, man weiß es nicht, denn es wurde erst nach seinem Tode offenbar – der Welt galt er als völlig skrupelloser Mann des Genusses wie auch Alexander. Will sagen, die verdorbenen Kleriker waren nicht selten besser als ihr Ruf, aber das ging die Massen nichts an, sie hatten nur vor dem glänzenden Vertreter einer glänzenden und anscheinend völlig unbeschädigten Kirche den Rücken zu beugen. Weiß man, warum die Kaiser und Könige, die Herren des Erdkreises, vor ihren Beichtvätern zitterten? Weil sie sich dessen, was sie taten, wohl bewusst waren und die Strafe des Himmels in jedem Moment ihres Lebens fürchteten – wenn sie der Beichtvater nicht wenigstens für Augenblicke von dieser Furcht befreite. Diese Befreiung konnten sie ihm aber nicht befehlen, und darum zitterten sie.

Diese Furcht nun übertrug sich auf alle Stände mehr oder weniger stark. Sie alle hatten erfahren, dass Gott, wie sie meinten, unerbittlich zuschlug und sein Diener der Tod nicht fragte, ob er die Seele rauben dürfe, er nahm sie halt mit. Die Zeit nach der Seuche ist die große Zeit der Totentänze, die überall begegnen, an Kirchenwänden, in Holzschnitten, in mimischen Vorführungen auf der alljährlichen Kirmes und im Karneval. Niemand, auch der Frömmste nicht, ist sicher vor Gottes Zorn – eines Gottes, der vom Menschen so gut wie nicht zufriedengestellt werden und der nur durch die Fürsprache der Heiligen und der heiligmässig lebenden Männer und Frauen mühsam besänftigt werden konnte. Dieses unerbittlich grausame Gottesbild nun erbte der Mensch um den es im Folgenden gehen soll.

### **Die Reformation**

Sie kam nicht ohne Vorwarnung. Sondern stets hatte es in der Kirche auch Kritik an der Machtkirche gegeben, wir werden unten mehr darüber erfahren. Sie kam auch nicht ohne geistige Vorbereiter. Jan Hus war einer von ihnen, John Wyclif, der Engländer, ein anderer, der unbekannte Frankfurter ein Dritter. Es gab die Brüder vom gemeinsamen Leben, deren Gemeinschaft stets von der Machtkirche argwöhnisch betrachtet wurde, die ihr aber nichts anhaben konnte. Es gab, tief in den Tälern des südlichen Alpenvorlandes verborgen, die Reste der Waldenserbewegung und in Böhmen, woher Hus kam, waren gar alte Ketzertemperaturen lebendig. Bisher war die Kirche aber mit allen fertig geworden, auch mit einem Savonarola in Florenz, auch mit der Fraticellenbewegung, die aus dem Geiste der franziskanischen Spiritualen erwachsen war und deren prominentester Führer Dolcino<sup>74</sup> hieß. Da waren die franziskanischen Spiritualen selbst, deren kirchenkritische Haltung nichts zu wünschen übrig ließ, die aber nicht selbst zu Rebellen wurden.

Jan Hus hatte man noch verbrennen können. Aber inzwischen war viel geschehen. Bücher wurden nicht mehr in Klöstern verschlossen aufbewahrt sondern das geschriebene Wort war unterdes zum gedruckten Wort geworden, das gemessen am bisherigen Tempo sich in Windeseile verbreiten und gemessen am Bekanntheitsgrad früherer „Abweichler“ nunmehr jedem bekannt sein konnte, der zu lesen oder vorzulesen wusste. Das bedeutete: eine „reformatio“ war nicht mehr im Keim zu ersticken, eine neue Erkenntnis in den Wissenschaften war nicht mehr unter Verschluss zu halten und wo es nicht die Bücher ausposaunten, da posaunten es die Studenten herum, die an den nicht mehr klerikalischen Bildungsinstitutionen an der Quelle saßen und mit denen jede Neuerung durch ganz Europa zog, denn sie alle hatten eine gemeinsame Sprache: das Lateinische. Kopernikus hatte die Erde aus dem Zentrum des Firmaments gerückt, ein ganzer neuer Kontinent mit neuen Menschen war entdeckt

---

<sup>74</sup> Er wurde bereits 1307 in Vercelli grausam hingerichtet.

worden, Schiffe durchzogen die Meere nach immer neuen Küsten, alle Karten stimmten nicht mehr, Jerusalem lag nicht mehr in der Mitte der Welt, die eine Kugel war, nicht mehr eine Scheibe. Die Kirchenfürsten erschrecken – und taten so als wäre alles wie immer. Wer aufmuckte, der bekam eines auf den Deckel. Aber – es muckten nur wenige auf, den weitaus Meisten war es ganz egal, welche Kontinente und Völker gefunden wurden und wie Sonne und Erde sich bewegten. Immer freilich ist es dem Menschen rechtschaffen gleichgültig, wie es um seine Welt bestellt ist – es sei denn, die Veränderungen spielten sich im eigenen Wohnzimmer ab. Das war aber hier ganz eindeutig nicht der Fall.

Im Augustinerkloster zu Erfurt sitzt zu dieser Zeit ein merkwürdiger Bruder – hoch intelligent und völlig verbohrte, seine „Bußgesinnung“ geht selbst den gestandenen und im Orden alt gewordenen Mönchen zu weit und sie fürchten um Martins geistige Gesundheit. Man muss ihm zu tun geben... also schickt sein Vorsteher (die Augustiner haben keinen Abt) ihn nach Wittenberg wo ein kleiner Konvent existiert, der große Aussichten hat, an der neuen Universität zu reüssieren. Martin soll das alles in die Wege leiten und daneben noch Predigt halten, denn die Augustiner sind keine Klausurmönche, sie gehen auf die Straße und sie treiben auch Gemeindeseelsorge. Warum der Mönch sich so vor Gott fürchtet kommt niemals heraus, wir nehmen aber an, es liegt dem ein handfestes Geschehen zugrunde und was kann handfester sein als eine Tötung in Notwehr? Wenn einer nicht im Sinne des Gesetzes schuldig ist, und doch im Sinne des fünften Gebots eine Todsünde begangen hat – das mag dann schon die Seele in Angst und Schrecken versetzen. Martin, gehorsam wie ein Mönch zu sein hat, geht. Er ist auch nach Rom gegangen als man es ihm befahl. Es hat ihm einen Schock versetzt, wie dort mit der Frömmigkeit Geschäfte gemacht werden. Aber hier, denkt er, ist alles anders und Erfurt oder Wittenberg sind nicht Rom. Er soll eines Besseren belehrt werden.

Denn Papst Julius will das große Werk vollenden und den Entdeckungen und Innovationen etwas entgegensetzen, das ebenfalls Bestand hat. Er will den altherwürdigen Petersdom, die Kirche der ganzen Christenheit neu aufbauen, denn die alte, die noch Konstantin der Große erbauen ließ, ist schon lange kein Schmuckstück mehr, sondern nur noch ein altes, dunkles, vollgestelltes Gemäuer. Da Sankt Peter aber die Kirche der Christenheit und nicht die Kirche des Papstes ist, soll auch die ganze Christenheit die Kosten tragen – und so genehmigt Julius und nach ihm Leo einen Ablass für die ganze Christenheit: jeder, der zahlt ist so gut als lege er einen Stein in die Mauer und überdies kommt der Segen, den er dabei erwirbt, ihm selbst zugute – etwaige Kirchenstrafen, die über ihn verhängt worden sind, werden durch die Zahlung nichtig. Wenn er also zu soundso viel Rosenkränzen verdonnert wurde – er muss sie nicht mehr beten. Wenn er eine Wallfahrt antreten sollte – er kann zu Hause bleiben. Wenn er exkommuniziert worden ist – ab sofort kann er wieder zur Kommunion gehen, kirchlich heiraten und die Kinder taufen respektive die Eltern bestatten lassen. So ist das gemeint. Aber so wird es nicht verstanden. Auch von Martin nicht, der selbst zuzeiten in Rom Ablass für seinen toten Onkel kaufte in der Meinung, ihn damit aus dem Fegefeuer zu befreien oder doch wenigstens seine Strafzeit zu verkürzen. Man muss sich das vorstellen – da hat Martin gelitten wie ein Tier und eine Buße auf die andere gehäuft und ist seine Schuld doch nie losgeworden... und nun kommt einer und zahlt ein paar Heller oder mehr und – hoppla – ist die Seele im Himmel. Na also was ist denen denn da eingefallen... das ist ja gegen alle Kirchenlehren und gegen das Evangelium erst recht. Und außerdem, das müssen wir hinzusetzen, verletzt es Martins frommen Stolz, denn den hat er zweifellos: wenn je ein Mensch in den Himmel gekommen ist durch Möncherei, so möchte ich wohl hinein gekommen sein – so charakterisiert er sein Leben.

Mit seinen Thesen trifft er dann ins Schwarze. Denn er trifft den römischen Klerus mitten ins Herz und da wird in Deutschland zugehört – nicht nur von denen, die gleich Feuer und Flamme sind, sondern auch von Leuten, die von Amts wegen seine Gegner sein müs-

sen, wie Kardinal Albrecht. Denn der steckt tief im Ablassgeschäft drin – hat dem Papst Geld vorgeschossen, das er sich von den Fuggern in Augsburg holte und nun sieht er sein Geschäft gefährdet durch diesen Mönch. Aber – hat er nicht auch Recht, dieser Mönch? Auch Albrecht, man soll es nicht glauben, kennt sein Neues Testament und weiß, was der Mönch da ins Feld führt ist genuin christlich. Soweit der Privatmann und Theologe Albrecht – aber der Erzbischof muss andere Saiten aufziehen und der Geschäftsmann erst recht. Er will immerhin das vorgeschossene Geld, die Zinsen und dann noch was für sich drauf davon haben also muss viel verkauft werden von dem Zeug, am besten auch für Tote und Halbtote. In Rom nimmt man das Geschreibsel erst nicht ernst, aber dann wird das Mönchlein kühn und greift den Papst auf ganzer Linie an – und besitzt noch die Frechheit, seine Schriften durch ganz Deutschland zu schicken, die lateinischen Versionen noch weiter fort. Also, so geht das nicht, meint Leo, der Medici – Papst, der sein Pontifikat eigentlich genießen wollte. Machen wir es wie immer drohen ihm den Bann an und wenn er nicht spurt, verbrennen wir ihn... aber das geht nicht mehr so einfach wie noch bei Hus. Selbst wenn man ihn verbrennt – was er denkt ist in der Welt und so viele Exemplare kann man gar nicht beschlagnahmen. Zumal – zu den Wittenberger Druckern sind diverse Raubdrucker gekommen, die kann man gar nicht alle vergattern. Der Mann muss selbst widerrufen, das ist klar, nur so könnten seine Sympathisanten wieder von ihm abfallen – aber der Kerl widerruft nicht und – sein Landesherren hilft ihm auch noch. Man hätte ihn doch nicht mit der goldenen Tugendrose brüskieren sollen... er fühlte sich von Papst und Kaiser abgespeist und das hatte Folgen.

Die Reformation nahm ihren Fortgang. Zwar kam es nicht zu der befürchteten Finanzkrise, der Bau von Sankt Peter konnte weitergehen, aber weite Gebiete Europas gingen auf Distanz zum Papst. Mochte Luther es gewollt haben oder nicht – am Ende stand die Trennung von der römischen Kirche, die sich auch in den Religionskriegen, die nach Luthers Tod ausbrachen, nicht ganz und gar revidieren ließen. England fiel ganz von Rom ab, Schottland folgte, die skandinavischen Staaten waren der Kurie verloren, halb Deutschland wurde lutherisch und auch in den Gebieten, die offiziell katholisch blieben (von hier ab benutze ich diese Bezeichnung) gab es starke protestantische Minderheiten, so in Frankreich und in den Niederlanden, aber auch in Böhmen und Österreich. Dabei war die Reformation als solche gar nicht überall lutherisch geprägt. Eine andere, ebenfalls bedeutende Strömung ging von den Schweizer Reformatoren Zwingli und Calvin aus. Während Zwinglis Reformation durch den Tod ihres Führers mehr oder weniger im Sande verlief, hielt sich die Genfer Reformation Calvins und beeinflusste besonders die französischen, schottischen und niederländischen Reformatoren. Von Schottland ausgehend drang die Genfer Reformation auch nach England ein und schuf unterhalb der bereits selbständigen englischen Kirche die Fraktion der „Dissenters“, die ihrerseits – aber wir werden noch davon hören.

Während nun die lutherische Kirche sich selbst durch die Jahrhunderte mehr oder weniger treu blieb und auch in ihren Sezessionen, die nicht ausblieben, immer lutherische Kirche blieb, wurde der sogenannte reformierte Protestantismus zu einer Quelle unzähliger Kirchen und Sekten<sup>75</sup>, die bis heute unvermindert sprudelt. Dennoch begreifen sich die reformatorischen Kirchen und Gruppen bis auf wenige Ausnahmen als eine Kirche und ohne Ausnahme als die „richtige“ Kirche wie sie Jesus, wenn er eine solche gewollt hätte, gewollt haben würde. Dass Jesus eine Kirche gewollt habe, wird vom Protestantismus unserer Tage längst nicht mehr angenommen, aber es wird akzeptiert, dass sie historisch entstanden ist und nun als Institution so zu respektieren wäre, wie sie sich darbietet. Es wird auch respektiert, dass diese Kirche stets Wandlungen unterworfen war und weiterhin sein wird, denn sie ist Gottes Werk, so wird geglaubt, in der Zeit und die Zeit ist nun einmal veränderlich. Was

---

<sup>75</sup> Der Begriff wird hier gebraucht, um Glaubensgemeinschaften zu charakterisieren, deren Umfang, Lehre oder Bestand nicht die Voraussetzungen für eine institutionelle Kirche erfüllen – er ist keine Wertung von Glaubensinhalten.

den Grundbestand der Lehre angeht, so verzichtet der Protestantismus mehr oder weniger streng auf etliche historisch bedingte Zutaten. Er kennt nur zwei, höchstens drei Sakramente, nämlich die Taufe, das Abendmahl und – freilich nicht unumstritten – die Beichte. Ein sakrales Priestertum kennt er nicht. Der Pfarrer ist Primus inter pares und trifft seine Entscheidungen in Abstimmung mit der Gemeinde, der er zugeordnet und von der er akzeptiert wurde. Der Bischof ist verwaltungstechnisch und in Sachen der Lehraufsicht für ein größeres Gebiet zuständig, das er mit Hilfe von geistlichen Mitarbeitern „beaufsichtigt“ wie ja auch der Titel Bischof eigentlich „Aufseher“ bedeutet. Auch für ihn gibt es aber keinen sakralen Zustand der Weihe, er ist ganz und gar nur Funktionsträger. Das bedeutet nun wiederum, dass es in der protestantischen Christenheit generell keinen Zölibat gibt – auch nicht für den Bischof, der nach dem Timotheosbrief ja auch „eines Weibes Mann“ sein soll, wobei die Betonung nicht auf „eines“ sondern auf „Weibes“ liegt. In jüngerer und jüngster Zeit haben sich zölibatär lebende Kommunitäten zusammen gefunden... sofern dies freiwillig erfolgt ist es mit der evangelischen Lehre auch durchaus vereinbar, die hier die größten Freiheiten lässt und solche Dinge als *Adiaphora* behandelt also als Dinge, die man halten kann, wie man mag. Auch die Gestaltung des Gottesdienstes ist über weite Strecken ein *Adiaphoron* und kann beliebig gehandhabt werden, wenn nur in seinem Mittelpunkt die Verkündigung und Auslegung des „Wortes“ und die Erteilung des „Sakramentes“ stehen. Ein protestantischer Gottesdienst kann also alles Mögliche sein – eine beinahe katholische Messe mit Weihrauch und Gewändern ebenso gut wie eine lockere Zusammenkunft für die nicht einmal ein Kirchenraum benötigt wird. Jeder macht im evangelischen und protestantischen Geist aus seinem Glauben mehr oder weniger das, was ihm gefällt. Darin liegt ein einendes – aber auch ein ständig differenzierendes – Potenzial.

Nun ist die Christenheit von ihren Anfängen an bereits in einem ständigen Differenzierungsprozess begriffen. Erinnern wir uns: es gab zu Beginn nicht DAS Christentum, sondern es gab eine nicht näher bekannte Anzahl von Christentümern, die nur wenige Elemente gemeinsam hatten. Selbst innerhalb der Kerntheologie lagen die Akzente durchaus auf verschiedenen Punkten; so betonten die einen den Sühnetod des Heros für die Menschheit, andere sahen ihn lediglich als für die Christen selbst relevant an, wieder andere leisteten, wie Irenäus von Lyon, auf den Sühnetod Verzicht, wenn ihnen dagegen die Auferstehung der Toten als theologisches Zentrum erhalten blieb. Einige sahen die kultische Reinheit der Christen als *conditio sine qua non* um wahrhaft Christ sein zu können wie die Montanisten, andere wollten keine Sakramentsverwalter haben, die ein „sündiges“ Leben führten wie die Donatisten, einige bestritten die präexistente Gottheit Christi wie die Arianer und wieder andere wie die Monophysiten glaubten, dass Jesus Christus ganz und gar Gott gewesen sei, während andere wieder ihm dies bestritten... kurzum, das Durcheinander der Gesinnung des Anfangs konnte nicht größer sein – und so musste jede Gruppierung, die „mit Ernst Christen sein“<sup>76</sup> wollte“ wiederum zu einem Quell für Sezessionen werden. Man kann heute also, des Widerspruchs der Gruppen ungeachtet, sie allesamt in die protestantische Kirche einbezogen sehen. Ob Zeuge Jehovas oder altlutherischer Christ ob Baptist oder Quäker – sie alle sind ungeachtet ob sie selbst das wollen oder nicht, Varianten der protestantischen Christlichkeit und als solche dann wirklich „Kinder des Anfangs“ wie Luther es haben wollte, dass die Kirche wäre. So sah das aus und so sieht das also wieder aus und so wird es immer aussehen, wenn das Christentum wieder zu seinen Wurzeln zurückkehrt.

Weil es aber so aussieht, wird diese Kirche, diese Christenheit, auch nicht von einem einzigen Menschen geleitet, sondern ihre – zumeist verwaltungstechnischen und repräsentativen Angelegenheiten werden von einem Gremium, dem Weltrat der Kirchen, wahrgenommen, der mit seinen diversen Organisationen auch jene Gruppen umfassen kann, die

---

<sup>76</sup> Martin Luther bezeichnet mit diesen Worten eine „Kirche in der Kirche“, einen intimen Kreis von Auserwählten und Berufenen, eine Art weltlichen Orden ähnlich den islamischen Sufi.

sich selbst nicht im Spektrum der reformatorischen Bewegung sehen, es de facto aber sind. Auf die Glaubensinhalte der Gruppen hat der Weltrat keinen Einfluss und will ihn auch nicht haben. Aber – er ist in der Tat eine weltweite Organisation und dazu haben jene Kirchen wesentlich beigetragen, von denen ich nun weiter erzählen will: die Kirchen, die aus der Mission entstanden sind.

### *Die Missionskirchen*

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde ein neuer Kontinent entdeckt und früher schon fand man an den Küsten Afrikas Menschen vor, die noch niemals etwas von der Heiligen Dreieinigkeit gehört hatten. Man diskutierte lange darüber, ob man diese Menschen denn überhaupt als solche betrachten dürfe und während man diskutierte, wurden sie erst einmal als Nichtmenschen behandelt und zu Hunderttausenden zu Tode gequält – der übliche Standpunkt einer Ideologie kam zum Tragen, die außer ihren eigenen Anhängern niemanden als dem menschlichen Geschlecht zugehörig betrachtet und – auch diese nur unter bestimmten Voraussetzungen wie wir noch sehen werden. „Gehet hin in alle Welt“ steht an der christlichen Türe angeschrieben... aber wehe dem Volk, dass sich nicht zu Jüngern machen lassen wollte. Nun, bei den etablierten Kulturen Asiens konnten die Christen keinen Boden gut machen, man kannte einander längst und wusste, was man voneinander zu halten hatte. Die Begegnung von Islam und Christentum hatte ebenfalls gezeigt, dass hier keine Jünger zu machen waren, wir werden noch sehen, woran das lag. Aber die Kulturen, die man nun kennen lernte, waren dem Christentum nie zuvor begegnet und hegten daher auch keinen Argwohn – waren sie es doch gewohnt, mit dem Göttlichen in vielfältiger Gestalt zu leben. Die christliche Religion erwies sich sogar als in vieler Hinsicht vorteilhafter. Einmal war sie billiger, zum zweiten erforderte sie nicht so viel Umsicht und ihre Tabus waren alltagstauglicher. Aber die Christen setzten weniger auf die Durchschlagskraft ihrer Argumente als auf die ihrer Waffen und so kam es, dass die Christen in den Ruf blutgieriger Mörder gerieten vor denen nicht einmal die Taufe schützte, denn diese Christen schienen den Unwert ihrer eigenen Massentaufen selbst am besten zu kennen. So kam es, dass das Christentum nur wie eine dünne Kahmhaut auf diesen Kulturen zu liegen kam, unter der es im Geheimen weiterging wie bisher – nur dass die spekulativen Aktionen nun unterbleiben mussten, falls sie nicht in einer christlichen Camouflage doch begangen werden konnten.

Die Missionskirchen des Anfangs basieren auf der Grundlage der katholischen Dogmen und Riten, die mit afrikanischen und amerikanischen Elementen zu einer durchaus neuen Form der Religiosität verbunden wurden, in der die Naturkräfte in den Heiligen ihren Ausdruck finden und die Mysterien der Altvorderen im Sakrament des Altars. Der Protestantismus fand in diesen ältesten Einflussbereichen des Christentums keinen Widerhall. Das geschah erst, als im Zuge der englischen Expansion der Calvinismus als „Religion des Profits“ in andere Erdteile gelangte und so für die Kirchen Afrikas vor allem, aber auch für die indigenen Kirchen Nordamerikas prägend wurde. Die Periode des Kolonialismus ging nach dem zweiten Weltkrieg zu Ende, die Existenz des Christentums in den befreiten Regionen aber blieb erhalten und nahm gemach eigene Formen an. So ist in Afrika die Zahl der Kirchen sehr groß, sie umfassen teils nur eine Kirche an einer Straße, teils sind sie regelrechte Gebietskirchen nach anglikanischem oder auch ehemals deutschem Vorbild. Aber sie sind nicht mehr anglikanisch oder lutherisch oder calvinistisch – sie sind afrikanisch oder polynesisch oder was sonst auch immer und haben auch nicht den Ehrgeiz, ihren „Mutterkirchen“ liturgisch oder theologisch – dogmatisch zu entsprechen. Der Katholizismus Mexikos ist nicht der des „Mutterlandes“ Spanien und der Haitis nicht der Frankreichs. Bestrebungen wie in Brasilien, den Katholizismus wieder enger an europäische Traditionen und Vorstel-

lungen zu binden haben nur zu einem Veröden der Kirche und zu einer Zunahme calvinistischer Konventikel und Sekten geführt. In Afrika, wo seit jeher in religiösen Fragen ein ausgesprochener Individualismus herrscht, führt dies dazu, dass jeder nach Gefallen seine eigene Kirche gründet und auf einem Markt der Möglichkeiten feilbietet.

Dennoch sind alle diese Kirchen Teil und Bestandteil der gesamten christlichen Religion und sie sind es mit vollem Recht. Denn die Menschen, die ihnen heute angehören, sind keine Sklaven mehr oder Zwangsarbeiter, die sich ihre Duldung in der christlichen Welt damit erkaufen, dass sie Christen wurden – sie wollen es sein und sie wollen es auf ihre Weise sein und bleiben.

### **Die Häresien**

Ich bin, das ist weithin bekannt, Gnostikerin. Die Gnosis aber ist keine Häresie, sondern eine Lebenshaltung eigener Prägung, die mit dem Christentum nichts gemein hat, also werde ich von ihr in diesem Zusammenhang nicht schreiben. Sie gehört nicht hierher.

Ansonsten ist es nicht einfach, die wenigen Zweige zu finden, die genuine christliche Häresien sein können, denn genau genommen besteht doch das Christentum insgesamt aus lauter kleinen oder größeren Häresien. Die römische Kirche ist eine Häresie gegen die orthodoxe, die orthodoxe eine Häresie gegen das unverfasste Christentum des Anfangs und so geht es weiter durch die Geschichte der Dogmen und Riten bis auf unsere Tage.

Aber es gibt Häresien, die, obschon christlich, es nicht in die christliche Kirche und ihre Gemeinschaft schaffen. Der Grund dafür ist die Verwendung ideologischer Konstrukte, die mit dem Christentum und seinen Grundsätzen nichts zu tun haben. Ob eine Gemeinschaft wie die Zeugen Jehovas in diese Kategorie gehören, muss umstritten bleiben, da ihre Ideologie trotz teilweise recht willkürlicher Interpretationen doch auf christlichen Dokumenten beruht oder auf solchen die vom Christentum allgemein anerkannt werden, wie dem Alten Testament. Unbestritten häretisch sind indes die Anhänger der Christengemeinschaft, bei denen das Wort Steiners neben diesen Grundlagen steht und dieselben in seinem Sinne handhabt. Unbestritten häretisch sind auch die Mormonen, die mehr Wert auf die Worte ihres Propheten legen als auf die der biblischen Schriften, deren Authentizität sie bezweifeln. Unbestritten häretisch sind auch etliche Neureligionen wie zum Beispiel der russische Wisarion – Kult oder die Rastafari – Religion. Unbestritten häretisch sind Vereinigungen wie das Universelle Leben der Frau Wittek und die Bewegung des Fiat Lux. Sie sehen sich, weil sie in der christlichen Gemeinschaft keinen Platz finden, gern als das „wahre Christentum“ an. Unbestritten häretisch ist aber auch die umfangreiche Anzahl kleiner und größerer sogenannter gnostischer Kirchen – die Begriffe Gnosis und Kirche schließen, wie ich schon sagte, einander kategorisch aus. Wer es dennoch versucht, steht in einer Reihe recht alter Traditionen eines Christentums, das sich früh mit Versatzstücken dieser Philosophie schmückte, die damals in weitaus besserem Ruf stand als ihr eigener Glaube. Daraus entstand dann eine umfangreiche Literatur auf die diese Gruppen sich berufen und mit deren Hilfe sie ihre Ansichten und Riten entwickelt haben – teilweise sogar gegen den Sinn dieser Dokumente, indem sie die Vorwürfe, die orthodoxe Christen gegen diese Gruppen erhoben, ernsthaft und mit Eifer realisieren. Unbestritten häretisch, wenn auch aus anderem Grunde, sind die modernen Gemeinschaften, die die Idee eines messianischen Judentums wieder aufgenommen, aber nicht verstanden haben und so weder Juden, noch Christen sind. Auf der Grenze stehen nach wie vor die Siebenten Tags Adventisten, ihrer Sonderlehren wegen und auch die Neuapostolische Kirche muss sich die Klassifizierung als Häresie gefallen lassen, weil sie und insofern sie das Wort ihrer Apostel neben oder gar über die christlichen Grundlagen stellt.



Indessen – wenn sie auch gegen das verfasste Christentum Häresien darstellen, muss man sie doch von außen darauf schauend als Bestandteile der christlichen Religion gelten lassen, denn ohne oder losgelöst von derselben wären sie nicht entstanden. Es gäbe heute keinen Rudolf Steiner, wenn es das katholische Christentum nicht gegeben hätte, es gäbe heute keinen Joseph Smith, hätte es nicht den presbyterianischen Gottesdienst gegeben, es gäbe ohne die Altgläubigen keinen Wissarion und ohne die Idee des Messias - Erlösers weder einen Rastafari noch ein messianisches Christentum. Auch wäre nie ein „Stammapostel“ erwachsen, hätte es die Mär von den Aposteln nicht gegeben. Also – gehören die Häresien zum Christentum und was immer unternommen wird, sie daraus zu tilgen, ist zwar als Selbstrechtfertigung verständlich, aber in der Sache falsch.

---

## DIE ALTE UND DIE NEUE WELT

---



---

### DAS CHRISTENTUM IN EUROPA VON DER AUFKLÄRUNG BIS ZUR GEGENWART

---

In Europa brachte die Aufklärung das traditionelle Christentum aller Konfessionen in die erste Krise der Moderne. Denn die Aufklärung ließ wohl ein „höchstes Wesen“ gelten, nicht aber in der Weise, wie es der Mensch sich zu erdenken imstande ist. Der Gott des Christentums aber ist, wie der des Judentums, sehr menschlich konzipiert. Der Gott des Islam kommt ihm am nächsten – daher wurde in dieser Zeit auch der Islam oft dem Christentum als Vor- und Gegenbild vor Augen gehalten.

Daraus ergab sich einmal eine verstärkte Frömmigkeit und entschiedene Ablehnung aufklärerische Positionen im Pietismus protestantischer wie katholischer Prägung, zum andern das Ringen um ein „aufgeklärtes Christentum“ das für die Gebildeten der Zeit annehmbar sein konnte. Beide Richtungen haben dem Christentum des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wichtige Impulse gegeben. Der Pietismus förderte, was schon lange wieder verlorengegangen war, eine individuelle Frömmigkeit, die es wagte, sich auf eigene Rechnung mit der Bibel auseinander zu setzen, die aufklärerische Theologie unternahm es, endlich dem technischen Bestand der christlichen Schriften auf den Grund zu gehen und mit dem Rüstzeug der neu entdeckten Archäologie ausgerüstet, verstaubte Bibliotheken und versteckte Orte nach möglichst frühen Zeugnissen für das Christentum zu durchforschen, dessen Quellen man bis dahin bestenfalls bis ins Mittelalter zurück verfolgen konnte, denn auch der griechische Text des Neuen Testaments stammte aus byzantinischer, also mittelalterlicher Hand und frühe Exemplare des Alten Testaments gab es überhaupt nicht. Die aktuellen Thorarollen stammten allesamt aus dem gleichen oder allenfalls dem vorigen Jahrhundert. Und – man wurde fündig. Es konnte erwiesen werden und wird weiterhin erwiesen, dass es christliche Literatur bereits in der Antike gegeben hat – heute zweifelt niemand mehr daran.

Während also die Einen alles verloren gaben und nur den persönlichen Glauben zu retten strebten, machten die Anderen sich daran, das Christentum als Institution zu retten, indem sie bewiesen, dass es als historische Erscheinung ernst zu nehmen sei. gab es noch eine dritte Fraktion, die beiden eine Absage erteilte und sich auf katholischer wie auf protestantischer Seite jeweils eng an die traditionellen Dogmen hielt, die so genannte Neuorthodoxie, gegen die nun die beiden anderen Strömungen ihrerseits jeweils Front machten und umgekehrt. Am Ende hatten alle drei Strömungen Bestand: die christliche Aufklärung brachte ihre Ergebnisse in die Neuorthodoxie ein, während die Pietisten neue charismatisch orien-



tierte Varianten des Christentums grundlegten, die wiederum belebend auf die persönliche Frömmigkeit auch der Neuorthodoxen wirkten. Das Christentum hatte seine erste moderne Krise nicht nur erfolgreich gemeistert, es hatte sich unter ihrem Einfluss auch selbst noch einmal sozusagen gehäutet. Der Deismus der radikalen Aufklärung, der besonders in der französischen Revolution zutage trat, überlebte nur in Nischen, aber immerhin, auch er überlebte und wurde zum Grundstein für spätere deistische Ideologien. Das Christentum blieb in all seinen Konfessionen die beherrschende geistige Macht in Europa. Auch der im neunzehnten Jahrhundert aufkommende prinzipielle Atheismus, der die Welt ganz und gar aus sich selber zu erklären suchte, konnte daran nicht wirklich etwas ändern, zumal er selbst noch nach seiner Mitte suchte – er hat sie bis heute nicht gefunden, denn es ist nun einmal so: wer zu einer Sache Nein zu sagen versteht, hat deswegen allein eben noch keine neue Sache gefunden. Aber immerhin machte der Atheismus es möglich, dass ganz neue Wege in der Weltsicht gegangen wurden und das Weltbild wieder einmal auf den Kopf gestellt wurde, an das man sich eben erst mühsam gewöhnt hatte. Der Atheismus stellte das Gottesgnadentum ebenso in Frage (wie denn eine Gnade, wenn kein Gott?) wie die Erschaffung der Welt (wie denn erschaffen, wenn da kein Schöpfer?) und führte statt des Gottesbegriffs den einer umfassenden Ethik und eines unbeschränkt offenen geheimnislosen Weltbildes ein. Er traute dem Menschen zum ersten Mal seit der Antike wieder einen umfassenden Willen zum Guten, also zu dem zu, was ihm als Einzelnem und der Gesellschaft nützt in der er lebt. Natürlich war Vieles an diesem Atheismus naiv... aber als revolutionär sollte sich die Einsicht erweisen, dass jedes Nicht in Wahrheit als ein Noch Nicht zu gelten habe und der Mensch im Guten wie im Bösen fähig sei, sein Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Die großen frühen Atheisten wie Voltaire oder Diderot waren nicht nur Religionskritiker, sondern sie gaben sich auch große Mühe das durch den Verlust Gottes entstandene ideelle Vakuum zu füllen. Sie erteilten dem Allmachtswahn der Religion ebenso eine Absage, wie einem Menschenbild, das indem es nur den Sünder sah und den Versager, die natürliche Unvollkommenheit alles Menschlichen verteufelte und sein Heil von irgendwelchen höheren Mächten abhängig machte, deren Existenz nicht positiv bewiesen, sondern nur gerade wegen des nicht möglichen positiven Beweises als annehmbar postuliert werden konnte. Sie gaben den Menschen sich selbst zurück, das ist und bleibt ihr Verdienst. Sie scheuten sich nicht davor, die Unzulänglichkeiten des Menschen zu thematisieren – aber sie bestanden auch darauf, dass er sie mit zureichenden Kenntnissen über sich selbst und seine Welt versehen, überwinden könne: die Forderung nach dem aufgeklärten Menschen, der sich selbst in der Hand hatte und daher auch Verantwortung für andere übernehmen kann, war geboren und sie wandte sich an alle Stände der Gesellschaft, auch an die Geistlichkeit.

Wie das? Die Aufklärung war nicht prinzipiell antiklerikal. Wie sie den aufgeklärten Monarchen akzeptierte, so war sie auch bereit, den aufgeklärten Geistlichen zu respektieren – selbst in Frankreich, dem Heimatland der Aufklärung, standen sich radikale Atheisten und aufgeklärte Deisten gegenüber. In Deutschland, wo das feudale Standesdenken durch den Partikularismus noch viel tiefer verwurzelt war, wehrten sich Geistliche gegen den Versuch, nunmehr das Kind mit dem Bade auszuschütten und mit den Unzulänglichkeiten der Kirche zugleich die Religion als solche zu verdammen. Daher waren sie bemüht, Glauben und Vernunft neuerlich zu vereinen – bereits Thomas von Aquino hatte im dreizehnten Jahrhundert etwas Ähnliches versucht, das seither für die katholische Kirche mehr oder weniger verbindlich geblieben war, die evangelische Kirche hingegen hatte mit Rom auch den Thomismus aus der Kirche geworfen – die Aufklärung zwang sie, dessen Intentionen wieder neu aufzunehmen und den Spagat zwischen Glaubenseifer und Gründlichkeit des philosophischen Denkens für sich zu vollenden. Auf der anderen Seite arbeiteten die deutschen Philosophen, die sich ebenfalls nicht von der Deität als zumindest ethischer Institution verabschieden wollten, den Theologen zu. Beide befürchteten, Theologen wie Philosophen, dass Aufklärung zu weit gehen und statt eines von Sklavenfesseln freien einen halt- und zügellosen

Menschen übrig lassen könne – und die Auswirkungen der französischen Revolution schie- nen ihre Befürchtungen zu bestätigen. Wenn es also nicht zum Durchbruch des Atheismus in jenen Jahren kam – man bedanke sich bei Robespierre und Marat und bei ihren Helfershelfern. Wäre Louis XVI nicht hingerichtet worden, hätte man ein Agreement analog der engli- schen Regelung auch nur finden wollen<sup>77</sup>, zwei folgende und folgenschwere Jahrhunderte Kirchengeschichte hätte so, wie sie stattfanden, nicht stattgefunden.

So aber kam es mit dem Übergang der französischen Republik und ihren Errungen- schaften, die leider ihre Fehler nicht wettmachen konnten, über das Directoire und das Kai- serreich, dem halb Europa untertan war, zu einer weiträumigen Restauration des feudalen Systems und damit zu einem bis in die jüngste Vergangenheit vitalen Bündnis von Thronen und Altären. Auf die kirchliche Entwicklung hatte dies durchaus unterschiedlichen Einfluss – einerseits erleichterte es die Ausbildung der Theologie und ihr verwandter Disziplinen zu wissenschaftlicher Qualität, andererseits aber band es genau diese dann auch auf das Engs- te an die jeweils herrschende Klasse. Die evangelischen Pastoren in Sonderheit wurden Staatsbeamte und werden heute noch, obgleich wohl inzwischen von den Kirchen selbst ent- lohnt, nach preußischem Beamtenrecht behandelt. In anderen Ländern Europas, so in Skan- dinavien und auch in England sind die Pastoren der jeweiligen Staatskirchen lutherischen respektive reformierten und anglikanischen Bekenntnisses regelrechte Staatsbeamte – über die, welche es nicht sind, wird gleich noch zu reden sein. Der Qualität der theologischen Arbeit kam dies nicht unbedingt nur zugute... denn ein Staatskirchentum hat wenig Interesse an Innovationen jeder Art. Es hat auch kein Interesse an einer intensiven Gemeindegarbeit, denn Christsein ist sozusagen ein Posten im Staatsbudget und ob die Kirchen leer oder voll sind, die Pfarrer werden bezahlt – und das nebenher gesagt nicht schlecht. So waren diese Staaten formal christlich – in Wahrheit aber griff die Gleichgültigkeit immer weiter um sich. Man geht indes fehl, wenn man annimmt, dass der Atheismus weiter um sich griff – die Mehrzahl der Gleichgültigen bezeichnete sich nach wie vor als Christen, ließ ihre Kinder taufen und konfirmieren, heiratet kirchlich und wurde kirchlich bestattet – ließ sich auch zu Weihnachten und Ostern einmal in der Kirche sehen – ich pflege, da dies bei uns noch immer so ist, boshaft zu sagen – und sagte es auch unserem Pastor am Ort -, zu Weihnachten sähe er einmal, wie groß seine Gemeinde wirklich wäre. Tiefer aber als solche kulturellen Bindungen ging der Glaube nicht und in unserem Land hier ist das eigentlich immer noch die Regel – man ist Kulturchrist – aber alles Glaubenschristentum lässt einen kalt. Der Herr Pfarrer ist wohl eine bürgerliche Respektsperson, aber er ist kein Seelsorger, nicht einmal in seiner ei- gene Familie, er ist ein Zuchtmeister im öffentlichen Auftrag. Die Zahl der in einem evange- lischen Pfarrhaus der Jahrhundertwende zerstörten Seelen geht in die Hunderttausende wenn nicht in die Millionen. Kurzum – der Niedergang der evangelischen Kirche als Volks- kirche ist nicht zu beschreiben. Sicher – in der gleichen Zeit wurden theologische Standard- werke verfasst, wurden unzählige Kirchen gebaut, wünschte ein Monarch, dass „die Religi- on meinem Volk erhalten bleibe“ aber da war sie schon in alle Winde zerstoßen.

In den anderen Ländern Europas war die Lage ähnlich, leere Kirchen waren die Re- gel. In Frankreich war die Lage sogar dramatisch. da dort Staat und Kirche streng getrennt waren und die – katholischen – Pfarrer dort genauso auf ihre Diözesen angewiesen waren wie die reformierten Geistlichen, was zur Folge hatte, dass beide Konfessionen rettungslos verarmten, wenn nicht reiche Gönner in der Region sie förderten. Die Kirchen beider Kon- fessionen verkamen gleichermaßen und die Ausbildung von klerikalem Nachwuchs wurde in die Schweiz oder nach Italien verlegt, die Gemeinden starben aus. Kein Wunder, wenn sich auf katholischer Seite Ideen wie das Apostolat zuerst in Frankreich verbreiteten und eine Flut von Ordensgründungen nach Auswegen aus der Misere suchte, die auch nach

---

<sup>77</sup> Der sechzehnte Louis war, wie seit neuestem bekannt geworden ist, dazu bereit, Frankreich als konsti- tutionelle Monarchie weiterhin zu repräsentieren.

Deutschland, wo die Dinge ähnlich lagen, (vor allem für die katholische Kirche, die vom neuen Kaiser nicht gefördert, sondern nur geduldet wurde) hinüber schwappte und auch dort, insbesondere im Rheinland nach einer Neubelebung des christlichen Glaubens gesucht wurde. Die evangelische Kirche aber litt, auch wenn es ihr wirtschaftlich besser ging, unter der Gleichgültigkeit ihrer Gläubigen, die keineswegs, wie manche meinen, nur aus dem Elend der Proletarier erwuchs, sondern in allen Klassen und Schichten anzutreffen war. Der Gedanke der inneren Mission, der Mission unter Christen, war keineswegs abseitig, er drängte sich geradezu auf, denn diese getauften Karteileichen waren schlimmer als die unterschiedenen Atheisten, die sich ihrerseits in freigeistlichen Bünden organisierten und dort einiges vor allem an Sozial- und Bildungsaufgaben bewältigten. Der deutsche Arbeiter ging zwar sicher in die Kneipe um seinesgleichen zu treffen, aber in Hinterzimmer dieser Kneipe tagte der Arbeiterbildungsverein und in der Küche wurde für die gekocht, die sich nicht einmal das einfachste Essen leisten konnten. In der Schule lernten die Arbeiter Lesen. Schreiben und Gottvertrauen – im Arbeiterbildungsverein lernten sie die Welt kennen in der sie lebten und sie erfuhren, warum sie arm waren. Sie lernten zu denken wie ein Betriebswirt und aus diesen geschulten Arbeitern wurden Gewerkschaften gebildet, die den Fabrikanten das Leben schwer machten und von der Politik gehasst wurden wie das Weihwasser von Satan. Wenn man hier einbrechen könnte – mag mancher brave christkonservative Pastor gedacht haben – und gesagt getan, man versuchte es auf mannigfaltige Weise... aber außer dass man einiges auf der sozialen Strecke leistete kamen die Wichern und Bodelschwingh und wie sie alle hießen, nicht durch. Man missverstehe mich nicht – es ist nicht meine Absicht, ihren Verdienst zu schmälern, sie leisteten Großartiges in schwieriger Zeit – aber die Volkskirche war alles andere, als sie von sich glauben machen wollte – sie war sicher gedacht als Kirche für das Volk, aber sie war und wurde niemals eine Kirche des Volkes und daran waren nicht die Kommunisten schuld, die selbst in der Arbeiterschaft nur immer eine Minderheit bildeten – die Mehrheit war sozialdemokratisch gesinnt, was bedeutete, sie war zu vernünftigen Kompromissen durchaus bereit. Aber es war die Arbeiterschaft und es waren nicht die Kirchen, die Bismarck die Sozialgesetze abzwangen, die bis heute die Grundlage der deutschen Sozialordnung bilden: Renten, Stempelgeld, Achtstundentag, halbfreier Samstag, Verbot der Kinderarbeit und das Krankenkassenwesen – das haben nicht die Kirchen mit dem Verweis auf die christliche Ethik zustande gebracht, sondern Arbeiter, die dem preußisch – deutschen Junker klar machten, dass kein Sozialistengesetz sie zu Fall bringen könnte. Die Kirchen haben davon nur profitiert, indem sie Krankenhäuser errichteten, in welche Kassenbeiträge der Arbeiter fließen konnten und Heime, die das Geld der Sozialfürsorge abschöpften. Und – in den übrigen Ländern Europas sah es in dieser Beziehung schwarzfinster aus... wenn nicht private Wohlfahrt griff oder eben in diesen Fällen auch die Sozialfürsorge der Kirchen. Allerdings griffen diese Maßnahmen niemals flächendeckend wie in Deutschland, sondern konnten entstandene Not immer nur punktuell lindern. An einer Abschaffung derselben war die Klasse aber insgesamt nicht interessiert.

Theologisch herrscht in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg Stagnation. Und wie immer, wenn der Karren nach innen festgefahren ist, versucht man, ihn von außen flott zu bekommen, daher sind das späte neunzehnte und das beginnende zwanzigste Jahrhundert sowohl auf katholischer wie auf protestantischer Seite hohe Zeiten der äußeren Mission, die nicht unbedingt mit der Inbesitznahme von Kolonien einher geht. So missionierte Goßner in Britisch Indien, die Amerikaner in Japan und die Briten kümmerten sich neben den Deutschen um die Mission in Schwarzafrika. Ich habe vorhin von den Missionskirchen gesprochen und diese Missionen dabei kaum erwähnt. Das geschah mit Absicht, denn man kann bei dieser Übertragung europäischen Christentums nicht von einer eigenständigen Kirche sprechen. Die Missionserfolge, die übrigens in Indien, Japan, China und dem Nahen Osten von nahezu keinem Erfolg gekrönt waren, projizierten lediglich Europa auf andere Kontinente, vor allem nach Afrika. Als etwas Eigenes wurde das Christentum dort erst wahrge-

nommen, nachdem die Kolonialmächte von der Bildfläche – wenigstens politisch – verschwunden waren. Über die Missionsarbeit in dieser Zeit lässt sich also eigentlich nur Schlechtes sagen. Selbst dort, wo die Mission wirklich half, wie im Krankenhaus von Lambarene wo Schweitzer wirkte, war der chauvinistische Grundton nicht zu überhören. Schweitzer missionierte die Afrikaner zwar nicht aufdringlich und nicht in erster Linie, aber er war doch der festen Überzeugung, dass „die Schwarzen“ zumindest kulturell minderwertig waren, er machte sich nicht die geringste Mühe, in ihre Vorstellungswelt einzudringen, war von der Überlegenheit der eigenen Denkschemata bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele überzeugt. Es wäre ihm nicht einmal eingefallen, sie als chauvinistisch zu charakterisieren, denn sein Streben ging eigentlich in genau die andere Richtung, nicht für unwert wollte er diese Menschen halten, sondern sie „aufwerten“ indem er ihnen die Segnungen der Zivilisation gewissermaßen als Köder vorhielt. Er wollte ihnen demonstrieren, dass Christentum nicht mit Waffen und Kriegsgeschrei identisch ist.

Wenn wir davon ausgehen, dass das Christentum jener Jahrzehnte aber eigentlich völlig identisch mit Waffen und Kriegsgeschrei ist, dann war das Ende des ersten Weltkrieges auch die Katastrophe eben dieses Christentums, das seine Religion auf den Spitzen der Bajonette in die ganze Welt getragen hatte, denn ihm war befohlen worden: gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker... welchen Auftrag sie mustergültig ausgeführt hatten und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Durch nahezu zwei Jahrtausende hatten sie alles niedergemäht was ihnen begegnete, hatten diese Christen mit eiserner Faust auf ihre Überlegenheit bestanden und dabei selbst eine technische Zivilisation entwickelt, die ihresgleichen suchte. Es nimmt nachdem nicht wunder, wenn alle diese erstaunlichen Dinge zunächst im Dienste der – kriegerischen – Verbreitung des Christentums in alle Welt erfunden wurden, denn dazu waren sie in erster Linie notwendig. Ihr Vorteil für die zivile Welt war dagegen zweitrangig, denn der Krieg war ja als Vater aller Dinge das erste Mittel der Wahl für die Christianisierung der Welt – Katechese und Theologie konnte man später noch treiben, erst mal war es wichtig, zu taufen und dazu war jedes Mittel recht. Auch die wirtschaftlichen Interessen der Europäer dienten diesem Zweck, postuliert doch der Calvinismus, dass wirtschaftliche Expansion ein Zeichen dafür wären, dass eine Unternehmung gottgefällig sei. Der erfolgreiche Waffenfabrikant und der erfolgreiche Waffenhändler erfüllen mit ihrem Erfolg den Willen Gottes und – die meisten aus dieser Branche gehören denn auch einer der Denominationen an, die aus der Wurzel der Lehren Calvins entsprossen sind. Da sie Erfolg haben, also Gott ihr Tun segnet wie es ist, haben sie auch kein Interesse daran, damit aufzuhören. Wir sehen über nahezu zwei Jahrtausend hinweg eine Religion konsequent nach ihren eigenen Vorgaben leben und wir sehen, welche das sind. Nein, das Christentum hat sich mit seiner Entwicklung keineswegs antizyklisch zu seiner Lehre verhalten, dies IST seine Lehre. Die anderen, die Humanisten, die Pazifisten, die Philanthropen verstehen es falsch. Das Christentum aber ist zelosig geblieben, wie es im Anfang war, es führt Krieg für seinen Messias, weil der es, als Phantom der er ist, nicht kann. Alle Wohltaten deren es auch fähig ist, gelten nur für erprobte Christen des gleichen Bekenntnisses – um Himmelswillen nicht für die einer anderen Konfession, die darf man abschlagen wie Ungläubige und die Kommunisten, die Freidenker aller Sparten, die Sozialrevolutionäre sowieso, denn heißt es nicht in der Schrift „Arme habt ihr alle Zeit bei euch“ – also, denkt der Christ, lasst uns die Armut erhalten auf dass wir die Weisungen Christi erfüllen, der sie ja selbst nicht erfüllen kann. So sah die christliche Welt jedenfalls am Ende des ersten Weltkrieges aus – und sämtliche Akteure dieses Krieges waren Christen. Teilweise waren sie sogar, wie Wilhelm II und Nikolaus II und Edward VII von England, tief gläubig. In diesem Krieg also verwirklichten sie ihr Christentum – wäre es anders beschaffen, hätte es sie am Kriegführen hindern müssen, das tat es aber nicht nur nicht, es gab noch Ermutigung dazu. Auf allen Schlachtfeldern des ersten Weltkrieges gehörte der Pfarrer oder der Kaplan zum festen Bestandteil der Entourage und selbst die mordgierigsten Offiziere hatten eine Bibel oder ein Gebet- und Gesangbuch im

Gepäck und sei es nur „für alle Fälle“. Noch heute endet der „große Zapfenstreich“ mit einem Choral, der alles andere als militärischen Inhalt hat oder auch nur kämpferisch konnotiert ist, denn vor seinem Gott ist der Soldat und nicht nur der deutsche nur ein verlorenes Kind, das zu seinem himmlischen Vater kommt und nicht zum „Herrn der Schlachten“ als der der christliche Gott im deutschen Kaiserreich und auch anderswo gepriesen wurde.

Der Zusammenbruch des Kaiserreiches kam in Deutschland einem Zusammenbruch des Christentums gefährlich nahe, während dasselbe in den anderen Staaten eher eine Aufwertung erfuhr, denn ihnen hatte ja der Herr der Schlachten den Sieg geschenkt und was für einen – der Konkurrent Deutschland war so tief gedemütigt, dass er sich wohl nie mehr erholen würde. Aus dem Heiligen Römischen Reich, das Europa so oft das Fürchten gelehrt hatte, war ein bedeutungsloses Territorium geworden, das darüber hinaus noch satte Reparationen leisten musste. Nun, der Vertrag von Versailles war eine ganze politische Dummheit, denn er trug den Willen zur Revanche bereits in sich selber. So etwas kann man mit einem modernen Land in der Mitte Europas einfach nicht machen ohne sich selbst damit zu schaden. Es scheint, dass die deutsche Delegation das auch gewusst hat als sie unterschrieb, denn unmittelbar nach der Unterzeichnung beginnt der Widerstand und was ihn angeht, sind sich alle Deutschen einig, ebenso wie sich alle anderen Staaten durchaus uneinig darin sind, wer nun wie viel und was von dem großen Reibach der wirtschaftlichen und teilweise auch territorialen Zerlegung eines Staatswesens zu bekommen hat. Der einzige Staat, der nichts bekommen hat und auch nichts bekommen wird, ist das seit kurzem kommunistische Russland. Zwar hat das deutsche Reich die Revolution unterstützt um Nikolaus zu schwächen, aber Deutschland hat den Krieg verloren und fällt daher für die weitere Finanzierung des russischen Experiments aus. So scheint es jedenfalls, ehe Rathenau der unermesslichen Rohstoffreserven Russlands eingedenk, einen neuen Vertrag schließt, mit dem die beiden Seiten Versailles, das ihnen beiden nichts gebracht hat, kompensieren wollen. Rathenau bezahlt dafür, dass er Deutschlands Wirtschaft wieder aufhelfen wollte, bekanntlich mit dem Leben. Es sind Deutsche, die ihn ermorden. Es sind Christen. Er selbst ist wie man auch weiß, Jude und Atheist, gegen so einen muss man doch etwas unternehmen... und wenn es auch auf Kosten Deutschlands geht, Gott will es – und die Freikorps sind der Wille Gottes. Wir werden doch, mit Gottes Hilfe, keine friedliche Wirtschaft aufbauen, wo kommen wir denn da hin, nein, der Jud muss weg – und Erzberger, der ebenfalls das Mögliche möglich machen will, auch. Wo kommen wir denn da hin... es ist im Folgenden klar, wo wir dann hinkommen, nämlich genau in die folgenden glorreichen tausend Jahre, die mit dem Trümmerhaufen Deutschland endeten. Liebknecht und Luxemburg umzubringen war übrigens überflüssig, Moskau hatte sie bereits aufgegeben, die beiden waren den russischen Kommunisten viel zu eigenständig, stattdessen favorisierten sie Thälmann, der Gehorsam versprach. Wie wir sehen war die Rolle der deutschnationalen Politik und ihrer Freikorps denkbar verhängnisvoll, da von keinerlei Vernunft getragen, aber vom Geld der brüskierten Waffenfabrikanten. Und die Kirchen sprachen zu alledem Ja und Amen, denn die Christen sind gottesfürchtig und die Waffenfabrikanten sind reich und also gottgefällig. Dass die meisten Christen damals arm waren – und es heute noch sind – spielte in ihren Überlegungen keine Rolle, denn sie waren ja, Gott behüte, keine Kommunisten, schon Sozialdemokraten waren ihnen verdächtig. Sie trugen, wie ihnen von Christus aufgetragen ihre Armut mit Stolz. Sie lebten das Leben der oberen Zehn<sup>78</sup>, nicht ihr eigenes, das sie gut christlich und zwar konfessionsübergreifend, verachteten. Sie trugen an der aus der Hybris der Sieger erwachsenen Weltwirtschaftskrise, während die Oberen auch daran verdienten und sie wählten rechts, weil ein guter Deutscher eben rechts wählt und konservativ. Er will, dass immer alles so bleibt wie es ist oder möglichst noch schlimmer wird. Und keine Rede, dass andere Europäer es anders

---

<sup>78</sup> nein, nicht der oberen Zehntausend, das wäre viel zu demokratisch gewesen

hielten. Die Zeit zwischen den Weltkriegen war vielleicht kulturell eine lebendige, wirtschaftlich war sie eine tote Zeit und sozial – man schaut besser nicht hin.

Wie ging es dem Christentum? Es ging ihm wie den Menschen die es trugen: schlecht. Die Kirchen, nun ihnen kein Privileg mehr zustand – es galt das zivile Personenstandswesen – verödeten und zwar in beiden Konfessionen. Religiös war es die Zeit der ersten Alternativversuche. Sektenwesen und Konventikel blühten und hatten so viel Konjunktur, wie die Kirchen Rezession hatten. Sicher – die Theologen rannten umher wie die aufgeschreckten Hühner, aber gerade deswegen brachten sie keine Innovation zustande. Und weil sie nichts zustande brachten, klammerten sich die Theologen aller Konfessionen ans Hergebrachte, sortierten es von einer Ecke auf die andere, hielten die Pfarrer ihren Glaubensunterricht vor immer weniger Kandidaten und der Gottesdienst wurde je länger je mehr eine Stunde, in der der Mensch Mensch sein und sich ungestört von unerwarteten Ereignissen ausruhen durfte. Alles lief immer am Schnürchen und gleich, bei den Katholiken wie bei den Evangelischen. Allenfalls war er eine Pfarrer beredter und der eine Kantor besser als der andere. Allenfalls war das katholische Hochamt bunter als der lutherische Predigtgottesdienst und so überlegten einige Theologen, dass sie auch so etwas haben wollten – die hochkirchliche Bewegung entstand als ein Spiel ästhetisch begeisterter Intellektueller. Im Volk fand sie kaum Widerhall, denn das ging eh nicht mehr zur Kirche, sondern fuhr ins Grüne oder besuchte die Versammlungen seiner Wahl, auf denen es immer noch unterhaltsamer zugeht als selbst im buntesten hochkirchlichen Gottesdienst – auch und vor allem wenn sie religiösen Charakter trugen. Da diese Vereine aber meist recht klein waren, die Kirchen an ihrer eigenen Langeweile erstickten, war der religiöse Einfluss auf die Angelegenheiten der Politik auch nicht eben groß und beschränkte sich auf einen gelegentlich gehobenen Zeigefinger und bei den zuletzt recht häufigen Wahlen auf die Abgabe eines rechtskonservativen oder mittig christsozialen, wenn einer Katholik war, auf die Abgabe eines Stimmzettels für die Zentrumspartei. Das war eine zahlenmäßig kleine Partei die sich aber, wie heute die FDP bei uns, hin und wieder als das Zünglein an der Waage gefiel, da sie die katholischen Länder repräsentierte und die machten immerhin die Hälfte Deutschlands aus – ich rede hier so viel von Deutschland, ich tue das nicht, weil ich selbst Deutsche bin, sondern weil in diesem Deutschland zu dieser Zeit für ganz Europa entscheidend wichtige Dinge geschahen. Die meisten davon geschahen aber eigentlich, weil sie nicht geschahen. So kümmerte sich niemand um die Masse der durch und infolge der Wirtschaftskrise Verarmten und sozial Deklassierten und ihre Lebensverhältnisse. Zwar wurden neue Experimentalsiedlungen gebaut, aber ihre Kapazität reichte nicht annähernd aus um bessere Lebensverhältnisse zu schaffen, einmal abgesehen von der Tatsache, dass die, welche gemeint waren, die Miete für solche Wohnungen gar nicht aufbringen konnten, weil sie nämlich weiterhin stempeln gehen mussten. In England und Frankreich und auch in den Staaten sah es nicht viel anders aus, von den übrigen Ländern und Volkswirtschaften gar nicht erst zu reden. Und das Christentum hatte zur Weltwirtschaftskrise nichts zu sagen gehabt, weder vorher noch mittendrin. In den Kirchen gab es die Armut nicht, dort gab es nur den Ritus. Wenn es aber die Armut doch gab, dann beschränkte sie sich auf die Kompetenz einer Suppenküche oder eines Obdachlosenasyls. Die Nackten kleiden ... und so weiter ... aber dazu musste einer erst nackt sein um gekleidet zu werden und ... Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit – also sorgt in erster Linie für das Reich Gottes, dann wird euch alles andere zufallen – aber es fiel ihnen nicht zu. Nur – während sich die Armen der Welt mehr oder weniger ihrem Schicksal ergaben – es soll einige Aufstände in dieser Zeit gegeben haben – arbeitete im Schoß der deutschen Konservativen völlig unbeachtet ein Mensch daran, diese Zustände nachhaltig zu verändern und er fand Bundesgenossen.

Warum beginne ich den Abschnitt, der den Nationalsozialismus behandeln soll, mit einem so positiven Satz? Man lässt doch gemeinhin an Hitler und seinen Verbündeten der

ersten Stunde kein gutes Haar – nun, ich habe mir vorgenommen, die Dinge zu zeigen wie sie sind und dazu gehört Gerechtigkeit. Ich kenne das Ende – aber wie würde ich urteilen, wenn ich am Anfang stünde, mitten in der mehr als hilflosen Politik der Weimarer Republik, eingekeilt zwischen Versailles und Weltwirtschaftskrise, unfähig, eines wie das Andere zu beeinflussen ein Arbeiter oder kleiner Angestellter, der nicht mehr weiß, ob er morgen noch genug zu essen haben wird und im nächsten Monat noch genug zu wohnen? Einer, der nichts hat, aber zusehen muss, wie einige Superreichen von seiner Not fett und immer fetter werden und vor lauter „Dollheit<sup>79</sup>“ schon nicht mehr wissen, was sie anstellen sollen? Wie wäre mir als einem solchen wohl zumute? Ich bin nicht arm genug, nicht nackt genug, um christliche Nächstenliebe zu genießen und ich bin arm genug, nicht ein noch aus zu wissen – wem würde meine Sympathie gehören? Den Kommunisten – nein, denn die würden mich nach dem, was man so hört, auch von ihnen selbst, noch ärmer machen als ich schon bin, mit Gemeinschaftsunterkünften, zugeteiltem Lebensunterhalt und ständiger Angst, nicht linientreu genug zu sein und in Arbeitslagern zu landen. Die würden meine Ehe annullieren, meine Kinder wegnehmen und in ihren Anstalten erziehen... nein, danke.

Aber da ist noch etwas, das mich interessiert und vielleicht, vielleicht ist das mehr etwas für mich, der ich wenig genug habe, aber doch noch irgendwie genug um mehr zu verlieren als nur meine Ketten, wenn es nach den Kommunisten ginge. Die sollen die Ursache des Übels kennen und den festen Willen haben, es zu beenden und zwar für immer. Das will ich auch. Sie lassen aber meine Familie unangetastet, sie teilen mir kein Verdienst zu, ich soll nicht in Massenquartieren wohnen, sondern meine Familie achten sie hoch, ich soll gerechten Lohn für gute Arbeit bekommen, und sie wollen dafür sorgen, dass es auch den einfachen Menschen gut geht, denn: sind wir nicht alle Deutsche, alle von einem Blut? Arbeit ist da, Geld auch, nur wird uns beides vorenthalten, sagen sie, von einigen wenigen Stinkreichen, die auf unsere Kosten immer noch reicher werden und genau dies habe ich auch festgestellt. Sie sagen, diese Stinkreichen sind international vernetzt und der Kitt, der sie zusammenhält, sei das Judentum. Na ja, das weiß ich nicht so genau, ich weiß nur, dass der Herr Goldschmidt um die Ecke auch wie ich zusehen muss, wie er durchkommt. Aber den meinen die vielleicht auch gar nicht, sie meinen die Großen, die Protze aus den Banken und in den Kaufhäusern, die uns das wenige Geld auch noch mit Teuerungen aus der Tasche ziehen. Wenn sie denen ein wenig die Bärte beschneiden oder auch etwas mehr, na, meinen Segen haben sie – so würde ich denken. Die verprügeln die Kommunisten – na sollen sie doch Krieg spielen mit denen, mir hat noch kein SA – Mann was getan, im Gegenteil, neulich hat einer von denen meiner Frau die Kartoffeln aus dem Keller in den dritten Stock hochgeschleppt einfach so. Die Menschen leben nicht im Himmel der Ideale, die Menschen leben auf Erden und in diesem Erdenleben wollen sie sich sicher und geborgen fühlen und wissen, was der nächste Tag bringt. Wer ihnen Hoffnung macht, dass dies so werden könnte, dem folgen sie. Dass das nicht umsonst ist, wissen sie. Dass wo viele glücklich sein sollen, auch einige unglücklich werden müssen, weil sie vom Unglück der Vielen profitierten, ist ihnen bekannt – des einen Freud, des andern Leid, so geht es nun einmal zu in der Welt. Und so wählen sie bei der nächsten Gelegenheit die neue Partei die sich Nationalsozialisten nennen... einfach so, niemand zwingt sie dazu. Wirklich niemand? Doch es gibt jemanden, der sie dazu zwingt und das sind diejenigen, welche die desolate Lage angezettelt haben, die ihnen keinen anderen Ausweg mehr lässt. Die absolute Mehrheit erreicht diese Partei zwar nicht, aber 1932 ziehen sie zum ersten Mal mit einem erdrutschähnlichen Erfolg ins deutsche Parlament ein. Da sie als wertekonservativ gelten bemühen sich die bürgerlichen Parteien um sie, während Sozialdemokraten und Kommunisten zittern und entsprechend lamentieren – es soll ihnen dies später das Genick brechen, denn diese neuen Parlamentarier haben nicht weniger vor, als das unfähige Parlament als solches zu entmachten. Dank einer ge-

---

<sup>79</sup> gemeint sind hier die „goldenen Zwanziger“ r



schickten Koalitionspolitik gelingt es ihnen, die Regierungsverantwortung mitzutragen und sie nutzen das auch gleich skrupellos aus, am 30. Januar 1933 wird ihr Parteichef Adolf Hitler Reichskanzler und wenig später ist der Weimarer Parlamentarismus mit Unterstützung der ultrakonservativen Kräfte und der deutschen Industrie sowie der Reichswehr Geschichte. Die bürgerlichen Parteien schwören dem Führer Gehorsam und lösen sich auf, Sozialdemokraten und Kommunisten, die sich weigern, werden verboten. Die Gewerkschaften, zersplittert und in ihren Interessen meistens uneins, werden zusammengefasst in einer einzigen „Arbeitsfront“ – die Strukturen der Verwaltung werden übersichtlicher und zudem gibt es auf einmal, als hätten die Betriebe nur darauf gewartet, dass die NSDAP an die Macht kommt, Stellenangebote en masse. Nicht sogleich, aber es werden sichtlich immer mehr. Wohnungen werden gebaut, die sich an den Experimentalbauten der Weimarer Zeit orientieren, hell, mit allem nötigen Komfort und vor allem bezahlbar. Es ist, als sei Hitler ein Moses und habe mit seinem Stab gegen den richtigen Felsen geschlagen. Das Wasser der allgemeinen Wohlfahrt schießt nicht sogleich wie eine Fontäne heraus, aber es rinnt und rinnt. Zum ersten Mal bekommen Arbeiter bezahlten Urlaub, früher konnten sie allenfalls unbezahlten nehmen, was kaum einer tat, weil es sich kaum einer leisten konnte. Das alles macht euphorisch und wer fröhlich ist, schaut nicht so genau hin.

Seit dem „Tag von Potsdam“ regiert der „Führer“ mit geradezu absolutistischer Machtvollkommenheit. Sicher hat er Mitarbeiter, die in seinem Auftrag ihre Ressorts selbstständig verwalten, aber er hat bei allem wenn es nützt das letzte Wort. Beinahe das Erste, was er tut, ist: er säubert die eigenen Reihen und gibt der Reichswehr, die nun Wehrmacht heißt, ihren Lohn für ihre Hilfe indem er den ursprünglichen Plan, die SA zu einer militärischen Einheit zu entwickeln fallen lässt – und die SA gleich mit, er löst sie auf. Da schaut keiner so genau hin, wenn die ersten Konzentrationslager eingerichtet werden – und wer hinschaut, billigt es, denn angesichts dessen, was geschieht, können die wenigsten die „Mackerer“ verstehen und dass man Kriminelle aller Art mal Mores lehrt, findet allgemeinen Beifall. Er nimmt Kontakt mit seinen Nachbarstaaten auf und zeigt sich hier durchaus auf Augenhöhe und selbstbewusst. Deutschland muss, sagt er, wieder ernst genommen werden und er wird dafür sorgen – wie, ahnt noch niemand, sogar die Getreuen nicht. Was er nicht weiß: man hat Deutschland seit jeher ernst genommen, man hat es gefürchtet und deshalb klein gehalten, denn die Nachbarn wissen: was die Deutschen machen, das machen sie gründlich und mit Überlegung, nicht: mal hier flicken und mal da stopfen, das ist europäische Politik, nicht deutsche. Wenn Deutschland gezwungen wird, europäische Politik zu machen, passiert genau das, was vor 1933 passiert ist: es geht kaputt, auch ganz ohne Krieg. Eigentlich war das genau ja der Plan – aber nun geht es anders und Europa stockt für einen Moment der Atem, was ist da passiert? Kann man das vielleicht noch irgendwie einbinden? Erst einmal sieht es so aus – Deutschland zeigt sich weltoffen, die Olympischen Spiele, noch in der Weimarer Zeit gewonnen, werden ausgerichtet und sind ein voller Erfolg. Anscheinend ist es mit dem deutschen Faschismus ähnlich wie mit dem italienischen – an die Macht gekommen verliert er seine Radikalität. Sie sollen sich alle irren... Hitler, der den Duce bewundert, weil der aus seinen Worten Taten macht, ist nicht dessen Zweitausgabe – ja, wer ist er denn überhaupt?

Er hat sich selbst einmal den besten Schauspieler Deutschlands genannt und ich denke, das trifft es. Der Mann aus kleinbürgerlichen Verhältnissen konnte nur eine Wahl haben: Versager oder der Platz ganz vorn in der Welt. Zunächst sah es nach dem Versager aus: als Künstler scheiterte er, als Schriftsteller hatte er nur sehr mäßigen Erfolg, als Politiker erlebt er erst einmal nur Pleiten, seine kleine Partei, in der er sich bald einrichtet, kommt irgendwie nicht vorwärts und dümpelt jahrelang nur vor sich hin. Versuche, in okkulten Kreisen sich zu etablieren, sind ebenfalls nicht von Erfolg gekrönt, zwar lernt er dort interessante Leute kennen und bekommt nette Anregungen, aber richtig hilfreich ist das alles nicht für ihn.

Und dann – lernt er einen Menschen kennen, der einen kennt, der wieder einen kennt – der Geld hat. Er wird ihm vorgestellt und – es funkt, der Geldmann sieht seine Chance, wenn er diese kleine Partei fördert, gibt es eine Möglichkeit, das verfluchte Versailles in den Orkus zu befördern und Deutschland Revanche zu verschaffen, denn eigentlich, so meint dieser Mann und meinen diejenigen, die ihm nahe stehen, hat Deutschland ja den Krieg gewonnen – nur diese verdammten Zivilisten haben die Reichswehr sozusagen von hinten abgestochen. Es sollte also ein Leichtes sein, sich das Vorenhaltene nun doch noch zu holen und entsprechende Gewinne zu machen, aber wer haben will, muss geben und das tun sie reichlich, Hitlers neue Freunde. Sie geben Geld, sie geben Öffentlichkeit, sie geben Logistik, alles, was man braucht, um in einer Gesellschaft in der es nur aufs Geld ankommt, aufzusteigen. Die okkulten Experimente sind erst einmal vergessen. Hitler ist übrigens lebenslang kein Okkultist gewesen noch geworden, das war ihm alles viel zu windig. Er war, als Privatmann, sehr bodenständig, liebte schnelle Autos und schöne Frauen und Vegetarier war er aus Überzeugung, denn er liebte Tiere. Dem Alkohol war er in den Maßen der Schicklichkeit zugetan, dem Rauchen gar nicht, aber er tolerierte es, wenn es andere taten, so wie er es auch tolerierte, wenn Göring lieber Schnitzel als Salat aß. Kaffee trank er gerne und einen guten Kuchen ließ er auch nicht stehen – Hitler war kein Asket, nicht in der Nahrung, nicht in der Kleidung und auch nicht in Sachen Sex. Er wusste mit Frauen umzugehen, war weder brutal noch unsicher oder gar linkisch – aber mit Männern konnte er sexuell gar nichts anfangen, die hoerotischen Konnotationen in den okkulten Kreisen stießen ihn ab.

Die Propaganda hat ihn zu einem brüllenden Nervenbündel gemacht – das war er vielleicht in seinen letzten Tagen, als Angst und Verzweiflung sich die Waage hielten und zudem eine unheilbare Krankheit sich ausbreitete, der er nun nichts mehr entgegen zu setzen hatte – aber eigentlich gehörte er zu den Menschen, von denen man sagt, dass sie „die Ruhe weg“ haben. Er hatte die seltene Gabe, Probleme auf den Punkt zu bringen und wie mit einem Zauberstab zu lösen – in seiner Gegenwart lösten sich Verwirrungen in Nichts auf. Er wird gezeigt als Marionette der Finanzwelt – nichts war er weniger und jede neue Erpressung rief Wutanfälle hervor – die er dann an seinen Freunden abreagierte, weil er sie an den Magnaten nicht abreagieren durfte. Und – Erpressungen seitens der deutschen Magnaten gab es reichlich. Sobald der Mann im Sattel saß, kamen sie mit ihren Rechnungen. Wenn er ein Ziel hatte und er hatte eines, dann gehörte zu diesem Ziel auch, sie eines Tages zu zählen. Aber noch brauchte er sie. Doch – Antisemit war er durch und durch, aber er war es nicht aus religiösen Erwägungen heraus, auch nicht aus kulturellen – sondern einzig und allein aus wirtschaftlichen. Die Rassenlehre, die in seinem Namen verkündet wurde, ging ihn persönlich nichts an und mit noch mehr Recht als Göring konnte er von sich selbst sagen: wer Jude ist, bestimme ich.

Keine religiösen Gründe waren für ihn bestimmend... denn er war nicht im Mindesten religiös. Aber er akzeptierte, dass sein Aufstieg nicht nur der Industrie zu danken war, sondern auch dem galt, was er eigentlich wollte: sein Volk auf Biegen und Brechen zu der Einheit der Gesinnung zu führen, die es nie zuvor gehabt hatte, ihm den ganzen Ballast aus Zwiespalt und Zweifel abzunehmen, den Zwist der Religionen zu beenden indem er sie alle insgemein aus dem Tempel schmiss, denn er glaubte, katholisch erzogen, doch keiner, auch der okkulten nicht. Das ganze parareligiöse Theater, das die SS trieb, war ihm herzlich fremd und manchmal lächerlich und er spottete über Himmlers religiöse Passionen. Aber er erkannte auch ihren Nutzen für ein in Religiosität erzogenes Volk und er war bereit, die Faszination des Numinosen in Dienst zu stellen und in Dienst zu halten. Wenn man es auf den Punkt bringen möchte, so kann man sagen: Hitler ist die Katastrophe der Intuition, denn er demonstriert, was aus einem Denken wird, das sich einzig und allein auf seinen „Bauch“ verlässt. Denn so war er nun einmal: ein Talent der Mittelmäßigkeit mit allen Ressentiments derselben, aber auch mit allen Sehnsüchten derselben nach einer besseren, gerechteren Welt

versehen – er war der deutsche Biertisch in monströsem Format, der an nichts glaubt, aber Ideale hat und zu allem und jedem die richtige Meinung – meint er jedenfalls. Bildungsfern war er doch ästhetisch ambitioniert, liebte „alles Schöne“ und schön war für ihn gleichbedeutend mit eindrucksvoll, wenn nicht gar überwältigend. Und er war, echt esoterisch, davon überzeugt, dass, wenn man ihn machen ließ, es damit schon seine Richtigkeit haben würde und er sich allem nur blind ergeben müsse. Wenn seine Armeen Europa niederrannten sollte er eben siegen und wenn er in Russland zum Halten gezwungen wurde... hatte er die Vorsehung etwa missverstanden? Gehörte die Zukunft den Anderen, denen, die er hasste? Das waren seine Zweifel, denen er zu widerstehen beschloss – aber er konnte es nicht, aus rein technischen Gründen. Amerika trat in den Krieg ein und schickte seine Soldaten über den großen Teich, Stalin folgte dem preußischen Reglement, nach dem der Soldat mehr Angst vor seinen Offizieren haben sollte als vor dem Feind und er hatte Erfolg, weil Hitler ihm den leicht machte indem er die russischen Kriegsgefangenen die erst in Scharen zu den Deutschen überliefen, bestialisch ermorden ließ, sie in offenem Feld verhungern ließ und erfrieren... der Russlandfeldzug wäre anders in zwei Monaten vorbei gewesen, denn die Russen sahen anfangs in Hitler eher den Befreier als den Aggressor. Erst die unsäglichen Gräueltaten, die da verübt wurden, machten es, dass auch in ihnen der Hass aufstieg und Stalins Appelle überflüssig wurden. Da gingen sie von alleine nach Berlin... nicht weil sie Angst vor ihren Kommissaren hatten. An solchen Fehlern zeigt sich, wie klein Hitler eigentlich war und zuletzt war ihm das auch bewusst – er gab sich die Kugel nicht aus Feigheit, sondern er bestrafte sich selbst für sein Versagen. Millionen Menschen waren gestorben für nichts und wieder nichts und er war verantwortlich, weil er sein Schicksal missverstanden hatte – und so richtete er sich selbst, nachdem er der Frau, die ihn bedingungslos liebte, erlaubt hatte ihn in den Tod zu begleiten. Übrigens war es ein Tod, von dem er kein Walhalla erwartete, sondern nur das pure Nichtsein.

Für nichts und wieder nichts... so ganz ist das aber nicht richtig. Denn zwar war der Schock riesig, die Opfer ungezählt, aber – die Kriegslust der Deutschen, selbst der Ultrakonservativen, war endlich gebrochen. Ein paar Unverbesserliche liefen noch umher, tun es bis heute, aber sie sterben aus und die Nazis von heute sehen denen von damals nicht mehr ähnlich. Sie sind primitiver, schrecken durch ihre Taten und Ressentiments eher ab, als dass sie Sympathien wecken – das ist die eine Seite. Auf der anderen legen sie aber wie ihre Vorgänger die Finger in die Wunden der derzeitigen desaströsen Sozialpolitik und schaffen sich damit eine breite Basis im Volk und werden zur Gefahr für die Regierenden. Aber damals war es, als wachten Konservative wie Progressive gleichermaßen aus einem Traum auf, der zum Albtraum wurde – dem Traum vom braven Bürger, der seiner Regierung vertraut. Sie begriffen, dass es eben auch an ihnen selber gelegen hatte wenn ihre Welt nun in Trümmern lag, denn sie waren der Obrigkeit gehorsam gewesen, weil ja jede Obrigkeit von Gott ist, sagt Paulus. Das hatten sie nun davon... und sie schämten sich so sehr, dass sie alles am liebsten gar nicht wahrhaben wollten. Die Meisten schämten sich still und heimlich und schwiegen, leckten ihre Wunden und machten in einer Mischung aus Verzweiflung und Lebenswillen weiter wie bisher, bauten das Land auf und schauten nicht nach links und nicht nach rechts, betäubten sich mit Konsum und mit Parolen, wenn's am Konsum fehlte. Wenn jemand laut von der ungeheuren Schuld Aller sprach, dann waren es die Politiker weil sie mussten und die Kirchen weil sie wollten.

Womit wir beim Thema wären: der oft besprochenen und mehr noch kritisierten Rolle der Kirchen im Dritten Reich. Hitler war kein Dummkopf – er legte sich mit den Kirchen nicht an, sondern ermöglichte es ihnen, in seinem Reich zu existieren, wenn sie sich wohlverhielten. Den protestantischen Kirchen eröffnete er sogar die Aussicht auf eine gewisse Staatlichkeit, die sie in der Weimarer Republik verloren hatten: die Formation der Deutschen Christen als eine von mehreren Zweigen des nationalsozialistischen Propagandaapparates.

Nun fielen die Deutschen Christen allerdings nicht vom Himmel und waren auch keine Gründung der Nationalsozialisten, sondern es gab sie schon in der Weimarer Zeit und bereits hier hatte sie ihre Theologen und Wortführer, die für die Loslösung des Christentums vom Judentum eintraten. Wir erinnern uns – solche Bestrebungen hatte es bereits in der alten Kirche gegeben, aber während es diesem um die ursprüngliche Lehre Jesu ging, von der er freilich nichts mehr wusste, ging es diesen Theologen darum, die christliche Religion mit einem – angenommenen – Germanentum zu verbinden. Auch dafür gibt es in der alten Kirche Beispiele, denken wir nur an den gotischen Heliand. Der aber spielte bei den Deutschen Christen seltsamerweise ebenso wenig eine Rolle, wie gewisse Äußerungen des Talmud, in denen Jesus als der Sohn eines römischen Legionärs denunziert wird, respektive man postulierte, dieser Römer sei germanischer Abstammung gewesen, was so abwegig denn gar nicht war, denn auch Arminius war ehe er die Schlacht von Kalkriese schlug, ein römischer Offizier gewesen, nur – Jesus war eben nicht dessen Sohn<sup>80</sup>. Kurzum, das ideologische Rüstzeug der Deutschen Christen war gelinde gesagt, mehr als bescheiden und so hatten sie bis 1933 auch kaum Widerhall mit ihren Thesen gefunden. Nun änderte sich dies abrupt und sie wurden mit ihren Thesen zum Fundament einer protestantischen Reichskirche, die selbstredend streng und straff auf Hitler als den „gottgesandten Führer“ ausgerichtet war, womit die Deutschen wenig Schwierigkeiten hatten, stak ihnen doch immer noch das Gottesgnadentum der Fürsten in den Knochen.

Die Rolle der DC in der christlichen Religionsgeschichte ist aufs Ganze gesehen eher erbärmlich zu nennen. Unsicher in den Quellen, spekulativ in den Aussagen, zweifelhaft im Ritus, den Kopf nicht im Himmel und die Füße nicht auf dem Boden spuken sie dahin und selbst in diesem erbärmlichen Zustand konnten sie sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner verständigen, sondern zankten weiter wie bisher. Einig waren sie sich nur in ihrem Streben, alles Jüdische, das doch konstitutiv für das Christentum ist, aus demselben zu entfernen, darin überboten sie sich gegenseitig und ihr Pathos, mit dem sie um Hitler schwänzelen, war nicht mehr zu überbieten. Der nahm daran persönlich keinen Anteil, aber er ließ es sich gefallen. Weniger gefiel ihm die Rolle der katholischen Kirche in seinem Herrschaftsgebiet, den Vatikan wagte er noch nicht zu behelligen, das war eine Angelegenheit des Duce, der es aber nicht tat. So beschränkte Hitler sich darauf, nachweislich kritische Geistliche als politische Straftäter zu verfolgen und die Konfession als solche nicht anzutasten. Die deutschen Katholiken vergalteten ihm diese Haltung mit Loyalität – sie schwiegen zu den Ungeheuerlichkeiten die auf die Juden heraufbeschworen wurden. Sie schwiegen nicht nur, weil der Papst schwieg, sondern sie schwiegen auch der zwiespältigen Haltung des Christentums zu den Juden wegen, den sie im Übrigen mit der evangelischen Kirche teilten. Die Rede geht, dass der Papst nicht hätte schweigen sollen – er musste schweigen, nicht der Weltkirche wegen, sondern der Katholiken in Deutschland wegen, die Hitler zweifelsohne sofort als Geiseln genommen hätte, wenn er sich rührte. Aber sein Schweigen und das haben die deutschen Katholiken nicht begriffen, stellte ihnen auch das Handeln und Denken frei. Pius schwieg – aber er verbot nicht, den Juden Hilfe zu leisten. Er stellte es jedem anheim, wie er zu verfahren gedachte. Er wiederum begriff nicht, dass die deutschen Katholiken dies nicht verstehen konnten, weil sie vom Wort der Obrigkeit abhängig waren und allein keinen Schritt zu gehen wagten. War es genehm – war es nicht genehm – sie wussten es nicht.

Nun gut – nicht alle wussten es nicht. Die katholische Kirche hat in dieser Zeit nicht weniger Märtyrer aufzuweisen als die evangelische, nur standen sie jeweils allein, während hinter den Evangelischen der Pfarrernotbund stand und die Bekennende Kirche. Das war nicht viel, aber es war doch weniger als nichts, und vor allem war es das Bewusstsein der Solidarität zwischen Amtsträgern und Laien in schwerer Zeit. Denn für einen Christen der

---

<sup>80</sup> der römische Legionär Panthera war in Wahrheit der Ägypter Pa neter Ra – der ägyptische Name Jesu.

am Vollsinn seines Glaubens festhielt waren es schwere Zeiten und als Nachfahrin eines Mitgliedes der Bekennenden Kirche habe ich die Erzählungen noch gut im Ohr von Gottesdiensten die von Spitzeln mitgeschrieben und von Pfarrern, die unversehens und von der Kanzel weg verhaftet wurden. Der Solidarität der Bekennenden Kirche ist es zu verdanken, dass nicht alle, die verhaftet wurden, auch in den Konzentrationslager oder im Zuchthaus landeten. Ihre ganze Beredsamkeit und Klugheit boten die Vorgesetzten der Pfarrer auf, ihre Brüder aus der Gefahr zu bringen – oft gelang es, manchmal auch gelang es nicht. Und dann waren da auch noch die Laien, die zu schützen waren und das nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch gegen die Argumente der DC. Aufklärung tat not und sie wurde gegeben – in Bibelstunden, auf Fahrten, in gemeinsamen Feiern und wo immer sich die Gemeinde zusammen fand. Aber offener Widerstand wurde auch hier nur selten und von wenigen geleistet. Man half wo man konnte, aber das geschah leise auch in der BK schrie niemand für die Juden, während man ihnen still wo man konnte zu überleben half. Bei der Breitenwirkung, welche die BK trotz mannigfacher Repressionen hatte, nimmt es wunder, dass die Zahl ihrer Märtyrer nicht größer ist – aber Hitler wollte vor der Welt nicht in den Ruf eines Christenschlächters kommen, wenigstens jetzt noch nicht. Da er vorhatte, die Religion insgesamt gegen eine neugermanische auszutauschen, der die SS den Klerus abgeben würde – Himmler war als Papst in seinem Element und Hitler beschäftigte seine Getreuen streng nach Neigung, nutzte ihr gegebenes Potenzial wie nur je ein moderner Manager – sollten sie bis dahin ruhig alle nach ihrer Façon beten, wenn sie sich ansonsten ruhig verhielten – und das taten sie, gestehen sie in ihrer Stuttgarter Erklärung nachmals auch ein.

Aber kehren wir zu dem Punkt zurück, dass das Ende des Krieges auch das Ende der selbstverständlichen Christlichkeit bedeutete. Zu viel hatte Gott da zugelassen als dass er nicht in die Kritik geraten wäre. Millionen Tote hatte er nicht nur nicht verhindert, sondern wie es schien geradezu begierig an sich genommen, was war mit ihm los, dass er es derart maßlos und über alle Grenzen hinweg trieb? Die moderne Zeit, die nun anbrach, stellte ihm aber diese Fragen nicht mehr, sie ging in vielfacher Weise über ihn und seine Pläne hinweg, sie wollte es gar nicht mehr wissen. Sie wollte weder wissen, was sich Gott dabei gedacht hatte, noch wollte sie wahrhaben, dass der Mensch in solcher Weise mit dem Menschen umgehen kann – nein, Hitler hieß das Scheusal und sie alle hatten brav mit den Zähnen geknirscht – Kershaw amüsiert sich weidlich über all diese Widerständler<sup>81</sup>. Man sprach sich gegenseitig von der Schuld frei und ließ sie, nach einem Alibi – Prozess in dem ein paar unbrauchbar gewordene Politiker und wirtschaftliche Konkurrenten gehenkt wurden, auf sich beruhen – man wollte jetzt nur noch Frieden und den gründlich. In diesem Bedürfnis waren sich die beiden Konfessionen einig – wenn sie sich auch sonst möglichst aus dem Wege gingen. Die Autorin erinnert sich noch lebhaft des Verdikts unter dem Katholiken in dieser Zeit ihrer Kindheit und bis in die sechziger Jahre hinein standen, wenn es nur das einzige Verdikt gewesen wäre, aber es gab noch viele andere. In meiner Sphäre kam hinzu, dass zur Schau getragenes Christentum als Affront gegen den herrschenden Kommunismus gewertet wurde, und da fast jeder „dagegen“ war, war es wichtig, zu zeigen, wie gut evangelisch oder eben katholisch man war und „gut“ hieß wertekonservativ bis auf die Knochen und demonstrativ ritualbewusst. Da wurde bei Tisch gebetet, da wurde der Sonntag geheiligt, da wurden die religiösen Feste mit üppigem Schmaus begangen, da war man im Gemeindegemeinderat oder sang wenigstens im Kirchenchor und wenn sonst nichts zu tun war, war man wenigstens in der Jungen Gemeinde aktiv, was nebenher auch manch weltliches Amusement brachte und trug deren Abzeichen, das umgekehrte Anch, mit Stolz. Von Muslimen hatte

---

<sup>81</sup> Dabei sollte gerade er nicht gut Lachen haben, denn Chamberlain, der Vater des modernen Antisemitismus, war (freilich germanisierter) Engländer und Lieblingsautor von Hitlers großem Gegner Churchill ...deshalb wollte ja Hitler auch England eigentlich nicht bekriegen, er gedachte, sich mit den Engländern anders zu verständigen – aber die waren nicht die Antisemiten als die sie ihm erschienen und hatten zudem Angst um ihrer eigenen Töpfe und solche Angst ist bekanntlich stärker als jede Verbundenheit.

man schlicht noch nichts gehört und von Juden sollte man nichts sprechen, was über die biblischen Zusammenhänge hinaus ging. Die Autorin richtete sich indes nicht danach, sondern ging auf eigene Faust auf Entdeckungsreisen. Vielen andern aber genügte, beiderseits des Eisernen Vorhangs, das, was sie vorfanden – die erste Nachkriegsgeneration zu der ich zähle, war nicht wild auf Experimente. Sie sah noch die Trümmer und sie wusste, dass der Frieden den wir hatten etwas Besonderes war und dazu zählte auch der Frieden im Geiste. Es wurde kreuzbrave Theologie betrieben und heute so harmlose Theologen wie Tillich und Barth galten damals schon als nur hinter der Hand zitierfähige Rebellen. Das zu Tode erschöpfte Europa vertrug keine Neuerungen mehr.

Aber als die erste nach dem großen Schlachten geborene Generation erwachsen wurde, änderte sich das. Sicher war das Gären der Jugend auch ein Grund, warum es sich änderte, warum eine andere Politik, eine andere Gesellschaft und auch ein anderer Glaube, ein anderes Christentum sein sollten. Aber es war vielleicht nicht der einzige Grund. Nun wie auch immer, nach den Achtundsechzigern, die politisch sicher nicht ernst zu nehmen waren, war dennoch nichts mehr, wie es gewesen. Ein frischer Wind zog in die Parlamente ein und wehte auf den Kirchentagen, die Frauen machten ihre Rechte und ihre Wünsche geltend und zeigten, dass sie nicht schlechter mit Gewehren und Sprengstoff umgehen konnten als ihre Kollegen – trauriger Beweis der Emanzipation, aber immerhin ein Beweis. Das Bewusstsein für die Unausgewogenheit einer Gesellschaft war geboren, in der wenige alles, und alle wenig hatten, in der Gewinne privatisiert und Verluste sozialisiert wurden, in der das Nationalbewusstsein schwand und das Weltbewusstsein zunahm. Das Aggiornamento blies den Monolithen Katholizismus durcheinander, das Zweite Vatikanum holte den Klerus von seinem hohen Ross endlich herunter und stellte ihn nicht nur symbolisch mitten in die Gemeinde hinein. Frauen stürmten die theologischen Fakultäten und wurden manchmal sogar die besseren Pastoren, weil sie es ernster meinten. Die katholische Kirche empfand es bitter, dass sie darauf beharrte und beharrt, die Frau vom Altar fernzuhalten, die Berufungen von Priestern wurden weniger und weniger und sie sind immer noch am Schwinden. Nun gut, die Herrschaften müssen's wissen. Und anscheinend wissen sie es wirklich, denn in den letzten Jahrzehnten hat sich die katholische Kirche elegant nach rückwärts gewendet und nennt jetzt groß, was sie vordem noch rückschrittlich genannt hätte. Es ist verständlich – denn mit dem Fall des Eisernen Vorhangs sind neue Feinde aufgetaucht, sie heißen Laizismus, Atheismus, aber sie heißen auch Inkulturation und Befreiungstheologie, sie heißen Ökumenismus und Globalisierung und wenn die katholische Kirche nicht zwischen all diesen Mahlsteinen zu Staub werden will, muss sie sich auf ihr Eigentliches besinnen – ja, was ist denn das? Das sind jene Bräuche, die mit dem zweiten Vatikanum aus der Kirche hatten ausgegliedert werden sollen... nun werden die konservativen Überbleibsel, beinahe schon zum Sterben verurteilt, wieder umworben. Alles ist besser, als in einer protestantischen Verweltlichung zu versinken, in der es keine Heiligkeit mehr gibt, sondern nur noch, wenn überhaupt, Innerlichkeit.

Dabei geht es der Theologie schlecht, denn sie kann sich nur immer wiederholen – die Messen sind und das wortwörtlich, gesungen, der Gottesbegriff von einer Vielzahl von Unglaubwürdigkeiten zerlöchert und von einer langen Geschichte verratener Ideale zerfranst, wenn die denn jemals wirklich bestanden haben. Man kann nur fragen: was bleibt von dem allen, auf allen Seiten der Konfessionen, was könnte es sein und wie könnte ein – überkonfessionelles – Christentum der Zukunft aussehen, das weltweite Anziehung besitzt? Wir werden darüber sprechen, aber erst einmal wollen wir uns einen anscheinend ganz unverbrauchten Christentum zuwenden: dem Christentum in der Neuen Welt.

---

## DAS CHRISTENTUM IN DER NEUEN WELT

---

Dabei werden wir uns weniger dem Süden des Kontinents zuwenden, denn dort regiert immer noch die katholische Kirche und wie die aussieht, wissen wir nun sattsam. Sicher sind dort auch protestantische Kirchen auf dem Vormarsch, aber sie generieren kein neues Christentum, sondern tragen nur die Vorstellungen eben der Kultur in diese Länder, von der ich jetzt sprechen will: die Kultur eines Staates, der sich „Gottes eigenes Land“ nennt. Die genuinen Sprossen, die aus der Theologie der Befreiung aufstiegen, hat der Vatikan gründlich zertreten. Es besteht zwar die Hoffnung, dass er sie, wie alles was er bisher „ausgerottet“ hat, nicht gänzlich beseitigt hat, aber im Moment ist von hier mit Impulsen für das christliche Leben Amerikas nicht zu rechnen.

Wenden wir uns also dem christlichen Leben in den Vereinigten Staaten zu und zwar dem Anteil an christlichem Leben, der nicht den bisher besprochenen traditionellen Wegen entspricht, die nur die alte auf die neue Welt übertragen. Wenden wir uns vielmehr dem zu, was genuin amerikanisch ist. Dazu gehören Bewegungen wie die Mormonen, die Zeugen Jehovas, beide mit weltweiter Ausstrahlung, aber typisch nordamerikanischer Mentalität, desgleichen die Adventisten, auch sie in den Staaten entstanden und inzwischen weltweit verbreitet, den Quäkern, die zwar in England entstanden, aber in den Staaten ihre Form fanden, den Baptisten, denen es ebenso erging, und den unzähligen presbyterianischen Denominationen die Grundlage dessen sind, was man heute den Bible Belt nennt. Wie wir sehen, ist das ideelle Spektrum breit und umfasst ebenso liberale wie fundamentalistische Kirchen - wobei der Begriff des Fundamentalismus selbst auf die Entwicklung des Christentums in den Staaten zurückgeht.

Obgleich die Kirchen in den USA konsequent vom Staat getrennt sind, gibt es doch kein zweites christlich geprägtes Land auf der Welt, in dem sie größeren Einfluss auf die Tagespolitik, aber auch auf die Richtlinien derselben haben. Jeder, der sechs Personen findet, die seine Überzeugungen teilen, kann in den Staaten eine Kirche gründen und hat damit das Recht auf Steuerfreiheit in deren Angelegenheiten - natürlich nicht als Privatmann - das Recht, als juristische Person aufzutreten, also Grund und Boden zu besitzen und Gesellschaften zu gründen, Produktionsbetriebe zu erbauen und zu betreiben und niemand fragt ihn, wie er das alles finanziert, aber ein kircheneigener Betrieb versteuert nichts, weder seine Grundflächen, noch seine Gebäude und Gewerbe und schon gar nicht seine Erzeugnisse und Umsätze. Im Gegenteil - für Wohlfahrt und Education kann eine solche Kirche noch Zuschüsse vom Staat verlangen, der zwar für den Unterhalt von Kirchengebäuden und Geistlichen nicht aufkommt, der auch das Gehalt der Lehrer und Ärzte nicht bezahlt, aber zum Beispiel die Beschaffung von medizinischen Artikeln und von Lehrbüchern und sonstigen Lernmaterialien bezuschussen kann - nicht muss. Selbstverständlich muss der Angestellte einer Kirche aber sein Gehalt versteuern und seine Krankenkassenbeiträge sowie seinen Mietzins oder die Raten für das Haus in dem er lebt selbst bezahlen... also Kirchenangestellter in den USA zu sein ist kein Eldorado in dem alles gratis ist. Aber - eine Kirchensteuer, die vom Staat eingetrieben wird - das ist in den Staaten undenkbar. Keine Kirche wird als normativ angesehen, keine bevorzugt, keine benachteiligt. Wenn Religionsgemeinschaften „beobachtet“ werden, dann geschieht dies aus politischen, nicht aus ideologischen Gründen. Denn - zwar stehen die Kirchen und der Staat nicht in einem rechtlichen Zuordnungsverhältnis, aber ebenso wie der Staat den Kirchen Geschenke machen kann, so die Kirchen auch dem Staat und ebenso wie er sie beobachten kann, so sie auch ihn. Der amerikanische Christ sieht im Allgemeinen keinen Widerspruch zwischen seinem Christsein und seinem Bürgersein, was sich unter anderem auch darin ausdrückt, dass sein Gesangbuch stets auch die amerikanischen Nationalgesänge enthält, denn: dies Land ist „Gottes Land“ und dass der Amerikaner vor allem Gott vertraut, steht auf jedem Geldschein und Geldstück, das er in die



Hand nimmt. Dabei geht er selbstverständlich davon aus, dass seine Art und Weise der Gottergebenheit die richtige für ihn ist und eine andere Art und Weise eben die richtige für diejenigen, welche sie haben. Grenzenlose Toleranz also – mitnichten, immer wieder kommt es zu Reibereien und in keinem anderen Staat der Welt ist die Fluktuation zwischen den Religionsgemeinschaften größer – aber auch das Beharrungsvermögen und es gibt ja immer noch die Möglichkeit, wenn alle Kirchen nicht gefallen, sich selbst eine zurecht zu gründen.

Nirgendwo auf der Welt ist „Christlichkeit“ so selbstverständlich und wird so offen gelebt wie in den Staaten. Obgleich es keine Staatskirche gibt, ist es für jeden Amerikaner selbstverständlich, dass das Christentum ein Element seines Staatsverständnisses ist und je christlicher der Präsident sich gibt, umso beliebter ist er beim Volk, er mag ansonsten eine totale Pfeife und ein katastrophaler Fehlzünder und obendrein eine Marionette von Lobbys aller Art sein, danach schaut niemand, denn der „Durchschnittsamerikaner“ ist nicht intellektuell, er ist sentimental, pathetisch, liebt den Kitsch und den warmen Mief einer gutbesuchten Party – je mehr Menschen mit ihm zusammen im Raum sind, umso besser das gilt für Städte, das gilt für Veranstaltungen und das gilt natürlich auch für Kirchen. Gerade wenn er durch seine Umstände zur Einsamkeit gezwungen wird, stürzt er sich umso mehr in Events, in denen er seine Gemeinschaftlichkeit demonstrieren kann und wenn es irgendein Provinzrodeo wäre. Das steht in scharfem Gegensatz zu der Unerbittlichkeit, mit der er seine Interessen gegen die Interessen Anderer auch mit Waffengewalt wahrt und mit der er seine Meinung über das was richtig ist, auch gewaltsam gegen andere Meinungen durchzusetzen bereit ist – aber der Glaube gehört nicht dazu, er gehört vielmehr allen gemeinsam. Und weil er allen gehört, wirbt jeder für sein Tortenstück, aber keiner tut es fanatisch. Die andern Stücke sind halt auch schmackhaft. Misstrauisch beäugt wird nur der, der überhaupt kein Tortenstück sein eigen nennt – also vor allem der atheistische Intellektuelle, dem er jeden nur möglichen Verrat zutraut. Die amerikanische ist eine in erster Linie korporative Gesellschaft in der der Einzelne so viel zählt, wie er sich in diese Gesellschaft konkret einbringt – wer keine Möglichkeit dazu hat, gehört zu den Verworfenen um die man sich zwar kümmert, aber die man nicht zur eigentlichen Gesellschaft zählt und auf die man bedenkenlos einschlägt, wenn sie sich gegen den Dünkel der Gesellschaft zur Wehr setzen. Wer arm ist, gehört nicht dazu und muss sich damit zufrieden geben, geduldet zu sein und wenn er zehnmal den amerikanischen Pass hat. Das führte und führt dazu, dass Gegengesellschaften entstanden sind und weiter entstehen, die ihre eigenen Verhaltensweisen und Strukturen entwickeln. So begründeten die Schwarzen, da sie keiner wollte, ihre eigenen Kirchen und formten sie nach ihrer Mentalität, die grundlegend anders als die europäische war. So formten auch die nativen Völker ihre eigenen Kirchen und beides sah das „Establishment“ nicht gerne, denn es befürchtete eine Solidarisierung, die nur nachteilig für dieses sein konnte. Was die „schwarzen“ Kirchen angeht, so sind diese inzwischen integriert ohne dass sie ihre – Eigenart aufgegeben haben, die Kirchen der Native werden inzwischen wenigstens geduldet, denn der Amerikaner führt nun einmal keine Religionskriege. Er hat andere Anlässe genug, seine zweifellos vorhandene, aus seinem sentimentalischen Pathos wie aus seinem unbedingten Streben nach Besitzstandswahrung resultierende Aggressivität auszuleben. Damit dies nicht uferlos geschieht, sind in Amerika die Psychotherapeuten – nicht etwa die Pfarrer – ein geradezu staatstragender Berufszweig, denn sie verhindern das innergesellschaftliche Chaos während die Polizei seine Gefährdung durch außergesellschaftliche Kräfte abzuwehren suchen und zudem tätig wird, wo es trotz Psychotherapie zu Kurzschluss- und Fehlhandlungen gekommen ist. Diese Fehlhandlungen werden dann allerdings hart bestraft und hier macht der Staat keinen Unterschied ob jemand der Gesellschaft angehört oder nicht. Allerdings kann nicht abgestritten werden, dass er bei Fehlhandlungen von Individuen, die nicht zum Establishment gehören, damit weitaus rascher bei der Hand ist.

Wer gehört denn nun aber zum Establishment? Es sind, entgegen mancher Meinung, nicht nur die „Reichen“. Es sind alle amerikanischen Bürger und geduldeten Einwanderer, die ihren Unterhalt mit ihrer Hände und ihrer Köpfe Arbeit verdienen – ob sie dies „ehrlich“ tun oder nicht, ist dabei erst einmal unerheblich, solange sie sich den Regeln anpassen. Den Regeln nicht anpassen müssen sich nur ausgewiesene und erfolgreiche Künstler, die als ein gesondertes Völkchen betrachtet werden. Hingegen müssen Politiker, die in Europa manche gestalterische Freiheit besitzen, in den Staaten ein geradezu mustergültiges Leben führen – nun, jeder weiß, dem ist nicht so, aber darüber wird hinweg gesehen solange die Form gewahrt wird. Wenn in Europa ein betrunkenen Politiker hingenommen wird und man achselzuckend über seine Trunkenheit hinweg sieht, ist ein in der Öffentlichkeit betrunkenen Senator in den Staaten ein Skandal – einer, der durch die Waffenlobby in die Politik gekommen ist, wäre, kommt es heraus, in Europa ein Skandal, in den USA rührt das niemanden, weil jeder damit rechnet und es auch billigt, solange derjenige damit Erfolg hat. Die Kirchen in den Staaten sind sämtlich aus der Saat des Calvinismus erwachsen, in dem wirtschaftliche Prosperität ihren Widerhall in der Religion dergestalt findet, dass, ich sagte es schon und betone es an dieser Stelle wieder, Gottes Segen sich eben durch sie ausdrückt. Daher kann auch ein Bankrotteur, wiewohl er abgestraft wird, in den Staaten jederzeit wieder anfangen, denn hatte er erst Erfolg, ist er immerhin erwählt und wurde nur geprüft. Die Gottgefälligen aber haben, gleichgültig womit sie zu ihrem Reichtum kamen, demnach auch ein verbrieftes Recht darauf, die Geschicke des Landes und Volkes zu lenken, das durch sie auf Gott vertraut. In der Tat – durch mehr als dreihundert Jahre hat sie ihr Gott Jahwe niemals wirklich im Stich gelassen, wenn er auch Prüfungen ohne Zahl auf sie herab gesandt hat: Unabhängigkeitskrieg, Sezessionskrieg, der Krieg mit Spanien und Mexiko um Texas und Florida, die große Influenza – Epidemie von 1918 und viele kleinere, mächtige Stürme und Fluten, Erdbeben und last but not least der eiserne Griff des Verbrechens, das in diesem Land wie in keinem anderen zivilisierten Territorium florierte und floriert. Dabei lässt es dieses Land an Anbetung nicht nur nicht fehlen, es übt dieselbe auch in überreichem Maße und mit einer Konsequenz, dass es den frömmsten Europäer neidisch macht und den Rationalisten schauern lässt. Sicher ist nicht alle Frömmigkeit so militant wie die Jesus – Camps der wiedergeborenen Christen, aber sie ist in einer Weise überall präsent dass man sich fragt, wie denn das alles zusammenpasst, verzwickteste Intrigenarbeit auf der einen und großherzigste Wohlfahrt und ehrlich begeisterte Kundgebung des Glaubens auf der andern Seite. Sind sie alle Heuchler? Nein, sind sie nicht. Sondern sie gehen davon aus, dass da sie Erfolg haben und insoweit sie Erfolg haben bei allen Manövern auch Gott an ihrer Seite steht. Dem Vorwurf, ein Heuchler zu sein, stehen sie verständnislos gegenüber; Gott hätte ihren cleveren Plan ja zum Scheitern bringen können, aber das hat er nicht getan und also billigt er diesen. Sind diese Leute bigott – nein, denn sie rechnen jederzeit mit dem Eingreifen Gottes und sie sind bei aller Selbstüberzeugtheit den Menschen gegenüber doch demütige Sklaven vor Gott, dessen Ratschluss sie sich jederzeit beugen würden, würde er nur über sie verhängt, aber das wird er eben nicht. Halten wir es also fest – der „normale“ Amerikaner steckt vielleicht voller Vorurteile und Halbwahrheiten, aber er ist nicht bigott, er meint es wie er es fühlt und so wie er es fühlt, denkt er auch. Etwas Anderes zu denken als er fühlt indes ist ihm nicht gegeben und so fruchtete auch die Religion der Innerlichkeit, die moderne Esoterik, in diesem Land ausgesprochen stark, wo Bildungsferne, Sentimentalität und naive Neugierde aufeinander und auf eine simple Volksreligion trafen, in der konfessionsunabhängig Engel, Teufel und Gespenster nach Belieben tobten und aller Aberglaube dessen das Christentum fähig ist, Wirklichkeit wurde.

Der durchschnittliche Amerikaner beruft sich demgegenüber gern auf den Rationalismus der Pilgerväter – aber den hat es niemals gegeben und in den Jahrhunderten seither sind die gespenstischen Vorstellungen aller möglichen Kulturen in das amerikanische Christentum eingesickert, so dass dort Vorstellungen salonfähig sind, die in Europa längst der

allgemeinen Ächtung anheimgefallen sind – man glaubt an Hexen, an Wundertäter, an Exorzismus und Parapsychologie in einer Weise, die in Europa unvorstellbar ist. Daher haben alle Sekten dort Konjunktur, wenn sie nur abenteuerlich und geheimniskrämerisch genug sind. Besonders beliebt sind apokalyptische Sekten, die den stets ausbleibenden Urteilspruch Gottes zu den vielen ethisch nicht ganz astreinen Unternehmungen in einer gewaltigen Katharsis zusammenfassen. Vor dieser Apokalypse zittern sie zwar, unsere kreativen Unternehmer, aber sie abzuwenden indem sie ihr Ethos der Erwählung ändern, kommt nicht in Frage, steht außerhalb ihres Denkens. Sie haben Angst vor Kometen, vor Megavulkanen unter den Yellowstone – Park und Erdbeben im Andreasgraben, sie fürchten den Besuch menschenfressender Außerirdischer und manche sind überzeugt, dass sie schon unter uns weilen und die Regierung beeinflussen, aber sie tun sich an ihrer Angst geradezu gütlich und ziehen keine Konsequenzen für sich daraus, wollen sie anscheinend auch gar nicht überwinden. Daher wohl die „nach uns die Sintflut“ – Mentalität, über die sich die Europäer so wundern. Es passiert sowieso, denn Gott hat es so beschlossen und bis dahin wolle man ihnen verstaten, dass sie leben wie sie es für richtig halten, nämlich bunt, pathetisch und oberflächlich und dass sie so auch ihr Christentum gestalten – mit viel Tamtam und Seele und wenig Kopf. Da sie allesamt sowieso in der Hölle landen werden macht es doch nicht mehr viel aus, wie sie ihre Gebetsversammlungen begehen. Der Herr hört sowieso nicht mehr zu.

Ich sagte vorhin, die Vereinigten Staaten hätten religiöse Verfolgung nie gekannt. Das scheint so nicht richtig, wird man mir entgegen halten, was ist denn mit den Mormonen geschehen? Hat man sie, die im „zivilisierten“ Osten entstanden, nicht gejagt, geteert und gefedert, ihre Siedlungen verwüstet, bis sie endlich das Territorium der Staaten verließen und sich in einer Gegend ansiedelten, die zwar offiziell zu Mexiko gehörte, in der sich aber niemand außer den Natives aufhalten wollte? Die Ursachen hierfür waren sicher vielfältig, eines aber dürfte die andern am meisten aufgebracht haben: der Konkurrenzfaktor, den keine andere amerikanische Kirche in diesem Umfang besaß. Der Mormonismus wollte DIE amerikanische Nationalreligion sein und entsprechend aggressiv gebärdeten sich seine Bekenner. Auf dem Boden eines volkstümlichen Christentums wurzelnd nahm er Spekulationen auf, die das amerikanische Christentum mit der jüdischen Herkunft des Christentums generell ebenso wie mit der Geschichte des nativen Amerika zu einer Einheit verbanden und zudem die Mentalität der Amerikaner weißer Hautfarbe und den kalvinistischen Erwählungsglauben, dass Gott mit dem sei, der Erfolg habe, berücksichtigten. Selbst die Tatsache fand Berücksichtigung, dass die Gründer der Vereinigten Staaten zum größeren Teil Freimaurer gewesen waren. Ihr Ritus fand Eingang in das neue Tempelzeremoniell, das besonders würdigen Mormonen vorbehalten sein und gewissermaßen eine Kirche in der Kirche bilden sollte, weshalb es auch geheim gehalten wurde. Der offizielle Ritus der mormonischen Kirche hingegen orientierte sich am allgemeinen Ritus der protestantisch – puritanischen Kirchen, in denen Wort und Sakrament das Zentrum bildeten. Allerdings dominierte nicht das Wort an sich also die Heilige Schrift den Gottesdienst, sondern die Predigt, deren mehrere wie im presbyterianischen Ritus, den Smith gewohnt war, einander ablösten. Das Abendmahl wurde, anders als in den sonstigen protestantischen Denominationen, an jedem Sonntag gefeiert, erst mit Brot und Wein, als das Verbot von Alkohol verkündet wurde, mit Brot (einfachem Weizenbrot, keine Hostien) und Wasser. Das alles konnte und kann ein Bürger der Staaten ohne weiteres tolerieren, es greift nicht in seinen Lebenskreislauf ein. Was er nicht tolerieren konnte, war die aggressive Art und Weise in der die neue Religion ihre Mission trieb und sich dabei bei den anderen Denominationen unbeliebt machte und zudem: sie hatte Erfolg, weil sie einfach, dem Volksglauben entsprechend und zudem eine Religion der Sühne war und die hatten viele Einwohner eines Staates in dem oft noch das Faustrecht regierte, bitter nötig. Allerdings bedeutete diese Sühne auch, dass sie die Vergeltung einschloss und so wurden die mormonischen Gemeinden zu einem Stein des Anstoßes und zu einer Gefahr für

den bürgerlichen Frieden, der sich gerade auch im ländlichen Osten auszubreiten begann. So legte man ihnen denn nahe, wenn sie schon so leben wollten wie sie lebten, es doch wenigstens nicht bei ihnen zu tun und man legte es ihnen nachdrücklich nahe. Erst drängte man sie an den Rand der besiedelten Territorien und als diese sich mit Siedlern zu füllen begannen, drängte man sie weiter über die Grenzlinie Mississippi – Missouri hinaus, gen Westen<sup>82</sup>. Eine religiöse Verfolgung – ja, in gewisser Weise war sie das schon und sie besagte, was ich bereits am Beginn des Kapitels ansprach: die Bürger der Vereinigten Staaten, damals weiß und europäisch geprägt, wenn auch zum Teil etwas verwildert<sup>83</sup>, wollten keine National- oder gar Staatsreligion, sie wollten als Individuen ihr Christentum auch individuell leben können. Der Mormonismus aber war durch und durch hierarchisch gegliedert in ihm gab es keine Freiheiten außer für die Leitung, vielmehr gab es eine Art allwissenden und unfehlbaren Papst, der die Glaubensnormen und auch die Lebensnormen alle Tage neu festlegte. Die Kampagnenkultur, die die Mormonen da entwickelten war zwar im Grund typisch amerikanisch, aber das wussten die Amerikaner selbst noch nicht, sie hielten sich für Individualisten. Sie halten sich nach wie vor dafür, gerade wenn und indem sie ausgedehnten Kampagnen folgen, denn, wie gesagt, der Amerikaner ist mehr noch als andere Ethnien, ein Gemeinschaftswesen, das dem fatalen Selbstirrtum unterliegt, alles individuell zu betrachten.

---

## POTENZIALE

---

Das Christentum unserer Tage steht an einem Scheideweg mit den folgenden Optionen: wenn es sich für die Bewahrung seines geistigen Besitzstandes entscheidet, wird es zweifellos noch eine Weile bestehen, aber es muss die Hoffnung aufgeben, zu den Kräften zu gehören, welche die Entwicklung der Menschheit vorantreiben. Elemente wie der christliche Fundamentalismus lassen heute schon erahnen, wohin das Christentum, und zwar aller Konfessionen, auf diesem Wege gelangen wird. Wenn es sich indes für Offenheit und bewusste Verflechtung mit den säkularen Kräften der Menschheit entscheidet, wird es institutionell mit Sicherheit untergehen und zwar ebenfalls in allen Konfessionen gleichermaßen. Für die Wahl dieser Optionen ist aber nicht entscheidend, ob und inwiefern das Christentum die Lehre Jesu widerspiegelt, denn das hat es von allem Anfang an nicht getan. Dennoch hat es gut zweitausend Jahre lang Bestand gehabt und wenn es sich so entscheidet wie es den Anschein hat, wird es ohne allen Zweifel auch noch einmal tausend Jahre Bestand haben können, ehe es an seinem eigenen Formalismus zugrunde geht.

Dabei erhebt sich die Frage, ob das Christentum überhaupt reformfähig ist. Sie lässt sich so beantworten: grundsätzlich ist es das nicht, jede ernst gemeinte Reform tastet, gründlich betrieben, die Glaubensgrundlagen des Christentums an, denn Jesus war nicht der Messias, hat sich selbst auch nie so genannt, war nicht der fleischgewordene Jahwe, lehrte nicht die Evangelien, gründete keine Gemeinschaft, starb nicht am Kreuz, erstand nicht von den Toten und fuhr auch nicht gen Himmel. Er war ein Weisheitslehrer, darin allenfalls dem Buddha vergleichbar, dessen Ruhm in seiner Gedankenwelt besteht, die fortlebt, weil sie richtig ist – aber christlich ist sie eben nicht. Im Detail ist sie das wohl. Man kann darüber diskutieren, ob die allen Konfessionen gemeinsamen Sakramente nicht auch gegenseitig anerkannt werden sollten, man kann darüber diskutieren, ob die Christenheit es überlebt,

---

<sup>82</sup> Man vergebe es mir, dass ich mich hier nicht weiter mit Einzelheiten aufhalte, denn das hieße, dieser Religion zu viel Ehre anzutun, die sie im Großen und Ganzen nicht verdient, denn sie ist zumeist ultrakonservativ in ihren Ansichten und reaktionär in ihrer hierarchischen Konzeption.

<sup>83</sup> Allerdings waren die Vereinigten Staaten auch als Kolonie Englands niemals das, was später Australien werden sollte – eine genuin aus Menschen mit krimineller Vergangenheit entstandene Gesellschaft. Die meisten kriminellen Elemente entstanden vielmehr erst aus der Masse der Kolonisten selbst heraus.

wenn Frauen in den Klerus Einzug halten (ich sage, sie überlebt das ohne Probleme) man kann darüber diskutieren, ob Homosexuelle in der Christenheit willkommen sind – sie sind es seit den Tagen des Apostels Paulus und es wird Zeit, dass die Christen in dieser Beziehung mal aufwachen. Man kann darüber diskutieren, ob man Geschiedene zum Abendmahl zulässt wobei diese Diskussion rein akademisch und eigentlich überflüssig ist, denn in den Anfängen der Christenheit war das kein Thema. Man kann und man muss unbedingt darüber diskutieren, ob der Pflichtzölibat konstitutiv für den Bestand der katholischen Christenheit ist, denn er trägt nicht wenig zum Pfarrermangel in den Gemeinden bei. Man kann darüber diskutieren, ob das Abendmahl mit Wein oder Wasser oder Traubensaft gefeiert werden soll, das ist völlig unwichtig, man kann darüber diskutieren, ob ein Geistlicher eine besondere Tracht tragen sollte oder nicht, auch das ist eigentlich zu vernachlässigen, streng genommen muss ein solcher auch weder ein Studium absolviert noch eine Weihe erhalten haben, wie das Beispiel ungezählter vitaler Denominationen zeigt. Man kann darüber reden, ob man die Kinder oder nur die Erwachsenen tauft, wenn man unbedingt etwas zu tun haben will, die Vorgabe des Neuen Testaments ist hingegen eindeutig: wer da glaubt und getauft wird, steht da also erst kommt der Glaube, dann die Taufe. Man kann über die „Geisttaufe“ rasonieren, da sie ohnehin nichts mit dem zu tun hat, was damit gemeint ist. Man kann über die Neubelebung des charismatischen Elements reden, da die Christenheit damit eh nichts Rechtes anfangen kann und also nur damit herum spielt, geistige Heilungen und Erweckungen inklusive. Über die Heiligkeit kann man reden, da sie ohnehin nicht existiert außer in dem Köpfen der Frommen. Also stehen, da man fast über alles, was Christentum ausmacht reden kann, die Chancen für eine Weltkirche gar nicht schlecht, es bedarf meist nur des guten Willens. Allerdings ist eine solche Weltkirche dann wohl nicht gleichzusetzen mit einer Weltmacht, von der so scheint es zumindest, die römische Kirche noch immer träumt, obgleich sie längst Weltkirche und nicht Weltmacht ist, denn ihre Klientel besteht zu achtzig Prozent aus den Armen dieser Erde und es wäre schön, wenn sie dem endlich auch einmal anders Rechnung tragen würde als nur indem sie ihren Papst rund um den Globus reisen lässt. Es täte not, dass im nächsten Konklave, das vielleicht schon nahe bevorsteht, ein Papst aus der Dritten Welt gewählt würde. Kandidaten sind genug vorhanden. Auf der anderen Seite täte es not, dass das „evangelische“ Element im Konzert der reformatorischen Kirchen wieder die Oberhand über das kalvinistische erlangt, denn dieses Element fragt nach der Wohlfahrt des Menschen an sich und nicht nach seinen geschäftlichen Erfolgen, es kennt keine Prädestination, dafür aber die Gnade, die dem Unwürdigen stets zuteilwird, falls er denn erkennt, dass er unwürdig ist, was im Calvinismus eben nur sehr begrenzt<sup>84</sup> sein kann. Es täte not, dass auch die orthodoxen Kirchen erkennen, dass sie theologisches Potenzial haben und dass sie nicht untergehen, wenn sie ihre Verbindung mit der jeweils herrschenden Klasse lösen, falls sie sich denn dazu entschließen könnten innovativ statt nur konservativ zu sein.

Nur eines ist klar und muss klar bleiben: zu tief darf die Quellenforschung im Christentum nicht gehen, sonst endet sie in dessen Selbstaflösung. Die diversen Spekulationen darf das Christentum beruhigt beiseite tun, sie treffen nicht den Kern, meist nicht einmal den Rand. Solche „Verbesserungen“ hat es gegeben, seit Simon seine Glaubensgemeinschaft gründete und es wird sie weiterhin überall geben, sie ist Ausdruck dessen, dass kein individuelles Konzept gut genug ist, allen Wechselfällen der Entwicklung des Menschengeschlechts zu entsprechen und nur wenige Grundsätze ihre Gültigkeit behalten können, wovon das Christentum, ich sage es redlich, sich derzeit einen großen Anteil erarbeitet hat und den sollte es behalten dürfen. Das Christentum ist im tiefsten Sinne menschlich, es stellt nicht die Leistung in den Vordergrund, sondern die Absicht, nicht die gute Tat, sondern den guten Willen und empfiehlt alles übrige der Gnade seines Gottes. Es beharrt nicht auf der Forde-

---

<sup>84</sup> und zwar begrenzt auf die Erfolglosen..

rung nach Vollkommenheit, sondern nimmt den Menschen wie er ist, hält sich auch nicht an Äußerlichkeiten auf, sondern „sieht das Herz an“ und so sollte es eigentlich überall sein. Damit hat es ein sehr brauchbares Potenzial, das freilich auch stets von allerhand Unfug und geistigem Unkraut frei gehalten werden muss, da es schnell, wie wir sehen es an der amerikanischen Version des Christentums, verwildert und das kräftig innovativ begossen werden muss, denn es vertrocknet ebenso rasch, wie der Weg der orthodoxen Kirchen zeigt. Aber es verweht auch rasch, es muss immer wieder mit Besinnung auf den Kern des Glaubens, den Katholiken und Orthodoxe hüten, wie ein Damm befestigt werden.

Freilich wird eine solche Kirche nicht mehr diskret oder offen in Firmen investieren können, die ihr nicht gehören, sie wird keine Wirtschaftsmacht mehr sein – aber sie wird sich erhalten, weil sie ja, von ihren kalvinistischen Wurzeln auf, niemandem den Erfolg missgönnt, also auch dem christlichen Nächsten nicht. Ihre Geistlichen, die Verwalter der Sakramente, werden nicht mehr Beamte sein, aber das sind sie ja schon weithin nicht mehr und es geht auch. Und wenn es nicht mehr geht, wenn die Kirche oder die Gemeinde sie nicht mehr bezahlen kann, gibt es noch einen Arbeitsmarkt auf dem sie sich umtun können. Auch das machen diverse Freikirchen der neuen Weltkirche bereits vor. Vielleicht wird die Leitung einer solchen Weltkirche – und die braucht sie wenigstens verwaltungstechnisch, wenn auch nur bedingt der Lehre wegen – sogar der gute, alte Vatikan sein, wer weiß. Da wir ihn schon haben, warum sollten wir etwas noch einmal erfinden<sup>85</sup>? Freilich – bittere Pille für unsern Benedikt, der sich das schon ungefähr so ausrechnet – ein Papst wird in dieser Kirche entbehrlich sein und die Nachfolge Petri wird ihr Ende finden – aber sind nicht alle Christen, gleich in welcher Kirche sie leben, solche Nachfolger eines Mannes, der Simon hieß und in den Tagen des Kaisers Augustus lebte und Schüler war eines Mannes, der Jesus hieß und zum Christus wurde?

---

## ISCHMAEL

---

### ARABIEN

---

Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zieht mitten in der arabischen Halbinsel, einem weiten Wüstengebiet, das von einigen eher lokalen Handelsstraßen durchzogen wird, ein Mann von einer Stadt in eine andere. Genau geschieht das im Jahre 622 unserer Zeitrechnung. Zehn Jahre später stirbt der Mann an einer nicht genau definierten Krankheit und hinterlässt einmal riesige Reichtümer, zum zweiten einen arabischen Staat, zum dritten aber als sein wichtigstes Vermächtnis, eine Weltreligion.

Als dieser Mann geboren wurde, sah es aber ganz und gar nicht danach aus, als sollte so etwas jemals geschehen. Arabien war, nach wechselvollen Schicksalen, dem neupersischen Reich anheimgefallen und während es um den Besitz seiner Stammgebiete stets in Zwistigkeiten mit der anderen Weltmacht, den Römern, verstrickt war, dümpelte das Leben in Arabien und seinen Wüsten ruhig vor sich hin. Sandstürme und Sturzbachregen waren das Schlimmste, worauf sich ein Araber in dieser Zeit gefasst machen musste. Beides wurde nämlich seinen Herden und Dattelpflanzungen gefährlich und nicht alle Regionen Arabiens waren wüst, es gab auch ausgedehnte Oasengebiete in denen Gerste und Gemüse gediehen.

---

<sup>85</sup> So reich wie zu den Zeiten als der Petersdom erbaut wurde, wird die Kirche nie mehr werden, also lassen wir doch den Dom in der Vatikanstadt. Es werden überhaupt viele Kirchen und vor allem die großen, sonst dem Staat zwecks Denkmalpflege zu übergeben sein oder möchte jemand, dass Spielcasinos in den Kölner Dom und Hotels ins Straßburger Münster eingebaut werden? Dass der Veitsdom in Prag ein Einkaufszentrum und der Wiener Stefansdom ein Vergnügungspark anstelle des Praters wird? Für andere, künstlerisch weniger wertvolle Kirchen wie die neugotischen Serienfabrikationen kann ich mir das aber im Gegenzug sehr gut vorstellen.

Es war eine Katastrophe, wenn Wind und Regen die Ackerbauflächen zerstörten und die Ernte unter Schlamm begruben. Zum Glück aber kam das nur selten vor.

Da das Gebiet an Persien gefallen war, befassten die Perser sich kurzzeitig auch mit ihm, legten, wo es sich lohnte, ihre Bewässerungssysteme an und versahen das größte der Oasennester mit einem kleinen Feuertempel – dann zogen sie sich wieder zurück und überließen das unwirtliche Gebiet sich selber und den wenigen Beduinenstämmen, die gelernt hatten, in und mit der Wüste zu leben. Vielleicht gab es im fernen Persepolis einen Gouverneur dieses Gebietes, aber die Araber bekamen ihn nie zu Gesicht. Herren des Landes und seiner Menschen blieben die Scheichs und Emire, die Sippenhäupter, die in der Leitung der Stämme sich abwechselten – übrigens geschah das meist, wenn auch nicht immer, friedlich.

Die religiösen Vorstellungen in Arabien entsprachen seiner Bevölkerungsstruktur. Es waren Stammesreligionen, um einen Fetisch gruppiert, der alles sein konnte: ein rostiges Schwert, das irgendwo liegengeblieben war, ein seltsam geformter Stein, aber auch das Bruchstück einer Skulptur oder schlicht ein Klumpen Meteoreisen. Das war dann der Hauptgott, der vom Himmel oder aus der Erde gestiegen war, gleichviel, und er herrschte über eine Vielzahl von Sippen- und Familiengötzen, die von gleicher Beschaffenheit waren und sich ihm – meist widerwillig – unterwarfen, weil er die Mehrheit der Clans seines Stammes hinter sich versammelt hatte. Untereinander trieben sie Handel und Wandel, waren, wo es anging, auch Hirten von Kamel- und Ziegenherden, waren, wo es genug Wasser gab, auch mal Bauern. Wo Bauern lebten wie im klimatisch begünstigteren Jemen, entstanden auch stabile Reiche, die weitere Landstriche okkupierten. So okkupierte das Reich der Himjaren im jemenitischen Bergland weitere Wüstengebiete nördlich und nordwestlich seines Kernterritoriums. Das Himjarenreich brach im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung allerdings wieder zusammen<sup>86</sup> und wurde durch das äthiopische Reich von Aksum abgelöst, das nun den Süden der arabischen Halbinsel beherrschte und damit die älteste Handelsroute der Welt, die Weihrauchstraße, kontrollierte, auf der Waren an der Küste entlang von der Golfregion unter Umgehung des Perserreiches bis nach den Häfen des Mittelmeeres transportiert wurden. Während eine Reihe von Handelsstationen an der Weihrauchstraße blühten und, abhängig von den Wechselfällen der Politik, auch wieder verkamen, hielten sich Orte wie Yahtrib, das nachmalige Medinat – an – Nabi durch ihre parallele Oasenwirtschaft auch durch schwierige Zeiten.

Man sagt, dass durch die äthiopischen Eroberungen im Süden christliche Elemente nach Arabien eingesickert wären. Das ist sicher nicht falsch, aber das dürfte nicht das einzige Einfallstor für diese Religion gewesen sein. Das Gleiche gilt für die Streuung des Judentums in der Region. Mit Gewissheit nahmen die Himjaren das – halachische – Judentum an, das ihnen durch Juden aus Persien vermittelt wurde, aber der Zustrom von Juden auf die arabische Halbinsel ist weitaus älter und begann bereits mit der Eroberung Jerusalems durch die Babylonier. Von Babylon aus, wie wir sahen es schon bei Nabonid, sickerten auch ehemals der Priesteraristokratie angehörige Juden von Osten her nach Arabien ein, sodass keine größere arabische Oasensiedlung ganz ohne Juden existierte – freilich gelangten sie nicht überall im gleichen Maße auch zu politischem Einfluss wie nachmals in den Oasenstädten Yahtrib und Taif. Dominant aber blieben die Stammeskulte – schon deshalb weil jede Sippe und jeder Stamm auf seiner politischen Eigenständigkeit beharrte. Vor allem trifft dies für die Nomaden zu, die den Hauptteil der arabischen Bevölkerung ausmachten. In den Städten war die Situation differenzierter, weil dort oft Clans und Sippen verschiedener Stämme auf engem Raum miteinander auskommen mussten. Dass das mehr oder weniger gut ging, zeigt das

---

<sup>86</sup> Dies geschah nicht nur durch die Einfälle der Äthiopier, die über den Golf von Aden kamen, sondern auch durch innere Ereignisse, wie den Bruch des Staudamms von Marib, der das Bewässerungssystem vernichtete.



Beispiel Yathrib, in dem zwei Stämme, die Chazradsch und die Aus sich beinahe gegenseitig aufgerieben hatten, hier ging es also weniger gut, während es in Mekka ebenfalls nicht weit von der Küste des Roten Meeres gelegen, wo nur ein Stamm ansässig war, nämlich die Koraisch, zwar zwischen den zugehörigen Clans auch einmal zu Spannungen, aber zu keinen offenen Fehden kam.

Die moderne Wissenschaft ist unter sich uneins, woher Mekka seinen Reichtum und seine Beständigkeit vor allem in vorislamischer Zeit hatte. Einige meinen, weil es an der Weihrauchstraße lag und außerdem über eine eigene Wasserquelle, den Zamzam<sup>87</sup> verfügte um den herum die Stadt erbaut worden war. Wirtschaftlich war die Stadt, in deren Weichbild nichts gedieh, von der Oasenstadt Taif abhängig, die aber ihrerseits nicht politisch von Mekka abhängig war. Die Leute von Taif konnten also den Mekkanern jederzeit den Hahn abdrehen – aber sie taten es nicht. Irgendeinen triftigen Grund mussten sie gehabt haben, es nicht zu tun. Dieser kann sehr einfach gewesen sein: gegen regelmäßige Lieferungen alles Lebensnotwendigen lieferten die Bürger von Mekka diesen alles, was sie von den Handelsmessen, die in jedem Jahr in Mekka stattfanden, begehrten umsonst, sozusagen im Tausch. Aber wie kam Mekka, das doch vielleicht nicht an einer Kreuzung von Handelsrouten lag, zu jährlichen Messen also großen überregionalen Märkten?

Die Kaaba war daran schuld. Die Perser hatten sie zwar einst als Feuertempel errichtet, aber sobald sie abgezogen waren, hatten die Mekkaner überlegt, was sie mit diesem Trumm mitten in der Stadt anfangen sollten und sie waren auf eine sehr gute Idee gekommen: sie beherbergten in ihr die Stammes- und Sippenheiligtümer ganz Arabiens, natürlich gegen entsprechendes Entgelt, sozusagen in Pension. Sie sorgten dafür dass sie in der Kaaba würdig aufgestellt und sauber gehalten wurden, die Mekkaner sorgten auch für die priesterliche Betreuung indem sie Priester der entsprechenden Götter in der Stadt duldeten – natürlich auch gegen Aufwandsentschädigung – und ein – bis zweimal im Jahr durften alle ihre Götter besuchen und dabei wie nebenher und in Arabien gang und gäbe, Markt halten. Die Entgelte steckte sich aber nicht einfach der Stamm der Koraisch ein, sondern sie gehörten dem Gemeinwesen und der Häuptling der Koraisch verwaltete sie nur. Dasselbe geschah mit den Einnahmen während der Messen, denn auf Stände, Verträge, Schiedsgerichte und dergleichen erhob die Stadt im Einvernehmen mit den Händlern Gebühren, von denen nur ein Teil in die Instandhaltung der Kaaba floss. So gab es in der Stadt einen „öffentlichen Haushalt“ über dessen Verwendung nicht das Stammesoberhaupt, sondern ein aus allen Clans besetzter Rat beschloss. Ein – bis zweimal im Jahr also hatten die Mekkaner Gelegenheit, mit ganz Arabien in Kontakt zu treten und dazwischen beschickten sie die Siedlungen der Umgebung mit dem, was sie bei den großen Messen erhandelt hatten und beteiligten sich finanziell an deren Festivitäten, in der Hoffnung, dort den einen oder anderen Kontakt zu erhaschen. Da Mekka nicht an großen Handelsrouten lag, orientierte sie diese also auf sich hin und wurde so aus einer theologischen Fehlplanung (der Feuertempel sollte ein überregionales Zentrum werden) zu einem in ganz Arabien bekannten Wirtschaftsplatz mit entsprechender Potenz, denn was die Pilger in Mekka umsetzten, blieb natürlich in den Taschen der Mekkaner. Wenn also ein Pilger aus dem Hadramaut, der zur Messe und zu seinen Göttern nach Mekka kam, dort für seine Kamele Futter und für sich selbst Lebensmittel brauchte, gesetzt, er führte ein eigenes Zelt mit, benötigte also kein Quartier, auch noch die eine oder andere Kostbarkeit für seine Frauen erstand, oder einen neuen Mantel für sich selbst, dann blieb die Differenz zwischen dem, was die Herbeischaffung dieser Waren den Mekkaner gekostet hatte und dem, was der Pilger bezahlte, in seiner Hand. Für die Beschaffung der Waren waren die Mekkaner Handelsbetriebe selbst verantwortlich – und dass sie möglichst ungefährdet geschah, dafür sorgten eigens bestellte Logistikunternehmen, die für eine Betei-

---

<sup>87</sup> Der reichte aber gerade für die Versorgung der Stadt selbst aus.

ligung am Ertrag der Reisen die Karawanen ausrüsteten und auch Bewachungen stellten. So musste nicht jeder Kaufmann selbst Tiere unterhalten, was in der konkreten Situation einer Wüstenstadt ein teures Unterfangen geworden wäre – zu teuer, um ein Geschäft noch gewinnbringend betreiben zu können. Aber für drei oder vier Kamelherden ließ sich noch Weidegrund abzwacken.

Kulturell profitierten die Wüstenstädte davon, dass viele Völker ihre Gewohnheiten dort hinterließen und so kann man nicht davon sprechen, Arabien vor dem Islam sei ein kulturloses Gebiet gewesen. Dazu kam die Erfahrung der Wüstenbewohner mit ihrer Umgebung, die sich besonders im Bau der Städte niederschlug, die auf möglichst gute Zirkulation der Luft und auf möglichst wenig Angriffsfläche für die Sonne hin recht bewusst entwickelt wurden. Man baute eng und in die Höhe, was bedeutete, dass die Gassen finster aber auch kühl waren und man baute die Häuser nach aerodynamischen Prinzipien indem man einen möglichst nie abreißenden Luftzug erzeugte. Hinzu kam, dass die Häuser aus Lehm errichtet wurden, der bekanntermaßen hervorragende Eigenschaften als Wärmetauscher besitzt und als ausgleichendes Medium für die Luftfeuchtigkeit. Die Kaufleute in Mekka wussten also einen komfortablen Lebensstil sehr wohl zu schätzen, sie kleideten sich zweckmäßig und hielten auf Sauberkeit in der Stadt wie auch in den Häusern und am eigenen Leibe. Eigentlich überflüssig zu sagen, dass sie innerhalb ihrer Häuser keinen übertriebenen Wert auf Kleiderluxus legten – wohl aber dann, wenn sie sich auf die immer etwas stickigen Plätze der Stadt wagten, dann trugen sie möglichst weite Gewänder, nicht um ihre Körperformen zu verbergen, sie waren nicht prüde, sondern um die in ihren Gewändern sich fangende Luft als Isolator zu verwenden. Eng anliegendes Gewebe schwitzt schnell durch und ist nicht angenehm zu tragen, weil es am Körper scheuert und die Kühlung, die durch die Nässe entstehen kann, schnell zunichtemacht. Kühlung entfaltet, wie man weiß, schwitzende Haut nur dann, wenn sie unbedeckt bleibt. Eine Frage aber erhebt sich noch: wie wird eine Stadt ihren Unrat los, die ihn nicht in einen nahen Fluss spülen kann? Teilweise geht das nur mit menschlicher Kraft und so zogen die Unratbeseitiger durch die Straßen und sammelten alles ein um es vor den Toren auf großen Haufen zu kompostieren. Die anfallenden menschliche Exkremete aber wurden in gedeckten Gruben, die ebenfalls regelmäßig geleert wurden, aufgefangen – die Unratbeseitiger wurden für ihre nicht sehr attraktive, aber nützliche Arbeit selbstredend von der Stadt entlohnt. Die kompostierte Erde wurde dann wieder als Mutterboden für die wenigen privaten Gärten in der Stadt verwendet, wofür selbstverständlich zu zahlen war, weshalb sich nicht viele einen solchen leisteten. Aber viele leisteten sich Blumentöpfe und Pflanzkübel in den Häusern, besonders stark duftende Blumen und Pflanzen waren beliebt und an entsprechenden Samen war der Wüstensand stets reich. Nein, Mekka stank nicht und auch keine andere Wüstenstand stank. In die Ecken zu pissen war übrigens streng verboten, dies den zivilisierten männlichen Bewohnern unserer modernen Städte ins Stammbuch, die an nahezu keiner Laterne vorbei kommen, ohne sich zu erleichtern.

Etwas anders lebten die Beduinen – zwar nicht beengt, aber dafür dem ständig wehenden Sand lebenslang sehr viel mehr ausgesetzt, da ihre Zelte und Windschutzverhaue ihm kaum Widerstand boten. Da Wasser bei ihnen stets noch knapper war als in den Städten, wuschen sie sich mit Kamelurin oder schrubbten sich mit Sand und trugen Stoffmasken, wenn sie sich im Freien aufhielten ähnlich wie es heute noch die Tuareg in der Sahara tun. Da es auch den Frauen, die sich weitaus weniger im Freien aufhielten, angezeigt schien, den Kopf vor der Hitze zu schützen, legten sie Tücher lose über ihren Scheitel und zogen sie bei Bedarf auch über dem Gesicht zusammen. Ihre Zelte waren schwarz – nicht ohne Überlegung. Denn die schwarze Farbe sammelte zwar die Hitze, aber tagsüber fiel das in einem offenen Zelt kaum ins Gewicht – nachts indes, wenn die Wüste eiskalt wurde, funktionierten die schwarzen Zelte ähnlich wie die städtischen Lehmbauten: sie gaben die Wärme ab. Die Kamele, von denen sie zumeist lebten, weideten weit verstreut um die Zelte, aber sie liefen

nicht fort, weil sie bei den Zelten etwas fanden, was es sonst nirgendwo gab: Salz und Wasser. Einige Nomaden besaßen eigene Kamele, die sie bei Bedarf ausliehen oder auch hier und da verkauften, aber die meisten hüteten das Vieh der Scheichs – und der Fuhrunternehmer. Das Kamel war Reit- und Lasttier, aber es war auch immer Statussymbol und es war Lebensmittel – seine Milch wurde getrunken, sein Urin zum Waschen verwendet, aus seinen Haaren wirkte man Stoff für warme Decken und auch feine Tuche, sein Fleisch wurde gegessen und einiges mehr noch wurde verarbeitet, denn Beduinen gingen mit ihrem Eigentum nicht verschwenderisch um. Dafür taten sie es mit fremdem Eigentum umso lieber – ein Grund, eine fremde Karawane zu überfallen, fand sich immer und hatten die Reisenden nichts Verwertbares dabei, fand sich eine andere Gelegenheit, mit Anstand an fremder Leute Geld und Gut zu kommen – man verlangte Lösegeld. Wenn es dabei allerdings zu Tumulten kam, und bei diesen Tumulten kam jemand zu Schaden, wurde aus dem Lösegeld schnell ein Wergeld, eine Entschädigungszahlung, die gegeneinander aufgerechnet werden konnten, also war es ratsam, sich auch bei einer Razzia gesittet zu benehmen. Aus Ungeschicklichkeiten bei Razzien, also geplanten Raubzügen, entstanden andererseits die meisten Fälle von Blutrache, denn ein Leben war nur durch das Leben eines Anderen zu sühnen und die Pflicht hierzu fiel den männlichen Mitglieder der Familie des Opfers zu, wenn es deren keine mehr gab, denen des Clans, wenn es deren keine mehr gab, denen des Stammes und so rotten die Stämme Arabiens einander schleichend aus indem sie in fortlaufender Reihe Leben für Leben nahmen.

Ein anderes, wenig rühmliches Kapitel war der Umgang der Männer mit dem anderen Geschlecht. Sie wussten nicht, was sie damit hätten anfangen sollen, außer dass sie auf wundersame Weise Kinder gebären – nun, die wundersame Weise klärte sich bald, aber mit den Frauen als Menschen wussten die Herren immer noch nichts Rechtes zu beginnen. Also behandelten sie diese ähnlich wie ihr Vieh – sorgsam zwar, denn sie verloren es nicht gern, aber nicht besser. Konnten sie viel Kamele kaufen, so also auch viele Frauen und ebenso wie die Kamele zusehen mussten, wie sie dann weiter kamen, so auch die Frauen. Das ist der Grund ihrer viel gerühmten Eigeninitiative, meine lieben Feministinnen, sie mussten das tun, da ihre Männer sie nicht versorgten, sondern nur kauften und kauften und bei Misslieblichkeit verstießen und verstießen und je reicher sie waren, umso toller trieben sie es – es sei denn, eine Frau hatte ihnen einen Sohn geboren oder gar deren mehrere – dann konnte sie ihres Lebens und Respekts einigermaßen sicher sein, denn Söhne galten in dieser Gesellschaft alles, kamen noch vor Geld und Gut. Dass wo die Frau so wenig galt, die weibliche Beschneidung allgemeine Sitte war, versteht sich von selbst, aber Beschneiderinnen waren deshalb nicht etwa angesehen – meist betrieben sie dies Geschäft auch nur unter anderem und waren, wie die Hebamme Umm Amar, auch noch Heiratvermittlerinnen, weil sie ja die gesamte weibliche Bürgerschaft Mekkas kannten. Umm Amar – damit sind wir aber bereits mitten in der Geschichte Mohammeds, mit dem der Islam seinen Ausgang nahm – bleiben wir doch gleich bei ihm.

---

## MOHAMMED

Am Anfang war Ibrahim. Er war der Ahnherr einer Gruppe von Arabern, die wenig vom traditionellen Götzenkult hielten, aber auch wenig von Juden- und Christentum, obgleich sie beides kannten. Es widerstrebte ihnen, irgendein bekanntes Gottesbild zu über-

nehmen, sie hatten ihr eigenes, das freilich so allgemein war, dass sie ebenso als gottlos gelten konnten. Woher ihre Lehre kam, wussten sie wohl selbst nicht mehr, sie schrieben sie Ibrahim zu, dem Abraham der Bibel, der, wie sie meinten, ein reineres Gottesbild gehabt haben sollte, als alle seine Nachfahren. Er sollte, sagten sie, die Kaaba errichtet haben, um sie diesem Gott zu weihen, allerdings sei das später in Vergessenheit geraten und die Söhne Ismaëls, des Sohnes Ibrahims von der Hagar wären später ins Hintertreffen geraten als die Sara dem Ibrahim den Isaak gebar. Die Araber nannten sie Hanifen und hatten eine abergläubische Scheu vor ihnen, die nie in die Kaaba gingen, aber ausgezeichnete Ärzte waren und denen man auch allerhand Magie zutraute. Jedenfalls wagte niemand, sie scheel anzusehen, sie aber sahen jedermann freundlich an.

Abdallah war einer von ihnen und auch Amina, seine (einzige) Frau, stammte aus einer hanifitischen Familie. Ihr beider Sohne war Mohammed ibn Abdallah. Mohammeds Geburtsdatum ist unbekannt, die traditionelle Datierung wahrscheinlich falsch, da sie mit seinem überlieferten Todesalter nicht übereinstimmt. Der Vater erlebte die Geburt des Sohnes nicht mehr, die Mutter starb als der Knabe sechs Jahre alt war. Sein Vormund wurde der als Hanife bekannte Großvater Abd al Muttalib, nach dessen Tod sein Onkel väterlicherseits Abu Talib. Sie alle gehörten zum Clan der Banu Haschim, der wiederum zu den oben erwähnten Koraisch, den Herren von Mekka gehörte. Kurz bevor Mohammed geboren wurde, hatte der Clan der Banu Haschim kurzzeitig die Herrschaft über Mekka gewonnen und an die Banu Schams, einen anderen Zweig des Stammes der Koraisch, verloren, der nicht so zahlreich, dafür aber begüterer war. Die Familie, die den Knaben irgendwie versorgen und seine Zukunft sicherstellen musste, ließ ihn die Schafe der Familie hüten. Schaffhirte zu sein war zwar kein Beruf, in dem man es zu großem Wohlstand bringen konnte, aber doch einer, in dem der Knabe später ein sicheres Auskommen finden würde, denn Schafe stellten neben Ziegen und Kamelen das dritte Standbein der Viehwirtschaft dar. Um seine geistige Erziehung kümmerte sich niemand, und also folgte der Sohn aus hanifitischem Hause den Bräuchen aller andere Mekkaner – bis Zaid ibn Amr kam und sich seiner annahm, ihn in die Grundlagen der hanifitischen Lehre einführte, die nur einen Gott anerkannte. Seiner pädagogischen Geschicklichkeit ist es zu verdanken, dass Mohammed nach und nach in die Lebensweise seiner Vorfahren hinein wuchs und auch beruflich bahnte sich ein Aufstieg an. Zaid lenkte die Aufmerksamkeit der Transportunternehmerin Chadidscha bint Chuwailid von den Banu Uzza auf den intelligenten Jungen und sie nahm ihn in die Schar ihrer Karawanenbegleiter auf, wo er den Beruf eines Karawanenführers von der Pike auf erlernen sollte. Chadidscha führte ihren Betrieb selbst, nachdem ihre beiden Männer gestorben waren und sie vom Letzten den Betrieb geerbt hatte, was höchst ungewöhnlich war, denn gemeinhin erbten Frauen nicht, sondern wurden vererbt. Diese Abweichung von der Sitte hingegen würde sich erklären, wenn auch Chadidscha im Dunstkreis der Hanifen gelebt hätte, die wie in vielen anderen auch in dieser Beziehung anders dachten. Nach ihrer Lebensweise nämlich waren Frauen ihren Männern prinzipiell gleichgestellt und da in der Welt der Mekkaner der männliche Wille galt, so auch der, dass eine Frau den Betrieb des Mannes weiterführte. Ob den Mekkanern das gefiel, wissen wir nicht, sie schluckten es jedenfalls, mussten es schlucken denn Chadidscha hatte, wie sich zeigte, eine glückliche Hand mit ihren Geschäften, ihre Karawanen kamen an, ihre Beteiligungen gingen pünktlich ein und wurden klug wieder investiert, sodass sie sich vermehrten. Aber es war nicht leicht für Chadidscha, sich in dieser Männerwelt zu behaupten und wenn man schon nicht offen opponierte, so reichte es doch aus, dass man sich – und nicht immer nur in Mekka – mokierte.

Währenddessen stellte sich heraus, dass Mohammeds neue Berufsorientierung voll und ganz seinen Fähigkeiten entsprach. Er stieg rasch auf, wurde in Verhandlungen einbezogen, erst hilfsweise, dann immer intensiver, bis er diese selbständig führte und Chadidscha nur noch ihre Einwilligung geben musste, er verhandelte auch in Krisenfällen erfolg-

reich und ersparte dem Unternehmen Verluste an Menschen, Geld und Material, denn er besaß eine auf das Wesentliche orientierte Intelligenz und einen guten Sinn für pragmatische Problemlösungen, der sich umso mehr schärfte, je tiefer er in die Bedingheiten der arabischen Gesellschaft insgesamt eindrang. Und so kam es, wie es kommen musste: Chadidscha stellte den erfolgreichen jungen Mann als Geschäftsführer an und als es darüber zu Spöttereien der Mekkaner kam, trug sie ihm als die wirtschaftlich Stärkere die Ehe an. Mohammed sagte nicht nein, obgleich Chadidscha fünfzehn Jahre älter als er gewesen sein soll – was mit Verlaub nicht bewiesen ist, aber doch wahrscheinlich. Nun – immerhin war auch sie nach heutigen Maßstäben noch eine junge Frau und hatte keine Ähnlichkeit mit den in ihrem Alter sonst oft schon vergreisten Hausfrauen, denn erstens hält geistige Bewegung jung, und zweitens gab ihr Reichtum ihr alle Mittel an die Hand, ihren Körper gesund und kräftig zu erhalten. Das zeigte sich schon bald nach ihrer Eheschließung, bei der sie Mohammed als Erben ihres Geschäfts einsetzte, aber nicht als Inhaber zu Lebzeiten, er blieb Geschäftsführer. Sie aber wurde schwanger und wurde wieder schwanger und schenkte Mohammed vier Töchter. Rukaija, Umm Kulthum, Zainab und Fatima, wobei der Name der zweiten Tochter als ein Kunya – Name (Mutter von...) nicht unbedingt eine eigenständige Person bezeichnen muss, er kann sich auch auf eine der anderen Töchter beziehen – nur nicht auf Fatima, denn deren Nachkommen sind bekannt. Auch Söhne gebar Chadidscha – aber sie überlebten nicht.

Hätten die Söhne Mohammeds aber überlebt, er wäre nicht der Mann geworden, als den ihn die Weltgeschichte kennt. Denn so tüchtig er auch war – dass er nur Töchter hatte, rief dennoch den Spott seiner Kollegen hervor und Mohammed, ganz in den Vorstellungen seiner Zeit befangen, litt. Er litt unter der Vorstellung, dass die Götter, denen er nicht mehr opferte, ihn strafte, noch weit mehr als unter dem Spott der Kollegen. Und dann war das Maß voll und er wollte nur noch sterben. Aber ehe er starb, wollte er noch den Ratschluss der Götter wissen und so zog er sich in eine Höhle nahe Mekka zurück um ihn im Traum zu erfahren, nachdem ihm wieder ein Sohn gestorben war. In dieser Nacht im Monat Ramadan aber geschah es, dass eine Stimme an ihn erging und ihm ein Gesicht ward eines Wesens, das den ganzen Raum erfüllte wohin er auch sah und von dem Gesicht ging eine Stimme aus und was sie ihm sagte, ist überliefert. Sie rief ihn an: du, der du da liegst... steh auf und warne und deinen Herrn verherrliche ihn... die Worte stehen im Koran und sie sind der eigentliche Anfang der neuen Weltreligion, der dritten aus dem Stamm Abrahams, der vielleicht niemals existierte und in dem anderen Gestalten und Geschichten aufgehoben sind. Und dann dies zweite, gleich danach: Lies – im Namen deines Herrn der erschuf... und so weiter. Man verwarf ihn nicht etwa, sondern man wies ihm eine ganz neue Aufgabe zu. Es war nicht wichtig, dass er keine Söhne hatte.. denn die Zahl seiner geistigen Söhne würde unermesslich sein. Mit dieser Gewissheit schied er von der Höhle, aufgewühlt bis in die letzten Tiefen nahm er vor der ungeheuren Aufgabe die ihn zugleich erbaute und erschreckte, Zuflucht in Chadidschas Schoß. Die beruhigte ihn und beriet sich mit Waraka, ihrem Cousin und von ihm erhielt sie die Bestätigung dessen, was sie vermutete: ihr Mann war zu mehr ausersehen, als nur dazu ein guter Geschäftsmann und Vater zu sein. So gab sie allen Zweifel auf und wurde die erste Gläubige der neuen Religion. Nun ergingen die Offenbarungen in schneller Folge und machten ihn von Mal zu Mal sicherer in seiner Mission – aber wie sollte er sie erfüllen, er den man verspottet hatte und als Geschäftsmann wohl, aber nicht als Menschen recht ernst nahm?

Die Jahre, die folgten, waren angefüllt mit Arbeit, aber auch mit Gefahren, vor denen auch ein Mohammed floh – nach Yathrib, dessen Vertreter ihn darum baten, Frieden unter ihnen zu stiften und er stiftete Frieden unter ihnen indem sie alle gleichermaßen Umma – Gemeinde – in der die Blutrache nicht mehr galt, denn ein Gläubiger geht nicht auf einen anderen Gläubigen los, sondern findet Mittel und Wege, sich anders mit ihm zu versöhnen.

Wer den Islam annimmt, tritt ein ins Haus des Gottesfriedens... dies unseren militanten Muslimen ins Stammbuch, die im Irak, in Afghanistan, aber auch in Indien, in Pakistan, in Ghana, und an vielen anderen Orten einander im Namen Allahs hinmetzeln. Wer den Islam annimmt, verspricht Frieden mit allen Menschen guten Willens zu halten und nur dann, wenn er angegriffen wird, darf er sich zur Wehr setzen, aber auch nur dann und nur so lange. Er muss seine Frauen achten, denn sie sind Gläubige wie er und es ziemt sich für ihn nicht, mit ihnen wie mit Vieh zu handeln. Er darf ihrer vier heiraten, aber nur wenn er sie versorgen kann, wenn nicht, bleibe es bei einer und wehe ihm, wenn er die schlecht behandelt aber auch wehe ihr, wenn sie ihn nicht achtet und natürlich muss sie ihr Einverständnis geben auch in einer arrangierten Ehe. Sie ist erbberechtigt, kann über eigenen Besitz verfügen und eine Scheidung muss diverse Formalitäten erfüllen, ehe sie rechtskräftig wird, der Satz; ich verstoße dich - allein genügt nicht. Die Frau ist geschäftsfähig, sie kann Verträge schließen und auf ihrer Einhaltung bestehen... und sie steht im Glauben dem Manne gleich - all das erreicht die christliche Frau erst im neunzehnten, vieles gar erst im zwanzigsten Jahrhundert, einiges ist noch unerreicht, das der Islam bereits im siebenten realisierte. Eine Frau kann wie ein Mann durchs Gebet führen und predigen - nur nicht vor Männern, weil das in Mohammeds Gesellschaft nicht denkbar gewesen ist. Aber Mohammeds Frauen, allen voran Aïscha bint Abu Bakr, die er nach Chadidschas Tod heiratete, haben das getan, sie haben auch Männer gelehrt, denn als Mütter der Gläubigen hatten sie ihnen gegenüber einen Rang, der sie weit über dieselben stellte. Aïscha nun, die den Propheten stets begleitete und deren phänomenales Gedächtnis alle Offenbarungen bewahrte, ist die eigentliche Herausgeberin des Koran - nicht seine Urheberin, denn das ist für den Muslim Gott allein. Dennoch geht der Koran nicht auf sie zurück, sondern auf die Aufzeichnungen der Hafsa, der Tochter von Mohammeds General Omar, der dem Propheten dann als zweiter Kalif nachfolgte. Denn Aïscha fiel in Ungnade, weil sie sich gegen Ali, den Schwiegersohn des Propheten und Vater seiner Enkel wandte und auch mit den Nachkommen Abu Sofjans, den Omaiaden, nicht übereinkam. So hatte sie sich aus allen Parteien des Islam hinaus katapultiert und saß wie einst ihr Ehemann nun auch zwischen allen Stühlen, was selten gut bekommt. Sie ist im Hausarrest gestorben, den Muawiya ibn Abu Sofjan über sie verhängt hatte.

Als Mohammed im Jahr 632 starb, war die arabische Halbinsel dem Islam gewonnen, Stämme die meinten, sich wieder von Mohammeds Staat der Araber lösen zu können nun, da ihr Emir tot war, wurden von Abu Bakr, dem ersten Kalifen<sup>88</sup>, rasch wieder in die Botmäßigkeit gezwungen. Aber die Muslime waren untereinander uneins und nun, da die überragenden Führungsqualitäten Mohammeds sie nicht mehr zusammen hielten, der zwar äußerst verständnisvoll, aber auch äußerst hart sein konnte, je nachdem, ob es um tagespolitische Entscheidungen oder um den Islam ging, gewesen war, standen sich vor allem sein Schwiegersohn Ali und die Gefährten aus Mohammeds Führungsstab gegenüber und Aïschas Sympathien gehörten den Freunden des Propheten und nicht Ali, dem Gatten der Fatima: die Frauen hassten einander bis aufs Blut. Aus dem Zwist zwischen Ali und Aïscha entstand letztthin das erste große Schisma der neuen Religion, das beide überdauert und bis heute besteht.

---

## DER ISLAM ALS RELIGION UND ALS GESELLSCHAFT

---

### DAS GOTTESBILD DES ISLAM

---

<sup>88</sup> Kalif heißt nichts weiter als Nachfolger - und zwar des Propheten in der Leitung des Islam als solchem, nicht unbedingt auch in der Funktion als politisches Haupt, auch wenn sich das öfter einmal miteinander austauschen lässt.

Zentrum des Islam ist Allah und nur Allah. Seines Propheten wird zwar gedacht und auch die Pioniere dieser Religion stehen, wenn auch unterschiedlich, in Ansehen, aber der Islam kennt neben Allah nichts Göttliches, anerkennt es auch nicht, wenn andere daran glauben. Er bestreitet aber nicht die Existenz nicht materieller Wesenheiten in den verschiedensten Ausprägungen, als da wären Engel oder Teufel oder mal gute, mal böse Geister – indes, sie alle sind Geschöpfe Gottes und keine Wesen aus eigenem Recht. Ein Gottesbild wie das der Juden, die zwar ihren Gott als den Gott Israels betrachten, aber laut Thora daneben die Existenz anderer Götter nicht rundweg abstreiten, oder das der Christen, welche die eine Gottheit in drei Existenzweisen sehen möchten, ist ihnen ganz fremd. Wenn das Christentum behauptet, dass es Gott geben müsse, weil er gedacht werden kann, so ist der Muslim davon überzeugt, dass er sich gar keinen Begriff von dem machen kann, was Allah ist und ihn also auch nicht denken. Und weil das so ist, lässt er das Wesen Gottes auf sich beruhen und kümmert sich um das, was Gott von ihm und allen Menschen will. Also hat der Islam wenn man so will, überhaupt keine Vorstellung von Gott außer der, das es nicht möglich ist, das Gott irgendwo nicht gegenwärtig sein sollte – auch die Hölle untersteht ihm, der Engel Malik ist nur ihr Gouverneur und Iblis ist auch nicht gleichzusetzen mit dem biblischen Satan... er repräsentiert das Böse nur im Auftrag Gottes und verblendet wen Gott verblenden will. Bei ihm allein ist das Wohl und Wehe der Welt und der Muslim versteht es als ungeheure Auszeichnung, dass dieser Gott seinen Willen dem Menschen kundgetan hat und das sogar in ganz privatpersönlichen Angelegenheiten wie des Harems seines Propheten Mohammed oder in gesellschaftlichen wie der koranischen Gesetzgebung. Da er überall ist, drängt er sich nicht auf, er lässt dem Menschen alle Freiheit und alle Irrwege offen, „es ist kein Zwang im Glauben“ aber er gab dem Menschen auch mit der Vernunft ein Teil von ihm selbst, damit er zu ihm zurückkehren könne. Dass er einen Sohn gezeugt haben könnte – undenkbar, denn Allah bedarf dessen nicht, sein Maß ist, und das entschieden, nicht das unsrige. Nur ein wenig davon, was sein Maß ist, darf und soll der Mensch wissen, damit er sich nicht total verirrt in einer Welt, die aus tausend Ablenkungen besteht, die übrigens alle Gottes Willen sind.

Aus der Gegenwart Gottes kann man, sagte ich, nicht ausscheren – auch der dieser Gegenwart Unbewusste ist in ihr und daher betrachtet der Muslim alle Menschen eigentlich als Muslime – sie wissen es nur noch nicht. Weil sie aber Muslime sind, gibt es auch keine irgendwie schwierige Art Muslim zu werden, man bekennt sich öffentlich oder vor Zeugen<sup>89</sup> zu Allah und seinem Propheten und damit ist man Muslim und bleibt es über den Tod hinaus, denn das Leben des Muslim endet nicht im Grab. Der fromme Muslim kommt ins Paradies aber auch dort schaut er nicht Allahs Angesicht, denn ein solches ist überhaupt nicht vorhanden, weder auf Erden noch irgendwo sonst. Wenn der Muslim vom Thron Allahs spricht, dann meint er einen Bereich, der ihm verschlossen ist und verschlossen bleibt. Auch Mohammed ist nicht bei Gott, sondern er ist im Paradies bei seinen Gläubigen und genießt dort zwar alle Freuden aber nicht die Gegenwart Gottes, die hat er mit allen Menschen, lebenden und toten, seit jeher gemeinsam, denn ohne Gott könnte er nicht sein. Es kommt also im Islam nicht darauf an, ob Gott da ist oder nicht, das ist er immer, es kommt nur darauf an, dass man sich dessen bewusst wird und es anerkennt. Daher, weil sie es anerkennen sind auch Juden und Christen keine Ungläubigen, sondern Andersgläubige, die den wahren Gott zwar kennen, aber irgendwie falsch mit ihm daran sind.

---

<sup>89</sup> Obgleich man nur immer für sich selbst Muslim werden kann, der Islam also eine sehr private Sache ist, ist es doch nicht möglich, auch privat Muslim zu werden indem man für sich die Schehada murmelt, sondern es muss ein Muslim da sein, der sie hört und am besten viele.



Der Gott der Muslime hat den Muslimen durch Mohammed kundtun lassen, was er nun, nachdem Juden und Christen ihn missverstanden hatten, mit den Menschen vorhat. Was er vorhat, steht zwar nicht im Koran, dort steht aber, wie der Mensch sich verhalten muss, damit er bei dem, was Gott vorhat, gut wegkommt. Er gab ihm Hinweise, wie er seine Gesellschaft und sich selbst optimal formen kann – und sein Wort steht, durch seinen Propheten kundgetan, in dem Buch, das der „Koran“ heißt, zu Deutsch etwa: das was man unbedingt gelesen haben muss.

Solange Mohammed lebte, gab es keinen Koran, es gab nur die Offenbarungen an den Propheten, die Aïscha im Gedächtnis behielt und die fromme Hafsa, Omars Tochter, schrieb sie auf und sammelte sie. Sie war aber nicht die einzige die aufschrieb und sammelte und so waren Dutzende Varianten und Hunderte Offenbarungen in Umlauf und beinahe jeder muslimische Scheich hatte seine eigene. Für eine Ideologie, die ein Stämmsystem zu einem Volk umformen will ist das ein unhaltbarer Zustand, wenn jeder Scheich sich auf seine ganz persönliche und an ihn ergangene Offenbarung berufen will, die sich von der des nächsten Scheichs vielleicht nur in Nuancen, aber genug unterscheidet, um deswegen in Disput zu geraten. Solche Interpretationen waren auch mit ein Grund für die Separationsbewegungen, die unter Abu Bakr die Ridda – Kriege nötig machten. Denn gestützt auf diese Offenbarungen beanspruchten Dutzende Stämme, die einzig wahre Religion (dîn) zu besitzen. Omar griff durch. Er nahm die Sammlung seiner Tochter als Grundstock und was von den Erinnerungen der Aïscha noch da war, dazu und ließ sammeln. Was vielfach vorhanden war, ließ er bestehen, was nur vereinzelt oder gar nur einmal vorkam, ließ er weg, denn er wollte nicht eine Sammlung aller Offenbarungen schaffen, sondern nur eine Sammlung der echten. Er selbst – nein, er beschäftigte zu diesem Zweck eine Reihe von Gelehrten, die jeweils ihre Sammlungen zusammenstellten und darunter gab es kluge und weniger kluge Organisatoren. Einige nummerierten die Offenbarungen durch, ehe sie sie zusammenstellten – wir haben noch Reste dieser Nummerierungen in den Namen mancher Suren, die mit solchen Gruppierungsmerkmalen beginnen. Es ist, wie mein ungenannt bleiben wollender Freund sagt: keine Magie und auch keine Mystik in diesen seltsamen Überschriften, sondern sie zeigen an: hier wurde geordnet.

Als Omar und seine Gelehrten fertig waren, wurden alle anderen Sammlungen die es in Arabien gab, systematisch vernichtet. Es haben also schon einmal Korane gebrannt und es waren Muslime, die sie ansteckten. Seither aber wurde am Koran, an dem, was man lesen muss, nichts mehr verändert. Im Gegensatz zum Neuen Testament, an dem jahrhundertlang geschliffen und gefeilt wurde, im Gegensatz zur Thora, die erst nach dem persischen Exil ihre heutige Gestalt nach und nach annahm, ist der Koran seit der Sammlung Omars aus einem Guss und wie eine Zeitkapsel. Zudem ist er zeitnah, den Omar der zweite Kalif, kannte den Propheten seit Jugendtagen, hatte den Klang seiner Stimme noch im Ohr. So gesehen ist der Koran von allen alten religiösen Dokumenten das authentischste. Sicher steht dabei nicht in Abrede, dass auch manch hilfreiche und heute wichtige Lesart in der Redaktion Omars untergegangen ist, aber im Großen und Ganzen haben wir den Originalton Mohammeds, wenn wir den Koran lesen. Die endgültige Redaktion aber blieb dem dritten Kalifen, Uthman vorbehalten, da Omar ermordet wurde.

Damit das auch so bleibt, wurde unter Uthman das Buch selbst zum Träger der Heiligkeit – man durfte es nicht mit anderen Büchern zusammen aufbewahren, nicht mit ungewaschenen Händen berühren, nicht auf einem Tisch lesen, auf dem man auch andere Bücher las, nicht darin herum schreiben und vor allem, man durfte es nicht übersetzen. Nanu - aber



es gibt doch Koranübersetzungen in allen Sprachen dieser Erde? Sie gelten nicht als Übersetzungen, sondern als interpretierende Kommentare ZUM Koran, da keine andere Sprache als das alte Arabisch die Gedanken des Korans wirklich eindeutig ausdrücken kann. Gott hat seine Offenbarung nicht aus Versehen in jenem alten Arabisch herab gesandt, das Mohammed und seine Zeitgenossen sprachen und das seither jeder beherrschen muss, der den Koran ganz verstehen will. Das betrifft selbst die Araber, die heute natürlich ein ganz anderes Arabisch sprechen und ein noch anderes schreiben und so ist klassisches Arabisch heute ein eigener Studiengang an orientalischen, aber auch europäischen Universitäten. Die Sprache des Koran gilt als das klassische Arabisch und wurde seither im Wortbestand wie in der Klangfarbe getreulich überliefert. Man stelle sich vor... nein, man stelle es sich besser nicht vor, denn Griechisch war nicht die Sprache Jesu und ein aramäisches Neues Testament gab es nie und auch die jüdischen Patriarchen sprachen nicht jenes Hebräisch, in dem die Thora verfasst ist. Dennoch – auch diese Schriften sind für das Verständnis des Islam wichtig, denn der Koran wird als diese beiden Überlieferungen abschließende und korrigierende Offenbarung des einen Gottes angesehen, den auch Jesus und Moses verehrten.

Stichwort Zeitkapsel: wenn wir den Koran lesen, so stehen wir sozusagen neben Mohammed und erleben, wie der Islam geformt wird, wie er aus poetischen Sprüchen zum Rückgrat einer Gesellschaft wird in der traditionelles Gut ebenso Aufnahme findet wie revolutionäre Vorstellungen. Mit dieser Formung nämlich beginnt der Koran und mit den poetischen Sprüchen durch die er seinen Anfang nahm, endet er. Ihm voran steht die sogenannte Fatiha, die „Öffnende“ die ein Gebet ist – das berühmteste Gebet des Islam, unserem Vaterunser vergleichbar und dem jüdischen Schema Israel. Jeder Muslim spricht es bis heute mehrfach im täglichen Ritualgebet und es beinhaltet wie das Vaterunser und das Schema Israel, den Kern des Islam. Aber es ist nicht das einzige „Highlight“ des Islam. Ihm beigeordnet sind weitere berühmte Stellen wie der Thron- und der Lichtvers, deren gedanklicher und poetischer Wert unbestreitbar sind. Dann gibt es noch die sich bis zum Abwinken wiederholenden Sprüche von den Verheißungen des Paradieses für die Gläubigen und – was für die islamische Rechtswissenschaft unentbehrlich ist – die Vielfalt der Verhaltensnormen über die in den späteren Suren ausführlich gehandelt wird. Dem Nichtmuslim erscheinen diese Regelungen oft zu kleinlich und kleinteilig um Offenbarungen eines Gottes zu sein und – wahrscheinlich waren sie es auch nicht immer, aber der Muslim liest es anders. Ihm sind sie Beweis dafür, dass Allah seine Gläubigen auch in Kleinigkeiten nicht im Stich lässt, dass er, der Unnahbare, auch ganz nahe kommen kann. Wo unsereiner Mohammeds Bemühungen sieht, den Islam dem Zeitgeist anzupassen, sieht, da sieht der Muslim ergriffen wie sich das Unfassbare, das Gott ist, auch den „kleinsten und gemeinsten“ Angelegenheiten seiner Gemeinde ernsthafteste Aufmerksamkeit schenkt. Für ihn ist der Satz: Allah sieht alles - keine Floskel, sondern unmittelbare Realität. Wie Allah es aber sieht, das erklärt ihm der Koran.

---

## ISLAMISCHE THEOLOGIE

---

Aber dieser macht es seinen Lesen nicht leicht. Der Koran ist kein Geschichtsbuch, aber er ist ein Buch mit Geschichten. Er nimmt für sich in Anspruch, „den Menschen zu lehren, was er nicht wusste“. Das betrifft auch die Geschichte. Er erzählt, was die Menschen seiner Zeit über die jüdischen Erzväter und Jesus nicht wussten, weil es in keinem ihrer heiligen Bücher stand. Über Allah aber sagt der Koran eigentlich wenig aus – weil es da nichts zu sagen gibt und so lässt auch die islamische Theologie, anders als die der Juden und die der Christen, Gott eigentlich außen vor. Ihr Thema ist vielmehr, wie der Mensch mit den Weisungen Gottes umgehen soll. Ihr Thema ist, und hier ist sie der jüdischen ähnlich, wie eine Offenbarung Gottes von den Menschen in wechselnder Zeit verstanden werden soll, so dass sie immer richtig verstanden wird. Dabei ergreift sie sich in teilweise abenteuerlichen Interpretationen von Suren und Ayat, also einzelnen Versen, manchmal schreibt einer über

einen einzigen Vers ein ganzes Buch. Aber das klingt jetzt skurriler als es ist, denn mancher Vers hat es wahrlich „in sich“.

Insgesamt aber ist islamische Theologie das Gebiet der gottgefälligen Lebensführung und nur in wenigen Punkten tut sie das, was Theologie eigentlich tun sollte, nämlich über das Wesen Gottes nachzudenken. Vielmehr befasst sie sich mit Einzelheiten des Korans und zwar insofern als diese Einzelheiten nicht in den Bereich der Rechtskunde fallen, was schwierig ist, denn der Koran ist ebenso ein Offenbarungs- wie ein Gesetzbuch. Beides geht ineinander über, weil das Recht mit der Religion begründet wird, die Religion aber mit dem Recht. Allah will es euch leicht machen, steht ein ums andere Mal im Koran, aber gerade diese Erleichterungen lassen so viel Spielraum, dass es wieder verwirrend ist. So ist an einer Stelle des Koran der Alkoholgenuss freigestellt, an einer anderen verboten, was soll man denn nun tun? An einer Stelle steht, dass kein Zwang im Glauben sein soll und an vielen anderen Stellen sollen die Ungläubigen mit Druck und Zwang zur Annahme des Islam veranlasst werden, ich meine hier die Frage der Dschizya. An einer Stelle heißt es, dass Allah diejenigen, die Übergriffe begehen nicht liebt, an einer anderen steht, dass man nur im Ramadan keine Razzien veranstalten soll und nicht bei der heiligen Moschee und dass Allah denen die in seinem Namen streiten, den Sieg verleiht. An einer Stelle steht, dass Mann und Frau einander „ein Acker“ sind, an einer andern steht, dass der Muslim seine Frau einsperren und meiden soll, auch schlagen, bis sie sich fügt. Was soll man nun tun, was ist gemeint, was ist gültig, da doch beides gültig sein muss, beides Wort Gottes? Die moderne Textkritik hätte schnell heraus, wo das Wort Mohammeds und das Wort Gottes stehen, aber moderne Textkritik gibt es im Islam nicht. Wohl wären manchen Überlieferungsschichten vorhanden, aber so etwas kann der Islam beim Koran nicht dulden, es gibt nur ein Wort Gottes. Was das andere theoretische Standbein des Islam, den Hadith, angeht, so gab es hier allerdings von allem Anfang an überlieferungsgeschichtliche Überlegungen und Bewertungen, die Technik also ist dem Islam mitnichten neu – nur darf sie hier keine Anwendung finden. Man darf den Koran immer besser und immer tiefer verstehen, nur auseinanderwickeln darf man ihn nicht.

Dass das Buch selbst Träger der Heiligkeit sein soll, geht übrigens nicht auf Mohammed, sondern auf Uthman, den dritten Kalifen, zurück, der dieses Moment einführte, um seine zentrale Stellung im Islam zu erhalten, als sich herausstellte, dass es ein weit gefächertes religiöses Schrifttum geben werde. Für Mohammed war die Umma, die Gemeinschaft der Gläubigen als solche Träger der Heiligkeit in der die Offenbarungen in gesellschaftliche Realität umgesetzt wurden. Wenn also in unseren Tagen ausgesonderte Korane verbrannt werden, ist das genau genommen keine Beleidigung Allahs, sondern eine Beleidigung Uthmans dessen Anordnungen man sich widersetzt hat. Wenn es indessen unwissentlich geschieht, ist gar nichts geschehen... aber ein in seiner Religion befangener Mensch mit beschränkter Intelligenz und noch beschränkterem Wissen denkt darüber sicher anders. Und islamische Theologie, insbesondere die schiitische, kann es an Beschränktheit zuweilen durchaus mit einem Mönch im Nordeuropa des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aufnehmen, der von seinen Legenden und Hirngespinnsten lebt. Die Idee, die hinter dem Islam steht, wird oft genug von nahezu abergläubischen und kleinlichen Erörterungen verdeckt... aber das ist mehr ein Problem der Gegenwart, in der Vergangenheit lieferte die islamische Theologie durchaus beachtenswerte und kühne Werke, zumal dann, wenn sie auf die Erfahrung der Sufis<sup>90</sup> zu-

---

<sup>90</sup> Sufis, die „Weisen“ des Islam, übrigens keineswegs nur Männer. Der Name ist abgeleitet vom griechischen Sophia -Weisheit. Historisch ist die Bewegung der Sufis die Weiterführung der Hanife, aus deren Dunstkreis Mohammed erwuchs, von der er sich aber durch seine Hinwendung zur Religion wieder trennte. Die Bewegung der Sufis läuft neben der des Islam parallel und hat ihre Wurzel im Einfluss der Gnosis, die einmal vermittelt durch den Manichäismus, zum andern vermittelt durch Flüchtlinge die nach 389 (nach der Erhebung des Christentums zur einzig noch erlaubten Religion) nach Persien (und Arabien) kamen, zum dritten durch genuine Vertreter der Gnosis, die von Palästina aus in den arabischen Raum kamen.

rück griff, die sozusagen das, was der Islam als unerforschlichen Glaubensinhalt propagiert, von „innen“ kannten und denen das „Wesen Gottes“ kein Geheimnis mehr war. Diese Theologen standen, wie nicht anders zu erwarten, öfter auch einmal überkreuz zur offiziellen Lesart des Islam. Denn der zielt mehr auf das Funktionieren einer theokratischen Gesellschaft als auf den Weg des Gläubigen zu seinem Gott.

---

## DER ISLAM UND DAS RECHT

---

Daher nimmt auch die Rechtswissenschaft einen mindestens ebenso breiten Raum ein wie die Theologie und beide überschneiden sich vielfach, da das islamische Recht von Allah unmittelbar verordnet und abgeleitet ist. So sind die Madhadib, die Rechtsschulen des Islam immer auch Glaubensvarianten ohne dabei aber schismatisch zu sein. Sunnit zum Beispiel kann man nach verschiedenen Madhadib sein und dieselben auch in einem Leben mehrfach wechseln ohne damit die Rechtgläubigkeit zu verlassen. Es existieren sechs Rechtsschulen des Islam, drei davon nur auf Seiten der (schismatischen) Schia - Gruppe. Es sind dies die Hanafiten, Malikiten, Schafiiten, Hanbaliten, deren Rechtspraxis für beide Gruppen wählbar ist, und dazu auf schiitischer Seite die Ismailiten, Djafariten und die Zaiditen. Daneben stehen noch kleinere Gruppierungen und außerhalb beider stehen die Ibaditen.

Der Umstand, dass die Zugehörigkeit zu einer Rechtsschule nichts über die Rechtgläubigkeit des Betreffenden aussagt, hat seinen Grund in der prinzipiellen Freiheit die der Muslim in der Ausübung seiner Religion genießt. Er hat fünf Grundpflichten zu erfüllen - aber in welchem Geiste er sie erfüllt, ist seiner Entscheidung überlassen, denn sein Verhältnis zu seinem Gott ist stets ein persönliches und unmittelbares, die Grundpflichten definieren es nur als spezifisch islamisch, also auf Allah bezogen. Die Frage, wie er das im Koran kodifizierte Recht verstehen will, ist ihm ebenfalls zur Entscheidung überlassen. Diese Freiheit gibt ihm der Koran selbst, der zwar Verfahrensvorschläge macht, aber stets betont, dass es hier nicht um Rechthaberei gehen sollte, sondern um Entscheidungshilfen, denn die Vergebung im rechtsfreien Raum, daran lässt der Koran keinen Zweifel, steht im Konfliktfalle höher als das „Durchreiten“. Primäre Instanz ist und bleibt hierbei immer die Vernunft, die ja im Islam einen ganz hohen Stellenwert hat - ein „credo quia absurdum<sup>91</sup>“ wie im Christentum ist im Islam unmöglich.

Der Begriff des Rechts ist im Arabischen gleichbedeutend mit „Erkenntnis“ und das sagt eigentlich schon alles darüber wie Recht verstanden sein will, nämlich als Klarheit (über den Fall) schaffend und gemäß dieser Konsequenzen ziehend. So etwas wie abstrakte Normen, die auch gegen alle Vernunft anzuwenden sind, gibt es im Islam nicht. Der Oberbegriff über alle verschiedenen Rechtsschulen wird als Schari'a zusammen gefasst und stellt für Nichtmuslime das islamische Recht als solches dar.

Wenn also das Recht eines bestimmten Staates der Schari'a folgt, dann ist damit ausgesagt, dass es sich je nach Lage der Dinge in allen Rechtsschulen bedient, die seiner Auffassung vom Islam entgegen kommen. Dabei kann der Begriff der Schari'a ganz unterschiedlich akzentuiert sein. Das wird deutlich, wenn man die Rechtsbegriffe im ägyptischen Staatsrecht und die Rechtsbegriffe vergleicht, die in Saudi - Arabien, dem Iran oder im Sudan gelten. Alle folgen in ihrem Rechtsbegriff von Anfang an der Schari'a - und doch fällt ihre Unterschiedlichkeit ins Auge, denn im Vergleich zu den anderen ist Ägyptens Rechtsbegriff geradezu fortschrittlich und modern zu nennen, auch wenn hier die Todesstrafe wie in allen anderen islamischen Staaten nicht abgeschafft wurde.

---

<sup>91</sup> credo quia absurdum - ich glaube es, weil es verrückt ist - bezieht sich auf wesentliche Punkte des christlichen Glaubenssystems wie die Auferstehung von den Toten und Christi Wundertaten sowie die Theologie der Dreieinigkeit.

Schari'a und Jihad sind die beiden Begriffe, die im Westen, aber auch unter Muslimen, am häufigsten missverstanden werden. Denn so wie Jihad nicht bedeutet, möglichst viele Ungläubige zu massakrieren, so bedeutet Schari'a nicht automatisch die Androhung von Körperstrafen für Verhaltensweisen, die in der modernen Welt nicht als der Strafe wert erachtet werden. Man bedenke immer wieder – im Islam geht grundsätzlich Vergebung vor Vergeltung. So muss ein Dieb, der öffentlich schwört, nie mehr zu stehlen, nicht die Hand verlieren und eine Frau, deren Ehebruch sich als Ausbruch aus einem Ehegefängnis erweist, muss nicht zu Tode gesteinigt werden oder in der Frauenkammer verschwinden und der Ehrenmord steht in keinem Gesetzbuch des Islam. Zwangsheirat ist durch den Koran wie durch die Hadithe geradezu verboten, auch bei arrangierten Ehen, und Scheidung ist für beide Geschlechter grundsätzlich gestattet. Das betrifft noch weitere Punkte des islamischen Rechts und das Problem steckt weniger in diesem als in der Tatsache, dass selbst Staatslenker in islamischen Staaten das islamische Recht nicht kennen und nach vorislamischen Mustern handeln, die sie zwar als islamisch gelernt haben, die aber in Wahrheit folkloristische Elemente einer Kultur sind, die mit dem Islam nichts zu tun hat so wie die Urteilsfindung und Urteilsprechung in christlichen Häresieprozessen nichts mit der christlichen Botschaft zu tun hat. Man sollte sich, wenn man sich schon aufregt, also nicht über den Islam aufregen, sondern darüber, dass in Staaten, die sich islamisch nennen, so wenig Kenntnis darüber herrscht, was Islam ist.

Und was ist er – unter dem Aspekt des Rechts betrachtet, welches ja die zwischenmenschlichen Beziehungen und ihren Schutz zum Gegenstand hat? Das Individuum ist im Islam rundum geschützt, solange und insofern es mit der übrigen Gemeinschaft in Frieden lebt. Ob ein Mensch ein lauer oder eifriger Muslim ist, ob er fanatisch oder liberal oder bigott ist, spielt für das Recht keine Rolle. Er kann sofern er mündig ist, Ehen schließen, Geld und Gut erwerben und vererben, hat Anspruch auf den Schutz seines Eigentums durch das Gemeinwesen und auf die Unverletzlichkeit seiner Person. Darüber hinaus hat er das Recht, Verträge zu schließen und auf ihrer Einhaltung zu bestehen, es sei denn, er komme anders mit seinem Vertragspartner überein, er hat das Recht Schulden zu machen und einzufordern, es sei denn wiederum, ihm werden sie erlassen. Er hat in Notzeiten Anspruch auf die Hilfe und Unterstützung durch das Gemeinwesen – das islamische Recht kennt als erstes in der Geschichte der Menschheit eine Sozialgesetzgebung, nach der Arme, Witwen, Waisen und Kranke durch die öffentliche Hand zu versorgen sind, wenn sich kein anderer Versorger findet. Aus der in Wüstenkulturen bitter nötigen Wassergesetzgebung ergibt sich ein System ökologisch – ökonomischer Verpflichtungen, die den Stärkeren und Begünstigteren anhalten, auf die Bedürfnisse des weniger Begünstigten Rücksicht zu nehmen. Wie ich schon erwähnte, sind die Frauenrechte im Islam geradezu revolutionär für ihre Zeit, indem sie Frauen ein Recht auf eigenen Besitz einräumen, sie erbberechtigt machen und ihnen ein Zustimmungrecht bei ihrer Verheiratung einräumen. Es ist im Übrigen verboten, eine Muslima einem Ungläubigen zur Frau zu geben – nicht weil der als Mensch etwa minderwertig wäre, sondern weil diese Frau dann nicht mehr unter dem Schutz des islamischen Rechts steht und möglicherweise rechtlich benachteiligt sein würde.

Es gibt auch, entgegen der westlichen und teilweise auch der muslimischen Auffassung keinen Zwang für Frauen, Hidjab anzulegen. Der Koran verlangt nur die Bedeckung der „Scham“ in der Öffentlichkeit und was hat ein Gesicht, was hat eine Haartracht mit den Geschlechtsteilen zu tun? Vielmehr müssen diese Partien sichtbar sein, damit die Frau selbst freie Sicht hat. Und warum sollte sie ihre Körperkonturen verbergen? Auch sie müssen sichtbar sein, damit die Frau in der Öffentlichkeit agieren kann und agieren bedeutet nicht, nackt zu sein. Ein bequemes Kleid kann durchaus Körperformen nachzeichnen und warum sollte Schmuck unter einer Abaja oder dem Tschador verschwinden, was hat nun dieser, was haben Nagellack und Schminke mit Geschlechtsteilen zu tun? Bis auf das, was sichtbar sein

muss, sagt der Koran und bitte, wo steht da, dass man die Hände mit Handschuhen zu bedecken habe, müssen sie nicht sichtbar sein um greifen zu können? Frei sein müssen die Augen, der Kopf, die Beine, die Arme, was ist an ihnen denn „geschlechtsteilig“ – wäre dem so, dann müssten die Männer die ihren genauso verhüllen, denn auch sie sollen nicht nackt durch die Gegend tanzen es sei denn zu Hause und unter Verwandten, da können sie alles halten wie sie mögen. Aber wenn Gäste kommen, sollen sie sich was überwerfen – das verlangt dann schon der Anstand, nicht jeder Körper ist schließlich eine Augenweide. Im Übrigen stellt die rigorose Anwendung des Verhüllungsgebotes den männlichen Muslimen ein denkbar schlechtes Zeugnis aus, was deren Sexualverhalten angeht, hat sich schon einmal einer von ihnen darüber Gedanken gemacht? Natürlich nicht, denn dann hätte er sich sicher nicht dem Westen zu Hohn und Spott dargeboten über die muslimischen Männer, die nicht einmal die Stimmen ihrer Frauen sexuell verkraften können. Dabei ist doch die christliche Religion viel pröder als der Islam, der Verheirateten nicht in ihr Sexualeben hineinredet, unter der Maßgabe, dass es beiden gefällt was sie tun, während im Christentum diverse Sexualpraktiken als sündig gelten, auch wenn, die sie ausüben, miteinander verheiratet sind. Dabei will doch die Ehegesetzgebung und das Verhüllungsgebot will dasselbe, das Gefühl für Anstand zwischen den Geschlechtern schulen und sie einander als Menschen näherbringen, nicht etwa sie in getrennten Gesellschaften noch weiter auseinander driften lassen als sie es bei der offensichtlichen Neurotisierung muslimischer Männer eh schon sind. Ja, ich weiß, dass dieses Bild keineswegs zutreffend für alle Muslime dieser Welt ist, aber dies ist nun einmal das Bild, welches die gegenwärtige Rechtspraxis und -norm von den Männern des Islam macht. So haben sie zu sein, denn anders macht eine Frau die von Kopf bis Sohle im Hidjab steckt keinen Sinn. Sie haben Sexualmonster zu sein, vor denen eine Frau sich schützen muss, indem sie sich möglichst versteckt. Ich warte auf Protest – wird er sich erheben?

Ein anderes Rechtsgebiet betrifft das Verhältnis zwischen Islam und den Andersgläubigen. Mit den Heiden, die Heiden bleiben wollen, macht der Islam kurzen Prozess, denn ein Mensch, der nicht Mensch sein will, gilt ihm nicht anders als ein Vieh. Aber was ist mit den „Schriftbesitzern“, die Gott kennen, aber nur nicht richtig anbeten? Der Koran mahnt, sie zu schonen und in ihrem Glauben unbehelligt zu lassen. Aber er verbietet nicht, Verträge mit ihnen zu brechen, wenn das im Interesse der Gläubigen ist und gibt es einen gleichlautenden Vertrag mit einem Muslim, geht dieser vor. Ist ein Vertragsbruch nicht im Sinne der Gläubigen, darf ein solcher Vertrag indessen auch gern gehalten werden. Des Weiteren ist der Wucher unter Gläubigen strengstens untersagt, aber mit Schriftbesitzern gestattet, weshalb heute kein islamischer Ägypter von einem Landsmann die Beträge nehmen würde, die er auf dem Basar von den Touristen verlangt. Aber er ist nicht zum Betrug verpflichtet und einem Menschen gegenüber, der seiner Kultur aufgeschlossen ist und vielleicht dem Islam gewonnen werden kann, wird er das auch nicht tun – das nennt sich dann Jihad, Anstrengung auf dem Wege Allahs, wenn er nämlich auf möglichen Gewinn um der Mission willen verzichtet. Alle Benachteiligungen haben in dem Augenblick zu enden, in dem der Mensch den einzigen Gott bekennt und die Verpflichtungen eines Muslim auf sich nimmt. Das Recht klärt nun, ob einem solchen für vergangen Übervorteilungen Schadensersatz zusteht und kommt zu dem Schluss, nein, er steht ihm nicht zu, denn erstens war er damals nicht gläubig, zweitens hieße das einen anderen Muslim unangemessen zu benachteiligen, denn der konnte ja nicht wissen, dass dieser Mann einmal gläubig werden würde. Also – ziehe man einen Strich unter die Angelegenheit – was natürlich niemanden hindert, dem Neuen aus eigenem Antrieb entstandenen Schaden zu ersetzen.

Ein nächstes Gebiet regelt das Strafrecht. Dabei gilt das Prinzip der Vergeltung, das bedeutet, dass die Strafe nicht schlimmer sein soll, als die ganze Sache wert ist. Nur – was sie jeweils wert ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Um das zu ermitteln gibt es nun

verschiedene Wege, die sich in den Rechtsschulen sammeln. Dabei spielt in den einen der eigenen Verstand überhaupt keine Rolle, sondern man sucht nach anwendbaren Parallelfällen in der Sunna und den Hadithen, in einer andern ist es wichtig, dass die Gelehrten und Richter zu einem übereinstimmenden Schluss kommen, wieder andere legen den Koran und die Hadithe wörtlich zugrunde und noch andere entscheiden nach Maßgabe der Übereinstimmung von Schriften und Vernunft und ziehen dabei auch ältere Rechtsgutachten zu Rate. Dies geschieht, weil es ein einheitliches Recht im Islam nicht gibt, er kennt nicht, wie das Christentum, übergreifende zivile und religiöse Rechtsbücher. Der Koran als göttliches Recht muss sie alle ersetzen und wo er nicht greift, da müssen die Hadithe, die Äußerungen und Beobachtungen über das Leben des Propheten weiterhelfen und tun die es nicht, so suche man sich etwas in etwa Entsprechendes „das ist wie wenn...“ und suche nach der Möglichkeit der Übereinstimmung der Ansichten. Solche „das ist wie wenn“ - Entscheidungen<sup>92</sup> wurden grundlegend für die Haltung der Muslime den Gütern der westlichen Zivilisation gegenüber. Was in Koran, Sunna und Hadith nicht gefunden werden kann, muss mit ähnlichen Fällen, die man dort finden kann, vergleichend betrachtet werden.

Insgesamt aber ist das islamische Recht eine sehr labile Angelegenheit, eben weil Gottes Offenbarung nur den Kontext des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung berücksichtigt – kannte er denn keine andere Zeit? Er berücksichtigt nur die arabische Kultur. kannte er denn keine andere? Diese und ähnliche Fragen wird ein Muslim niemals stellen – für den glaubenslosen Europäer aber zeigen sie wie sehr der Islam eine Religion seiner Zeit und seiner Kultur und keiner anderen ist. Allen anderen Zeitläuften muss er erst mühsam angepasst werden und nicht immer gelingt die Anpassung, wie man an den verschiedenen Vorstellungen sieht, die über die westliche Kultur im Islam umgehen. Denn es gäbe diese Kultur nicht, wenn es nicht eine Zeit im Islam gegeben hätte, in welcher er der westlichen Welt um Längen voraus gewesen ist an Innovation und Freiheit des Denkens.

---

## DER ISLAM UND DIE WISSENSCHAFTEN

---

Der Islam hat die Wissenschaften nicht erfunden. Sie existierten lange vor ihm in Ägypten, Mesopotamien, Griechenland, Rom und noch an einigen anderen Orten in der Welt, von denen wir ebenfalls wissen, die aber hier nicht relevant sind. Aber der Islam hat Europa die Wissenschaften zurück geschenkt, nachdem ihm dieses Erbe sozusagen nebenher zugefallen war, denn er kennt nicht, wie das Christentum, eine ausgesprochene Feindschaft den Wissenschaften gegenüber. Alles, was Allah geschaffen hat – und er hat alles geschaffen – ist dem Menschen zu ergründen erlaubt, Allah macht nicht, wie Jahwe, Vorgaben darüber, wie er es getan hat. Mit den alten Kulturen teilt er nur die Auffassung über Blut als Lebensträger, denn aus Blut soll Allah den Menschen geschaffen haben und noch immer schaffen, indem er ihn aus dem Zeugungsakt entstehen lässt so wie man ihn damals annahm als der Koran entstand. Man nahm an, dass der männliche Same das Menstruationsblut der Frau zu einem Klumpen gerinnen lasse, aus dem dann der Mensch entstünde. Daher, weil Blut so wertvoll ist, sollte man es nicht zu sich nehmen, sondern dem Kreislauf des Lebens zurückgeben. Aber – damit ist nicht gesagt, dass man keine Transfusionen erhalten darf, wie manche Christen glauben, denn das menschliche Blut das von Leben zu Leben geht, ist eine Hilfe und Rettung und es schadet dem Geber nichts, wenn der Nehmende nimmt. Die Muslime waren die ersten, die auf die Möglichkeit der Übertragung von Blut hinwiesen und damit sind wir schon mitten in der islamischen Wissenschaft, deren glänzendster Zweig wohl die Medizin gewesen ist. Dann aber kamen die anderen Disziplinen, die Mathematik und die Astronomie, die Geographie, die Botanik, kamen die Ingenieurwissenschaften, denn die Araber hatten die besten Instrumente, und irgendwo kam auch die Philosophie zu Worte

---

<sup>92</sup> oder auch Entscheidungen in Analogie genannt



und die Philologie, denn auch die Sprache wurde zum Gegenstand der Forschung. Die Muslime erforschten Himmel und Erde und den Menschen und sie taten es ohne Furcht, denn es war ihnen ausdrücklich gestattet zu lernen, zu lehren und zu wissen. Hier und da gab es zwar Überfromme, die meinten, alles Wissenswerte bereits aus dem Koran zu wissen, aber dieser selbst ist es ja, der den Menschen zum Wissen anhält und ihn geschaffen hat, damit er lerne „was er nicht wusste“. Interessant ist, dass der muslimische Forscher keine Ergebnisebeteuerungen an Allah abgeben muss, sondern sich seinem Gegenstand in völlig säkularer Atmosphäre widmen kann – sein Bekenntnis zu Allah wird vorausgesetzt, es sei denn, er stelle dieses ausdrücklich in Frage. Daher kennt der Islam auch nicht den im Christentum wohlbekannten Graben zwischen wissenschaftlicher Weltsicht und religiösem Dogma, denn wie Gott die Welt erschaffen hat das weiß nur er selber und es ist für den Gläubigen auch uninteressant, es zu erfahren. Hingegen ist es für ihn nicht uninteressant und generell erlaubt, zu erfahren wie denn diese erschaffene Welt funktioniert. Allerdings gibt es einige Gebiete, auf denen muslimische Wissenschaftler sich schwer taten und noch schwer tun. Eines davon ist die Erforschung der menschlichen Seele, während Muslime bei der Erforschung des Körpers Pionierarbeit leisteten und zwar nicht nur dem des Menschen, sondern auch der Tiere, mit denen sie umgingen. Um ihre Zuchten edelster Pferde und Falken zu bewältigen bedurfte es minutiöser Kenntnis aller damit zusammenhängenden Fakten.

Das europäische Mittelalter wäre ohne die Begegnung mit dem Islam wohl ganz anders noch und viel brutaler ausgefallen – aber die kriegerischen Eindringlinge lernten von den muslimischen Feinden das, was wir heute allgemein als Kultur zwischenmenschlichen Verhaltens bezeichnen, indem sie den Anstoß für eine sittliche Verfeinerung gaben, die das christliche Mittelalter aus sich heraus nicht mehr entwickeln konnte und übrigens auch der christlichen Theologie Impulse gaben, denn ohne die Arbeit der muslimischen Philosophen und ihrer Interpretation der antiken Literatur wäre auch ein Thomas von Aquin undenkbar gewesen. Die ragenden Kathedralen des Mittelalters gehen letztlich auf Anregungen aus der islamischen Architektur zurück und seit den Kreuzzügen hielten auch die Ritter auf ihren Burgen viel von Komfort. Viele rissen ihre unbequemen Behausungen ab und errichteten neue, mit eleganteren Wohnräumen, aber auch ausgefeilteren Verteidigungseinrichtungen. Die Frage bleibt: warum hat die muslimische Kultur diese Höhe nicht halten können? Waren nur die aggressiven Kolonisationsbestrebungen der Europäer ursächlich für den Niedergang der orientalischen Wissenschaften? Oder hatte der Islam als solcher vielleicht seinen Zenit überschritten und wurde deshalb ein Opfer christlicher Begehrlichkeiten? Vielleicht sehen wir klarer, wenn wir uns das Schicksal des Islam in den verschiedenen Kulturen anschauen, die er mit der Zeit in Besitz nahm.

## □ GYPTEN UND DER ISLAM

---

Man kann darum streiten, welches Land den Arabern zuerst in die Hände fiel, aber wie die Dinge liegen, war es wohl nicht Persien, sondern Ägypten. Als Mohammed im Jahre 632 in Medina starb, waren bereits Kontakte mit der ägyptischen Regierung geknüpft worden. Zwar gehörte Ägypten formell zum byzantinischen Reich, aber, unter uns gesagt, die Ägypter waren es leid und sie wussten, dass Byzanz keinen Finger rühren würde, wenn Ägypten von den Arabern angegriffen würde. Sie sollten sich nicht verrechnet haben; acht Jahre nach Mohammeds Tod nachdem die inneren Angelegenheiten der Muslime geklärt waren, und man nebenher noch das – byzantinische – Syrien erobert hatten wozu die von Byzanz verfolgte Nestorianer warm eingeladen hatten, marschierten Truppen aus Arabien

über den Sinai nach Ägypten ein. Es waren ganze neuntausend Mann, mit denen Amr ibn al As 640 Ägypten „eroberte“. Einmal nur musste er es mit der byzantinischen Garnison aufnehmen. Dann setzte er sich bequem hin und verhandelte mit dem koptischen Papst über die Modalitäten der Herrschaft, während sich im Lande überall schon die Araber niederließen. 642 einigten sich die beiden auf die gegenseitige Duldung – für den Papst der Kopten ein Erfolg wie für Amr, denn nun endlich konnten sie sich als die nationale Kirche Ägyptens offen zeigen, die sie inoffiziell längst gewesen waren, während der griechische Patriarch das Land verließ um sich am Hof des Kaisers auszuweinen.

Man sagt, Alexandria soll die muslimische Eroberung nicht gut bekommen sein – nun, es war niemand dabei, aber die wunderbare Bibliothek von Alexandria wurden schon vernichtet, als auch das benachbarte Serapeum, die letzte Heimstatt der Gnosis und der ägyptischen Philosophie, von Christen gestürmt und in Trümmer gelegt wurde. Die Christen wunderten sich noch aktenkundig über die Menge der „Kreuze“ die ihnen im Inneren des Komplexes begegneten und hielten die Verteidiger des Serapeums für häretische Christen – weit gefehlt, wir wissen es heute besser. Zudem passt ein solches Massaker an Bücher, wie es die Muslime in Alexandria veranstaltet haben sollen, nicht zu der in der Folge mustergültigen Zusammenarbeit zwischen Kopten und Muslimen.

In geradezu Windeseile wurde aus dem christlichen das muslimische Ägypten. Allerdings – es war und es ist ein Islam typisch ägyptischer Art – duldsam, klug, sensibel und offen für neue Gedanken – der eine Gott war sozusagen ins verwaiste Haus des Ptah eingezogen und hielt neuerlich Hof in den Moscheen, die aus dem Material der Pyramiden und der Tempel erbaut wurden. Denn – der Gott der Muslime, sagen wir es ruhig einmal, hat sehr viel Ähnlichkeit mit dem Gott der – klassischen – Gnosis<sup>93</sup>. In Ägypten als dem Heimatland der Gnosis war dieser Gottesbegriff lange bekannt und seinen Gebildeten war er seit Jahrtausenden vertraut.

Formal gehörte Ägypten nun zum abbasidischen Großreich und dessen Nachfolgern – de facto behielt es seine politische wie geistige Selbständigkeit unter wechselnden Dynastien. Im Mittelalter schiitisch geprägt, gewann in der frühen Neuzeit die sunnitische Richtung des Islam erneut die Oberhand, aber in der Volksreligion herrschte und herrscht auch immer noch eine starke schiitische Färbung vor; es gibt Heilige und Scheikhs, also religiösen Führer und Berater in diesem Land, es gibt lokale Heiligenfeste und – es gibt immer noch einige altägyptische Feiertage, die Muslime haben nie gewagt, Feste wie Scham al Nesin<sup>94</sup> haben eine vieltausendjährige Tradition und auch der islamische Ramadanmonat wird in Ägypten wie ein altägyptisches Fest mit Illuminationen und Freudenfeuern begangen. Der Islam in Ägypten ist leise, unaufdringlich, nicht auf Mission ausgerichtet – die tumultuari-schen Szenen der jüngsten Vergangenheit gehen auf das Konto saudischer Infiltration, die Saudis betreiben in Ägypten eine aggressive Mission, bisher allerdings mit wenig Erfolg, da

---

<sup>93</sup> Die frühe Gnosis kannte zwar einen Begriff des Göttlichen aber kannte keinen persönlichen Gott, dem sie hätte einen Namen und Eigenschaften geben wollen – der Islam gibt seinem Gott zwar einen Namen und sondert ihn so als Person aus der Zahl der Wesenheiten aus, aber er gibt ihm keine Eigenschaften außer zum Menschen hin. Die klassische Gnosis hingegen kannte, analog zu den umgebenden Religionen einen persönlichen Gott, der indes vom antiken wie vom christlich – jüdischen Gottesbild dadurch abgegrenzt war, dass auch sie sich scheute, ihm Eigenschaften zu verleihen. Die moderne Gnosis kennt einen solchen wesenhaften Gott überhaupt nicht, jeder der sich selbst erkennt, tritt ein ins Reich des Göttlichen. Dies wiederum war den Sufis bekannt und so lügt ihre Mystik immer auch ein wenig, wenn es darum geht „eins mit Gott“ zu werden. Es gibt Indizien dafür, dass Mohammed diese klassische Gnosis in ihrer späten Form kannte und Aspekte davon in seinen Islam übernommen hat.

<sup>94</sup> Das zweite altägyptische Fest, das zum Abschluss der jährlichen „Übertage“ gefeiert wurde, wird vom koptischen Weihnachtsfest überlagert... das allerdings in den Städten auch allerorten spürbar ist.



dem Ägypter jedweder ideologische Fanatismus eigentlich verhasst ist<sup>95</sup>. Allerdings - eine Republik nach westlichem Muster zu werden hat Ägypten nicht vor und sein Islam ist durchaus selbstbewusst, aber eben auch selbstverständlicher Alltag in dem sich normalerweise Muslime und Christen gut vertragen, wenn nicht Provokateure meist nicht ägyptischer Herkunft für Unruhe sorgen. Der Islam in Ägypten ist, wenn man ihn in Ruhe lässt, ein Vorbild dafür, wie ein konsequenter Islam aussehen könnte, der gleichwohl weltoffen und weltzugewandt ist und sich vor Kontakten mit anderen Kulturen nicht fürchtet.

## PERSIEN UND DER ISLAM

---

Das ganze Gegenteil finden wir in Persien. Dabei hat diese Kultur den Islam in gar nicht abzuschätzender Weise gestaltet. Fast alle großen Namen des Mittelalters, der Hohen Zeit des Islam sind irgendwie mit Persien verbunden. Aber das gegenwärtige Persien hat nichts mehr zu bieten was dieser Periode auch nur nahekäme; es ist provinziell, auch und gerade in seiner religiösen Orientierung. Die Frage, die mich hier interessiert ist, ob der Islam wie er in Persien derzeit praktiziert wird, und inwiefern er dem Katholizismus vor der Reformation in Europa ähnelt.

Bereits in der Mitte des siebenten Jahrhunderts, nur wenige Jahrzehnte nach Mohammeds Tod fiel, beinahe zeitgleich mit Ägypten auch das Persien der Sassaniden an die Krieger des Islam. Das war aus dem gleichen Grunde möglich, aus dem es möglich gewesen war, Syrien aus dem Herrschaftsbereich von Byzanz zu reißen: Persien und Byzanz waren durch die gegeneinander geführten Kriege der Vergangenheit beide gleichermaßen außerstande, einer neuen Invasionswelle Einhalt zu gebieten, aber Persien war, wie sich zeigte, noch weitaus schwächer, denn Byzanz widerstand, wenn man von Ägypten absieht, weiteren Versuchen, sein Hoheitsgebiet zu vermindern. Es konnte nur nach und nach bezwungen werden. Habe ich gerade „bezwungen“ geschrieben - na ja, die Angelegenheit ist dann doch relativ zu sehen, denn in Persien war der Islam nicht gerade willkommen, auch seine militärische Überlegenheit nützte ihm nicht viel. Dazu trug er, ich will es kurz machen mit einer langen Geschichte, den Keim des Zerwürfnisses bereits in sich selbst. Ehe sich die Scharen der Krieger des Propheten über den Euphrat ins persische Reich aufmachten, war der Islam bereits da. Aber diese Anwesenheit verdankte er nicht einem Eroberungskrieg, sondern einem Schisma, das eine Fraktion vom Muslimen zwang ins damals persische Zweistromland auszuweichen: diese Fraktion ist bekannt als Schiat Ali, die Partei Alis, und sie bestand aus jenen Gefährten des Propheten, die der Meinung waren, die Position eines Beherrschers der Gläubigen habe in der Familie des Propheten zu bleiben, die also aus seiner Familie und Verwandtschaft eine typische Dynastie machen wollten, während eine andere Partei davon ausging, dass der jeweilige Beherrscher der Gläubigen und Nachfolger Mohammeds als Emir der arabischen Stämme durch Wahl zu ermitteln sei. Aus diesem Zwist entstand das schiitische Schisma, das bis heute andauert.

Nun war es aber nicht so, dass Persien von Anfang an dem schiitischen Islam zugefallen wäre, sondern noch Jahrhunderte hindurch bekämpften sich hier diverse Herrscher mit verschiedensten Interpretationen des Islam. Mongolen fielen ein und Turkmenen, und das Gebiet Persien war Jahrhunderte hindurch eigentlich nur eine kulturelle, keine politische, nicht einmal eine religiöse Einheit. Denn auch die schiitische Konfession zerfiel in eine Reihe

---

<sup>95</sup> Das drückt sich auch in der erstaunlichen Wandlung der Muslimbrüder aus, die von einem Selbstmörderorden zu einer wesentlichen Triebkraft der ägyptischen Wirtschaft geworden sind und sich letzthin von ihrem ursprünglichen Extremismus auch offiziell verabschiedet haben. In anderen islamischen Ländern unterstützen die Muslimbrüder allerdings immer noch eher radikale Richtungen.

weiterer Konfessionen, weil man sich über die Anzahl der „Imame“ nicht einigen konnte, die dem erwarteten „Mahdi“ vorangegangen waren. Dabei war schon die Gestalt des Mahdi selbst eigentlich nicht islamisch, sondern beruhte auf Vorstellungen, die aus dem Christen-, Juden-, aber auch aus dem Zoroastriertum und den damals noch bedeutenderen Mandäern<sup>96</sup> = Sabiern (?) in den Islam eingesickert waren. Von ihnen stammt vermutlich auch die Idee eines ausgesonderten hierarchisch gegliederten Klerus, den es im sunnitischen Islam nicht gibt. Obenan steht der Imam, der allerdings derzeit und bis auf Weiteres verborgen bleibt. Ihm folgen die Mardscha, diesem die diversen Ayatollahs, die also entgegen der Annahme nicht die klerikale Elite der schiitischen Konfession darstellen und dann folgt die Masse der Mullahs. Einigendes Band zwischen allen ist ihre Verwandtschaft mit der Ahl ul bait, dem Haus Mohammeds, das für die Schiiten durch Ali und Fatima sowie deren Söhne weiter vermittelt wurde. Die „Sayidi“ also die Nachkommen des Propheten, tragen einen schwarzen Turban und bilden eine Art Adelsklasse mit bestimmten diskreten Vorrechten<sup>97</sup>. Ein Vorrecht auf geistliche Ämter und Würden haben sie allerdings nicht, denn solche sind an Gelehrsamkeit und Studien gebunden, denen sich auch ein „gewöhnlicher“ Muslim widmen kann. So trifft man Sayeds<sup>98</sup> in allen Berufen und Adel ist hier nicht gleichbedeutend mit Oberschicht.

Auch die äußeren Merkmale des schiitischen zum sunnitischen Islam sind für den Uneingeweihten kaum kenntlich und betreffen zuweilen nur winzige, aber beiden wichtige Details, so die Wertschätzung Alis, die von den Sunniten wohl, aber nicht im gleichen Maß geteilt wird, und die Nichtachtung der Kalifen, die auf Ali, den Vetter und Schwiegersohn des Propheten, folgten. Zwar war auch Persien den Omaiaden untertan, aber eben daran entzündete sich der politische Geist der Schia, der bis heute nicht zur Ruhe gekommen ist, was sich auch in der Opposition gegen den letzten Schah zeigte, obgleich der auch Schiite war. Um die Prophetentochter Fatima wird ein Kult betrieben, der in Vielem dem katholischen Marienkult gleicht, während die Sunniten sie – wohl realistischer – als im Leben zu kurz gekommene und durch eigene Schuld in Misskredit geratene Frau sehen, die wesentlich für das islamische Schisma verantwortlich ist, da sie Ali, ihren Mann, immer wieder gegen Aïscha und deren Freunde, die sie hasste, aufgehetzt hat. Wenn man die „Hand der Fatima“ auch in Ägypten sehen kann, so hängt das damit zusammen, dass Ägypten selbst eine lange schiitische Tradition hatte, ehe die Sunniten hier den Ton angaben und sein Islam heute eine Mischung aus beiden Konfessionen plus einem gehörigen Schuss ägyptischer Kultur der Antike darstellt. Ein weiterer wichtiger Punkt betrifft die Verklärung Alis und seiner beiden Söhne (der dritte überlebende wird immer unterschlagen) zu beinahe göttlichen Ehren. Ali wird dabei dem Propheten Mohammed gleichwertig beigesellt, obgleich sein „Buch der Rechtleitung“ keine Offenbarungen enthält, sondern sich mit religiösen und politischen Reflexionen beschäftigt – im Übrigen nicht sehr tiefgehend oder weit ausgreifend, sondern e

---

<sup>96</sup> Die Mandäer sind bitte nicht zu verwechseln mit den Manichäern. Vielmehr handelt es sich bei ihnen um ein hoch interessante Spätform jener Reformbewegung, die einst durch Jochanaan, den Zeitgenossen Jesu, angeregt worden war und auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte allerhand Beiwerk aufgesammelt und integriert hat. Heute gibt es zwar noch Mandäer, sie spielen aber religionsgeschichtlich keine aktive Rolle mehr und wurden auch durch die permanenten Kriegshandlungen im Nahen Osten dramatisch dezimiert. Ob die Mandäer mit den im Koran genannten Sabiern identisch sind, ist allerdings nicht erwiesen, eher sehe ich in den Sabiern Reste der altmesopotamischen Planetenreligion.

<sup>97</sup> Als da sind: bevorzugte Abfertigung bei Behörden, Ärzten und dergleichen, ungehinderter Zugang zu den diversen Heiligtümern, die meist gut besucht sind, leichter Zugang zu höherer Bildung und zu kommunalen Ehrenämtern, Vorzugsbehandlung bei der Zollabfertigung... übrigens gilt das auch für ihre Frauen, denn im schiitischen Islam existiert kein Verbot für Frauen, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Ein Sayed hat auch per se einen Anspruch auf existenzielle Versorgung durch die öffentliche Hand, denn ein solcher muss nicht automatisch auch wohlhabend sein.

<sup>98</sup> Ein Wort zur wechselnden Rechtschreibung des Arabischen . sie ist in ihrem Vokalisierungsgrad durchaus wählbar und daher nehme ich mir das Recht, die Schreibweise dem jeweiligen latenten Stilgefüge des Deutschen ein- und unterzuordnen.

sind Reflexionen eines Praktikers der versucht, allem was ihm widerfährt, irgendwie gerecht zu werden. Und selbstredend hat die „Passion“ seines Sohnes Hussein nichts mit der Passion Jesu Christi gemein, sondern meint sein Unterliegen gegen eine – umayyadische – Übermacht, nachdem die Realpolitiker sich rechtzeitig verzogen hatten und insofern ist Hussein der erste bewusste Märtyrer des – von ihm so geglaubten – Islam. Die Stätten seines Wirkens und vor allem sein Grab gelten als Heiligtümer ... und auch dies ist ein Unterscheidungsmerkmal zwischen den Konfessionen, denn einen Heiligenkult kennt der sunnitische Islam – mit Ausnahme des ägyptischen – nicht. In Persien aber ist er allgegenwärtig und seit den Persern der ungehinderte Zugang zu den heiligen Stätten nicht mehr möglich ist, steht manches Heiligtum bei ihnen stellvertretend für diese, besonders die Stätten Qom im Iran sowie Kerbela und Nadschaf im Irak, der einst ebenfalls zu Persien gehörte. Daneben existieren noch diverse sogenannte Imamzadeh, Mausoleen der verschiedenen Imame die Alis Nachfolge angetreten haben und heute Ziele für viele Wallfahrten sind.

Wichtigstes Unterscheidungsmerkmal der schiitischen Konfession ist aber wohl die Hinzufügung Alis zur Schehada, die Passage, die für jeden schiitischen Muslim verbindlich ist, lautet „und Ali ist der Freund Gottes“. Im Übrigen herrscht aber im schiitischen Islam eine recht große Gestaltungsfreiheit, da jeder Gläubige sich seinen religiösen Weg selbst auswählen kann, wenn er die übrigen Gebote des Islam beachtet, die natürlich auch für den schiitischen Muslim gelten: Gebet, Fasten im Ramadan, Zakat, die Pilgerfahrt (wenn sie möglich ist) und natürlich die Bezeugung der Einzigkeit Allahs. Ob er hingegen eine Gebetskette benutzt oder nicht, ob er sich traditionell oder westlich kleidet, eine oder vier Frauen hat (die Einehe ist im modernen Iran die Regel) welche Bildung er seinen Kindern angedeihen lässt – das alles und auch die eigene Berufswahl bestimmt er selbst. Hier hat es in der jüngsten Vergangenheit empfindliche Verzerrungen gegeben, vor allem was die Rolle der Frau betrifft, aber sie haben niemals die Schärfe erreicht, die im – sunnitischen – Arabien allgemein gilt. Denn – die Kultur Persiens ist eine grundlegend andere – hier haben die Künste, die Architektur, die Wissenschaften ihre großen Zeiten gehabt, hier wurden Frauen angebetet und bedichtet, die Lieder singt man heute noch und wer kennt in Arabien ein Grab, das dem des Hafiz gleicht, zu dem nicht Fromme, sondern Liebespaare pilgern? Hier skandierte ein Omar ben Chajjam seine frechen und tiefen Verse von Freiheit und Wein, im persischen Umkreis nur konnte ein Rumi zu dem überragenden Mystiker werden, als der er in die Weltgeschichte einging und wo in Arabien ward ein Werk geschrieben wie die Geschichten der Scheherazade? Wo ist Sprache jemals so kultiviert worden, es sei denn in den großen Kulturen der Antike? Wo gibt es eine Musik, die so klangschön und doch so anders ist wie die persische, die das Rieseln des Wassers und das Wehen der Brisen und den Duft der Rosen an einem warmen Sommerabend geradezu braucht um ihre Wirkung ganz zu zeigen? Gibt es so etwas in Arabien? Der persische Islam und der arabische sind voneinander unterschieden wie eine Kirche im italienischen Barockstil von einem Betsaal der Reformierten<sup>99</sup>. Im Mittelalter allerdings erstreckte sich der Einfluss Persiens wie gehabt auch auf die arabische Halbinsel und er wirkte vor allem befruchtend auf das Reich der Osmanen, das letzte Weltreich des Islam. Man darf den heutigen, dürren Islam Persiens nicht mit dieser Epoche seiner Geschichte zusammenbringen. Zwar werden im Iran die Moscheen immer noch nach den Vorstellungen Sinans gebaut, aber Hafiz, Chajjam, Nizami und Rumi wären heute vermutlich ebenso Opfer von Fatwas wie Salman Rushdie, dessen höchst amüsantes und lehrreiches Buch ich jedem Muslim ans Herz legen möchte<sup>100</sup>. Es atmet den Geist dieser Vorerwähnten.

<sup>99</sup> Dies auch bereits vor dem Auftreten der Wahhabiten. Denn mit der Eroberung Persiens wechselt der kulturelle und zivilisatorische Mittelpunkt islamischen Lebens an Orte wie Bagdad, Basra, Isfahan, Schiraz.

<sup>100</sup> übrigens: die satanischen Verse existieren wirklich im Koran und zwar beziehen sie sich auf Sure 53, die Verse 19 und 20.

## DER ISLAM IN INDIEN

---

Und damit wären wir auch schon in Indien angekommen, denn Salman Rushdies Werk spielt auf einer seiner Ebenen eben dort. Ehrlich – ich erwartete nicht, in der Geburtsurkunde meines Bekannten Iqbal S. eine Kaste eingetragen zu finden, da er sich stets als Moslem bezeichnete. Aber da stand eine – ich erinnere mich zwar nicht mehr an den Namen, aber die Rubrik: Jati war nicht leer. Iqbal ist in Bombay geboren, also in der indischen Großstadt schlechthin und seine Eltern waren relativ gut situierte Leute, die ihren Sohn nach Deutschland schicken konnten, auf dass er was Ordentliches lerne<sup>101</sup>. Sein Islam aber glich meinem Christentum: er aß Schweinefleisch, trank Alkohol und wenn er nicht rauchte, dann weil es ihm nicht schmeckte, was ich verstehen kann. Zu dem Hindu Satish, der auch in dieser „Kommune“ lebte<sup>102</sup>, hatte er ein zwar korrektes, aber doch distanzierendes Verhältnis. Immerhin aber aß er, was Satish kochte und umgekehrt aß Satish, der Hindu aus Delhi, was Iqbal kochte, was für Indien durchaus etwas zu bedeuten hat – also so ganz ernst meinten es wohl beide Parteien nicht mit ihrer Religion. Jedenfalls glaubte ich das damals. Erst später erfuhr ich, dass man es in Indien niemals allzu ernst mit den Äußerlichkeiten des Islam genommen hat. Wie alle anderen Religionen zuvor wurde versucht, auch den Islam ins System der indischen Gesellschaft zu integrieren. Dieser Integrationsprozess ist grundlegend für die islamische Kultur in Indien geworden und er ist es noch – Konfrontationen, wie sie von Zeit zu Zeit stattfinden, sind weniger im indisch – islamischen als im Umfeld des allgemeinen Islamismus zu suchen und zu finden.

Wer sich alte indische Moscheen ansieht, der wird feststellen, dass ihre Silhouette zwar dem persischen Vorbild entspricht, ihre Detailgestaltung aber eher im indischen Tempel Parallelen findet – und so ist es mit dem ganzen Islam Indiens bestellt: er folgt im Umriss dem Islam, der im achten Jahrhundert aus Persien kommend Indien erreichte, aber die Gestaltung der Details seines Alltags ist indisch. Da der Hindu kein Rindfleisch isst, was dem Muslim nach seiner Religion ohne Weiteres erlaubt wäre, nimmt er im Allgemeinen Rücksicht und verzichtet zugunsten anderer Fleischsorten – der vegetarische Speisezettel unterscheidet sich nicht von dem der Hindus. Auch indische Muslime pilgern nach Mekka und halten den Ramadan – aber was das fünffache Gebet angeht, haben Muslime ihre eigene Auffassung, wenn sie sagen, dass das Gebet in Gedanken ebenso viel wert wäre und so sind die Moscheen selbst am Freitag nicht eben zum Bersten gefüllt und viele gerade indische Muslime die fest an Allah glauben, haben noch nie ein Wort Arabisch gelernt und verstehen demnach auch nicht, was im Koran steht, es sei denn, sie benutzen eine landessprachliche Übersetzung. Die Sitte des Parda, der Abschließung der Frauen vom öffentlichen Leben (wir wissen, dass sie nicht islamisch ist) war in Indien bereits vor dem Einbruch des Islam bekannt und wird zudem nur von besonders frommen Muslimen praktiziert. Die muslimische Inderin ist gemeinhin ebenso aktiv in der Öffentlichkeit wie ihre hinduistische oder christliche Schwester. Wie diese verschleiert sie sich auch nicht oder wenn, dann nur mit dem Ende ihres Sari und nur wenn es die Umstände zu erfordern scheinen, zum Beispiel bei Jungvermählten der oberen konservativen Gesellschaftsschichten. sowie auf dem Lande, wo sehr Vieles sehr anders ist als in der indischen Stadt.

---

<sup>101</sup> Zudem waren die Kosten, jemanden zur Ausbildung in die DDR zu schicken wohl auch weitaus geringer als nach England, wohin traditionell die meisten Inder gingen.

<sup>102</sup> einem Berliner Zimmer in einer auf mehrere Parteien aufgeteilten Wohnung in Berlin – Mitte, in dem auch meine damalige Schulfreundin ein Zimmer erhielt, nachdem ihre elterliche Wohnung einen Brandschaden erlitten hatte und sie bei ihrer Großmutter nicht mehr wohnen wollte oder konnte.

Im Grunde bedeutet für den indischen Muslim die Tatsache, dass er Muslim ist, nur, dass er an einen Gott und nicht an viele Götter glaubt, in die Moschee geht statt in den Tempel... aber damit hören die Unterschiede meist auch schon auf: wo bei der Hindu-Familie die verschiedenen Götter der Familie stehen, da steht bei ihm das Bild eines Heiligen oder sogar der Maria und natürlich der Fatima, und so er hat, steht da auch ein Koran und eine Kalligraphie weist die Richtung nach Mekka – wenn er denn einmal beten möchte. Ansonsten brennt er Räucherkerzen vor seinen Bildern ab und zündet Lichter an, schmückt seine Heilige Ecke nicht anders mit Blumen und Devotionalien als der Hindu seine. Ansonsten wäscht er sich wie sich auch der Hindu wäscht, ehe er ans Essen geht und in den Tempel, und seine Hochzeiten sind nicht weniger aufwendig als die der Hindus, nur seine Begräbnisse sind vielleicht ein wenig kostengünstiger, da er kein Holz für einen Scheiterhaufen bezahlen muss, aber um den Leichenschmaus und diverse andere Familienfeste kommt er ebenso wenig herum. Er feiert mit den Hindus Divali und das Holi – Fest, diese mit ihm die Lailat al Qadr und den Geburtstag des Propheten, das Idfest und das Opferfest... zumindest im Norden Indiens, wo der muslimische Anteil der Bevölkerung immer noch stark ist und auch wieder erstarkt. Es hat nicht viel genützt, die Muslime Indiens in die Staaten Bangladesch und Pakistan zu verfrachten, sie wachsen nach. Es nützt auch nicht viel, politischen Gewinn aus gelegentlichem beidseitigem Mangel an Taktgefühl ziehen zu wollen, denn die Inder sind Hitzköpfe: sie kochen schnell hoch und stellen dabei schreckliche Dinge an, aber sie können Glut nicht lange halten. so schnell wie sie aufflammte, wird sie auch wieder zu Asche und es bedarf eines neuen Anlasses, sie wieder zu entfachen.

Dabei hatten Hindus und Muslime es im Norden Indiens vor allem anfangs keineswegs immer leicht, sich miteinander zu vertragen, aber das jahrhundertelange Miteinander und vor allem die integrative Kraft einiger Mogulkaiser sorgten für Ausgleich – allen voran der große Akbar, der, selbst ein liberaler Moslem, danach strebte, die Gegensätze in seinem Reich zu vermindern und also seine Macht auf eine möglichst breite Basis zu stellen. Andere wieder, wie der fanatische Aurangzeb<sup>103</sup>, konnten sich bei allem Fanatismus doch nicht auf Dauer durchsetzen. Aber angeregt durch die größere Ordnung und Würde der islamischen Religion kam es auch unter den Hindus zu klärenden Reformen und ein neues Verhältnis des Einzelnen zu seinem Gott, das die Mittlerschaft der Brahmanen größtenteils umging und so vor allem den von der Gesellschaft Benachteiligten Aufwertung verschaffte. Nun konnten sie sich auch ohne die Tempel, in denen man sie nicht zuließ, als vollwertige Menschen und von ihren Göttern angenommen fühlen. Ein reinerer, mehr auf das Universale ausgerichtete Hinduismus war die Folge – und dessen Folge war die Einflussnahme der hinduistischen Kultur auf diejenige Westeuropas, die im neunzehnten Jahrhundert begann und noch fort-dauert. Aber nicht diese soll uns hier interessieren, sondern jene Sonderprägung des Islam, die auch als solche für uns bedeutsam geworden ist, denn aus dem Umkreis des indischen Islam kam jene Bewegung, welche in Europa die meisten Missionserfolge hatte und hat – die Ahmadiya, die versucht, Christentum und Islam miteinander zu vereinen, indem sie sich als die Hüterin des Vermächtnisses Jesu Christi ausgibt. Da ich dieses Vermächtnis kenne, kann ich sagen, dass die Ahmadiya auch nicht den Schatten eines solchen besitzt, wohl aber hat der allbekannte Größenwahn hier zugeschlagen und aus einem durchschnittlichen Mystiker der Moderne einen der vielen Mahdis gemacht, die nach schiitischer Lehre die Muslime in loser Folge beglücken. Davon abgesehen ist die Ahmadiya nicht rigoroser und nicht liberaler als andere Formen islamischer Frömmigkeit. Dass die Muslime sie nicht anerkennen, ist ganz einfach erklärt – sie achtet die Formel nicht, nach der Mohammed das „Siegel der Propheten“ wäre und nach ihm nichts mehr über Gott zu offenbaren ist. Indessen zeigt das auch, was dem Islam fehlt: nämlich die Offenheit ins Künftige, aber fehlt die nicht allen drei Religionen gleichermaßen? Sie alle schließen etwas ab und sich daher gegenseitig aus: das Juden-

---

<sup>103</sup> De Zerstörer der meisten nordindischen Hindutempel.

tum kann mit einem Christentum bei aller Toleranz nicht leben, das Christentum nicht mit einem Islam und der Islam nicht mit dem, was aus seiner Konzeption erwachsen kann und erwachsen ist, denn die Ahmadiya ist ja bei weitem nicht die einzige Religion, die im Islam gründet. Neben ihr ist in Indien noch die Religion der Sikh aus dem Zusammentreffen von Hinduismus und Islam erwachsen, im Nahen Osten sind es die Bahai und ich stehe nicht an, auch die Aleviten und Nusairier zu den autarken Neureligionen mit schiitisch - islamischer Basis zu rechnen. Insgesamt aber will dies nichts weiter sagen, als dass all diese Konzepte den Keim des Unvollkommenen in sich tragen und daher mit der Vorstellung von einem vollkommenen Gott wie ihn die abrahamitischen Religionen insgesamt postulieren, nichts gemein haben können.

Insgesamt aber bleibt für den indischen Islam festzuhalten, dass er, mehr oder weniger gezwungen, zu den toleranteren Spielarten desselben gerechnet werden muss, allerdings nicht zu den Leuchten derselben, von denen wir nun hören werden, denn aus dem Osten der islamischen Einflusssphäre wenden wir uns nun in ihren äußersten Westen.

---

## DER ISLAM IN SPANIEN

---

Als der toleranteste Islam ist er bekannt, auf die iberische Halbinsel getragen wurde er aber von Gotteskriegerern, denen der Islam ägyptischer Prägung, der Nordafrika beherrschte, viel zu lasch und liberal war. Aber sie waren, die Almoraviden und Almohaden, nicht die Ersten, welche die Meerenge von Gibraltar überschritten und ins iberische Westgotenreich einfielen und der dortigen Herrschaft der Nachfolger der Omaiaden ein Ende bereiteten. Aber auch die Omaiaden waren nicht die ersten, die den Islam nach Spanien brachten. Im Auftrag seines Befehlshabers, des Statthalters von Ifriquiya, führte Tariq ibn Ziyad im Jahre 711 unserer Zeitrechnung ein berberisches Heer aus dem Maghreb hinüber nach dem (christlichen) Westgotenreich, besiegte König Roderich und sein Heer am Rio Guadalete und zog weiter nach Norden, unterwarf im Handstreich alles, was ihm in den Weg kam. Sein Feldzug endete erst an den Loire, wo er auf die Franken unter Karl Martell<sup>104</sup> traf und ihnen unterlag<sup>105</sup>. Im Zuge ihres Sieges drängten die Franken in der Folge dann die Muslime wieder über die Pyrenäen in den Süden zurück und im Jahre 756 kam ein Prinz aus der Familie der Omaiaden in Spanien an, der im Jahre 750 unserer Zeitrechnung der Vernichtung seiner Familie durch die Abbasiden hatte entgehen können und nun in Spanien die alte Dynastie aus dem Blute der Koraisch fortsetzte. Dieser Mann nannte sich Abd ar Rachman, Diener des Barmherzigen, und er wurde der erste Emir des muslimischen Andalusien, das den gesamten Süden und die Mitte der iberischen Halbinsel umfasste und dessen Zentrum Cordoba am Guadalquivir wurde. Darüber hinaus herrschte das Emirats von Cordoba auch noch über jene Gebiete Nordafrikas, aus denen Tariq einst aufgebrochen war. Allerdings war diese Herrschaft eher nominell als tatsächlich. Der Enkel dieses Mannes erklärte Cordoba dann im Jahre 926 zum selbständigen Kalifat – der Kalif in Bagdad, der sich Beherrscher der Gläubigen nannte, konnte nichts dagegen tun und ließ es füglich dabei bewenden – wenigstens offiziell. Inoffiziell sorgte er allerdings immer wieder für Unruhe und wir dürfen nicht vergessen, dass es auch in Tunis inzwischen einen Kalifen und Konkurrenten um die Macht in Nordafrika gab.

---

<sup>104</sup> Der Großvater Kaiser Karls des Großen

<sup>105</sup> In der Schlacht bei Tours, im Jahre 732 unserer Zeitrechnung.

Um es kurz zu machen: ein islamisches Weltreich hat es vor dem Osmanen niemals gegeben, sondern nur mehr oder weniger große Herrschaftsgebiete bestimmter Familien oder Clans, die mehr oder minder fest in ihren Sätteln saßen und sich gegenseitig bekriegten. Da kann es als ein Sonderfall der islamischen Geschichte betrachtet werden, dass in Andalusien, im nunmehrigen Kalifat von Cordoba hundert Jahre lang Ruhe herrschte. Und nicht nur das: unter den Händen von Abd ar Rachman III und seinen Nachfahren erlebte es eine Blüte auf allen Gebieten: der Landwirtschaft, des Handwerks, des Handels, der Wissenschaften, der Künste... und der Religionen. Juden und Muslime wetteiferten um die Vervollkommnung ihrer Religionen, während sich die Christen in dieser Zeit den Gewohnheiten des Orients anpassten und eine eigene elegante Spielart ihrer Religion entwickelten, die arabisch sprach, arabisch sang, sich arabisch kleidete und von der man so recht nicht mehr wusste – übrigens auch nicht von den Juden – ob es denn überhaupt noch Christen wären. Nun sie waren es, die einen wie die anderen und sie blieben es auch, denn niemand nötigte sie, ihren Glauben zu verlassen da sie so wie sie waren im gesellschaftlichen Leben willkommen geheißen wurden. Andalusien machte Ernst mit der Anordnung Mohammeds, Christen und Juden als „Leute des Buches“ zu respektieren und sich ebenso um ihre Belange wie um die eigenen zu kümmern. Hier, in Andalusien, zeigte sich, welche Synergieeffekte in einem Zusammenwirken der abrahamitischen Religionen liegen können, aber auch welche Zentrifugalkräfte zu überwinden sind, damit diese Synergie funktioniert, zu der übrigens die Christen am wenigsten beitrugen. Es zeigte sich, was Wissenschaft leisten kann, wenn sie keine Glaubenssysteme stützen muss, denn die Werke des Averroes und des Avicenna und des Abulcasis wurden maßgebend für das gesamte christliche Mittelalter, in Maimonides erwuchs dem Judentum einer seiner wichtigsten und fundamentalsten Denker... und gerade ihn traf eine kalte Welle mit voller Wucht, denn er wurde mit seiner Familie aus Andalusien vertrieben – von den schon genannten Almohaden nämlich die in die politische Instabilität nach dem Sturz der spanischen Omaijaden einbrachen und die Herrschaft usurpierten. Aber nun tat sich ein Wunder: der andalusische Islam, zähmte die ihn zu zähmen aufgebrochen waren. Er zähmte die Almohaden, er zähmte auch die diesen folgenden Almoraviden und wenn es auch nicht mehr gelang, ein einiges Emirat oder gar Kalifat in Andalusien zu errichten, der Islam bestand noch Jahrhunderte fort und beherrschte die Kultur – bis 1492 der letzte muslimische Herrscher, der Emir von Granada, sich den „katholischen Majestäten“ Ferdinand und Isabella ergeben musste. In der Folge wurden Juden und Muslime des Landes verwiesen und den wirtschaftlichen Einbruch, den das zur Folge hatte, kompensierte nur die in etwa gleichzeitige Entdeckung der Neuen Welt – auf die, wie auf den Seeweg nach Indien die katholischen Könige also dringend angewiesen waren um einen drohenden Staatsbankrott zu verhindern. Man kann sich Isabellas Enttäuschung lebhaft vorstellen, als ihr Kapitän Columbus kein Gold, sondern nur irgendwelches vertrocknete Zeug und seltsame Federn und ein paar komische nackte Wilde mitbrachte... da hatte sie denn doch anderes erwartet. Nun, es kam nicht zu ihr, aber es kam dann zu ihren Nachfolgern, erst spärlich, dann immer reichlicher – und zuletzt ruinierte der Segen Spaniens, ließ es ebenso tief fallen, wie er es hoch hatte steigen lassen – das Los aller Wirtschaften, lokaler wie globaler, die sich auf die Schätze der Erde, statt auf den Fleiß und die Tatkraft des Menschen gründen. Die Zeit des Islam aber ist in Spanien in allerbesten Erinnerung geblieben und bis heute trauern die Menschen der Freiheit nach, die Handel und Wandel damals genossen; einer von mehreren Gründen, warum die Ahmadiya gerade in Andalusien beachtliche Missionserfolge nicht nur unter Einwanderern hat – es fehlt die Berührungsangst die den Westen sonst auszeichnet, Jahrhunderte islamischer Herrschaft haben sie hinweggefegt und Jahrhunderte spanischer Inquisition die folgten, haben sogar die Tyrannei der Almohaden in einem milderen Licht erscheinen lassen, denn wenigstens wandten die sich nicht gegen die Wirtschaft des Landes wie es dann der Katholizismus tat.



## DAS OSMANISCHE REICH

---

Im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurden weite Teile des vorderen und des inneren Asiens von einem islamischen Staat beherrscht, der sich das Sultanat der Rum – Seldschuken nannte. Die Hauptstadt dieses Staates war Konya in der heutigen Türkei und das Reich selbst erstreckte sich über Anatolien, am südlichen Fuß des Kaukasus entlang bis zum Südwestufer des Kaspischen Meeres und nach Osten bis weit in die Steppengebiete Innerasiens. Es war aber, sieht man von der Küste des Kaspischen Meeres ab, ein reiner Binnenstaat, dessen Zentrum sich auf ehemals byzantinischem Territorium befand, deshalb der Name Rum – der auf Arabisch Römer bedeutet und auf Byzanz verweist, dessen Gebiete die turkstämmigen Seldschuken ihm abgenommen hatten – und auch niemals wieder heraus rückten. Perser und Byzantiner lieferten sich gleichermaßen Schlachten mit den Seldschuken, aber weder Persien noch Byzanz konnten sich ihrer am Ende erwehren und aus dem Sultanat der Seldschuken, welches sich als solches nicht halten konnte, wurde das Osmanische Reich, dessen Grenzen im Osten bis zum Persischen Golf, im Süden an die Küsten Arabiens bis nach Mekka, im Westen durch die ehemaligen Provinz Ifriquiya mit Ägypten, im Norden bis an den Kaukasus und bis nach Ungarn hinein reichten. Palästina, Griechenland, der Balkan, Kleinasien, alles war oder wurde osmanisch. Entsprechend kann man sich den „osmanischen“ Islam denken – er reichte von schiitischen Splittergruppen im Südirak bis zum – sunnitischen – Arabien durch alle denkbaren Konstellationen.

Wir wollen es kurz machen: kein Reich, auch nicht das römische, hat jemals eine größere Territorialausdehnung gehabt, keines hat länger bestanden, auch nicht das chinesische Kaiserreich, das immer wieder einmal zwischendurch auch zerfiel, vom elften bis zum zwanzigsten Jahrhundert, das ist beinahe ein Jahrtausend – nur Ägypten mit seinen dreitausend Jahren kann sich hier messen. Aber kein Reich ist auch jemals kläglicher und kleinlauter zugrunde gegangen als das Riesenreich des Islam. Die Gründe sind vielfach: obgleich die Verwaltung des Reiches bis ins kleinste geordnet war, hing sie insgesamt doch immer von der Politik ab, die gerade in Istanbul gemacht wurde und die war durch die überragende Stellung des Herrschers viel zu sehr von dessen Eignung oder Nichteignung abhängig. Obgleich es einen ausgefeilten Beamtenapparat gab, gab es keinen, der ruhig und ohne Behinderung auch Thronkrisen hätte überbrücken können wie das im römischen Reich, aber auch in Ägypten stets der Fall war. Sondern gerade in Krisenzeiten wechselten die Regierungsbeamten quasi von einem Tag zum andern und es war keine Kontinuität in der Verwaltung des Reiches möglich. Zum zweiten war das Reich viel zu groß, es zeigte sich, dass die Muslime wohl aus Borniertheit sich geweigert hatten, das Schicksal Roms zur Kenntnis zu nehmen, das ebenfalls an Überdehnung zerbrach. Drittens stimmte das Wirtschaftsgefüge nicht. Viel zu spät hielt die moderne Zivilisation Einzug in den Islam und das liegt zum großen Teil an diesem selbst. Viel zu sorglos überließ sich Regierung um Regierung einer längst völlig korrumpierten Steuerwirtschaft – waren denn die Erfahrungen der Römer mit den Publicani, den Steuerpächtern, nicht Warnung genug? Warum hatten sie dieses System, das doch einen schnellen Geldfluss garantierte, abgeschafft? Ganz einfach: weil sie überleben wollten und nicht ihre Wirtschaft ruinieren, den Sultanen aber war das anscheinend egal, sie lebten nur innerhalb ihres Hofes und vielleicht noch dann und wann beim Heer. Nun – auch innerhalb ihres Hofes lagen sie nicht auf der faulen Haut, denn ihre Herrschaft musste beinahe jeden Tag gegen Rivalen aller Art verteidigt und erhalten werden – wobei die Sultane nicht zimperlich sein konnten, denn übten sie Gnade, konnte es ihr Leben kosten. Und so hüteten sie sich halt auch, ihre Beamten und Offiziere zu vergrätzen und waren vollauf beschäftigt. Zu sehr, um ohne Not ungläubige Gesandte zu empfangen oder gar Kaufleute anzuhören und Handelsverträge zu schließen – dafür waren die Beamten zuständig, die aber waren verunsichert, denn mit jedem eigenmächtig abgeschlossenen Vertrag stand ihr Kopf zur Disposition. Neuerungen in der Waffentechnik oder in der Produktion... aber nicht doch. und so über-

schwemmte europäische Manufakturware bald die osmanischen Märkte und alle Gesetze halfen nichts dagegen, weil das Zeug eben besser war als die heimische Ware und auch bedeutend billiger. Druckwerke – aber nicht doch... und so lasen die Sultane und ihre Berater kein einziges der tollen Fachbücher, die im christlichen Europa erschienen. So regierten sie als reiche Fürsten bald ein armes Land in dem jeder nur zusah, wie er sich durchbrachte und mit der Zeit verarmten sie selbst und ihr Reich zerbrach in tausend Stücke.

Wie aber sah, frage ich nochmals, der Islam aus, der im Reich der Osmanen praktiziert wurde? Im Hedschas sah er auf jeden Fall anders aus als in Bagdad oder in Istanbul – aber eine gewisse Einheitlichkeit war denn doch gegeben, denn überall regierte die gleiche Feindschaft gegen alles und jedes, was von den Ungläubigen kam... schon die wenigen Abkommen, die das osmanische Reich je schloss, atmen den Widerwillen einer Kultur, die sich in sich selbst genügen wollte und sich nur widerwillig bereitfand, Realitäten anzuerkennen. Man wollte nicht einsehen, dass die große Zeit des Islam als Kulturbringer mittlerweile zu Ende gegangen war und zivilisatorische Impulse nun von einer anderen Sphäre ausgingen, der des Westens. Eben noch hatte man die halbe Welt tributpflichtig gehalten und nun drangen Engländer und Franzosen unaufhaltsam in die eigenen Machtbereiche ein und formten sie nach ihren Vorstellungen – bis das Reich auf die kleinasiatische Halbinsel beschränkt war und ein Trupp junger Offiziere sich aufraffte, den „kranken Mann am Bosphorus“ hinwegzufegen und einen Staat zu errichten, in dem westliche Vorbilder statt islamischer herrschen sollten, auch wenn der Islam bestehen blieb.

## DER ISLAM NACH DEM ZERFALL DES OSMANISCHEN REICHES

---

Wenn wir uns die Landkarte des Nahen Ostens anschauen, sehen wir lauter schnurgerade Striche, die Territorien voneinander trennen. In der Tat wurden diese Gebiete mit einem Lineal auf der Landkarte eingerichtet und entscheidend war, wer den Engländern wie viel geholfen hatte, das osmanische Reich zu Fall zu bringen. Nebenher schnitten sich in Nordafrika noch die Franzosen ihre Kolonialprovinzen aus dem Wüstensand und so kam Ägypten zu seiner schnurgeraden Grenze mit Libyen und dem Sudan und auch alle anderen Staaten oder Kolonialgebiete in der Region. Man hätte auch gerne das Kernland der Osmanen, Kleinasien, besetzt, aber es ging nicht an, da hier bereits eine Gruppe um Mustafa Kemal auf einen westlich orientierten laizistischen Staat hinarbeitete und die Beseitigung der Reste der osmanischen Monarchie eine Frage von Monaten war. Da eine solche Orientierung stabile Verhältnisse in der Region versprach und den Europäern nicht ins Gehege kam, beließ man es dabei und erkannte den neuen weltlichen und in Maßen demokratischen Staat Türkei an. Die anderen Gebiete des Nahen Ostens machte England aber auch nicht zu direkten Kolonien, sondern beschied sich damit, die Politik vorzugeben, die einheimische Führer zu gestalten hatten – nämlich jene, die England gegen das Osmanische Reich von innen heraus unterstützt hatten. Ansonsten – das Kalifat wurde aufgehoben, die Muslime in den neuen Territorien sollten mit ihrer Religion selbst zurecht kommen und das kamen sie denn auch recht und schlecht, meistens schlecht, denn ihre Kenntnis und Vorstellung vom Islam beruhte auf der provinziellen Religionspraxis der Osmanen und an der Förderung ihrer Potenziale war der britischen Mandatsregierung verständlicherweise nicht gelegen, da sie nur einen Absatzmarkt für englische Waren suchte.

Nach dem zweiten Weltkrieg aber war es auch mit dieser Wirtschaft erst einmal vorbei, die Mandatsgebiete ertrotzten eines um das andere ihre Selbstständigkeit, der riesige Marktplatz des Empire, war zerbrochen, das Commonwealth ersetzte ihn nur unvollständig, weil es dem britischen Staat keine Möglichkeit gab, der englischen Wirtschaft notfalls mit

Waffengewalt beizuspringen. Zudem machte Amerika den Briten unverzüglich Konkurrenz um die Ölquellen und es gelang ihm, sie zumindest zurück zu drängen, wenn auch nicht ganz hinaus, wie sich später zeigen sollte, als Tony Blair in der Hoffnung auf ein Aufleben der britischen Konzessionen, mit George Bush jr. in den zweiten Irakkrieg zog. Er wurde enttäuscht und zog sich grollend zurück, wenig später stürzte er. Aber auch Frankreich, das sich Hoffnungen auf Konzessionen gemacht hatte und Spanien, wurden von den Staaten brüskiert. Aber das ist ein anderes Kapitel, wenn es auch für die weitere Entwicklung des Islam nicht ohne Folgen bleiben wird. Die ersten Folgen des Untergangs zeigten sich indes schon bald – es ging den neuen Staaten zwar nicht besser, aber sie waren nun frei, ihre Version des Islam selbst zu wählen, es gab keinen Scheich ul Islam mehr, der die Richtung vorgeben konnte. Sich selbst überlassen, errangen auf der arabischen Halbinsel die Wahabiten mit einem beispielhaft rigorosen Islamverständnis die politische Macht und versuchten von hier aus die übrige Welt zu „missionieren“. In Ägypten bildete sich eine Mischform aus schiitischen Erbe und sunnitischen Tradition so harmonisch heraus, dass das Land auf Jahrzehnte immun gegen wahabistische Infiltration blieb und wohl – Inshallah – auch bleiben wird. Erfolge verzeichneten die Wahabiten allerdings in den Palästinensergebieten, sehr zum Kummer des eigentlich sehr liberalen haschemitischen Königshauses in Jordanien, aber auch sehr zum Kummer vieler Palästinenser selbst, die keineswegs mit der wahabistisch beeinflussten Hamas sympathisierten und sympathisieren. In Syrien ist die Lage ideologisch äußerst verworren, desgleichen im Libanon, der immer wieder durch Bürgerkriege erschüttert wird, im Irak steht eine schiitische Mehrheit gegen eine sunnitische Minderheit und beide kommen nicht unbedingt immer friedlich miteinander aus und im Iran schließlich dominiert auf jeden Fall die Zwölferschia, die ihren Einfluss auch auf Afghanistan erstreckt. Die Türkei ist, wie schon gesagt, laizistisch geworden, steht aber momentan auf der Schwelle zu einer erneuten Islamisierung des täglichen Lebens und der Politik, jedenfalls steht Erdogan dafür, der von denen ins Amt gehievt wurde, denen die Profanierung des Lebens viel zu weit geht, aber er hat es wie man sieht schwer, mit einem provinziellen Islam in den großen Städten des Landes zu punkten. Er muss Abstriche machen, was nun wieder seinen fundamentalistischen Hintermännern gar nicht gefällt. Ihm selber gefällt derweilen auch manches nicht im Land, so die liberalen Tendenzen die von den Alewiten auf den Islam ausgehen und nur sehr widerwillig erkennt er, dass zur Hinwendung nach Europa, die er möchte, auch die unbedingte Akzeptanz des Christentums gehört, wo er wiederum mit seinen Radikalen in Konflikt gerät. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass die moderne Zivilisation überall – mit wenigen Ausnahmen – im Nahen Osten eingezogen ist und man von einem technischen Gefälle nicht mehr sprechen kann.

Dennoch ist das Gefälle unübersehbar und es entspricht fast bis auf den Tag genau dem zeitlichen Abstand zwischen dem, was ich in den vorigen Abschnitten skizziert habe (mehr war es wirklich nicht, aber auch nicht weniger) und dem Ist – Stand dieser Kultur. Denn seit dem Mittelalter hat sich der Islam nur noch rückwärts entwickelt. Was von solchen Entwicklungen zu halten ist, wissen wir – aber was halten die Muslime in aller Welt davon? Sehen sie in dieser bewussten Rückbesinnung etwa das, was wir im nächsten Abschnitt zu zeigen haben werden? Nun gut – wie auch immer, das Bild, das der Islam momentan gibt, ist desolat. Es ist ebenso desolat wie es das Bild des Christentums war, ehe Luther es mit seiner Reformation durcheinander jagte und aus dem brodelnden Kessel ein neues Christentum möglich machte. Steht der Islam jetzt auch dort? Jede Religion wenn sie es mit sich selber ehrlich meint, kommt an diesen Punkt. Wie und ob sie ihn meistert, entscheidet über ihre Zukunftsfähigkeit.

---

## ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT?

---

Ehe ich mich mit dieser Frage in Bezug auf den Islam befasse, stelle ich die Frage einmal generell: ist es möglich, dass irgendetwas von dem, was sich in der Vergangenheit ereignet hat, uns heute Wegweiser für unsere Zukunft sein kann? Ich weiß, dass diese Frage nicht einfach mit Ja oder Nein zu beantworten ist, denn die Vergangenheit der Menschheit ist ein Buch mit sehr vielen verschiedenen Inhalten und keineswegs alle wurden auch bis zu ihrem Ende ausgearbeitet. So liegen allenthalben noch Fragmente herum und warten auf ihre Verwirklichung... aber andererseits waren die Herausforderungen, vor denen wir stehen, auch noch in keiner früheren Periode der Menschheitsgeschichte zu bewältigen, so dass wir von dort also auch keine konkreten Ratschläge erwarten dürfen. Das betrifft dann natürlich auch den Islam und seine Ethik. Er ist entworfen worden für ein Arabien im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung - was kann er dem Menschen des einundzwanzigsten Jahrhunderts noch vermitteln? Soll er wieder zu leben versuchen wie man im Arabien des siebenten Jahrhunderts lebte? Man möge sich das Lachen verkneifen, es gibt wirklich Richtungen im modernen Islam, welche genau dies fordern. Heute gilt die Salafiya und um diese geht es, als rückwärts gerichtete Vision von einem Leben das mitten in der modernen Zivilisation die Zustände im Arabien des siebenten Jahrhunderts als gesellschaftliches Ziel vor Augen hat - also als Anachronismus in reiner Form. Entstanden aber ist die Salafiya aus einem ganz anderen Grund: man wollte, wie die Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, zurück zu den Quellen des Islam, wollte ihn gereinigt sehen von all jenen Bestandteilen einer orientalischen Kultur, die nichts mit ihm zu tun hat - dabei haben die Verfechter dieser Idee allerdings übersehen, dass just diese Kultur der Boden war und ist, auf dem der Islam erwuchs und dass sie dadurch wesentlich in die Vorstellungen des Islam integriert ist. Daher ist der Weg, der für den europäischen Humanismus einst gangbar und heilsam war, für den Islam nicht zu gehen ohne dass derselbe in einen heillosen Atavismus verfällt. Der Ruf „ad fontes“ den die Humanisten auf ihre Fahnen schrieben, führte sie aus der Beschränktheit des christlichen Mittelalters in eine säkulare kosmopolitische Hochzivilisation. Will aber ein Muslim desgleichen tun, befindet er sich mitten in einer archaischen Welt, die mit der gegenwärtigen so gut wie keine Berührungspunkte mehr hat.

Was aber, so wollen wir einmal weiter fragen, kann der gegenwärtige Islam der modernen Welt geben, das ihn legitimieren sollte, die maßgebende Ideologie der Moderne zu werden? Eigentlich, so muss die Antwort lauten, nichts, was wir nicht schon hätten. Wir haben es nur kollektiv vorgezogen, es zu verdrängen. Wir wissen wohl, was Anstand, was Umsicht ist - nur üben wir sie nicht. Wir wissen wohl, dass unsere Gottesbilder provinziell sind - nur wollen wir keine anderen. Wir wissen wohl, dass unser Tun und Lassen unmoralisch ist - nur wollen wir keine Moral. Wir wissen wohl, dass wir unverantwortlich handeln - nur wollen wir ja gar keine Verantwortlichkeit. Wir leben als ob es den folgenden Tag nicht geben würde und sind verwundert, wenn er sich dennoch einstellt und uns mit den Konsequenzen aller vergangenen Tage konfrontiert. Aber - kann uns das Angebot, welches uns der Islam macht, aus dieser Misere retten? Was kann ein fünfmaliges Gebet dazu tun, dass die Egomane des Geldes aus unserer Welt wieder verschwindet? Was ändert die Verschleierung der Frau daran, dass unsere Umwelt mehr und mehr kaputt industrialisiert wird? Ist die Lehre von Jihad imstande, unsere Großmächte und Großtuer davon zu überzeugen, ihre Waffenarsenale zu verschrotten? Oder sind nicht vielmehr die meisten Opfer der letzten Kriege, die von Muslimen angeblich zur Befreiung ihrer Länder geführt werden, ebenfalls Muslime? Da stimmt doch etwas nicht? Und es erhebt sich die Frage, was nicht stimmt. Nun, ich meine, alles stimmt nicht. Eine verquere und aus den Fugen geratene Gesellschaft trifft auf eine im Grunde total anachronistische Religion, die sich anmaßt, die Angelegenheit mit Maßstäben einer Kultur von vorgestern zu klären. Was können wir mit koranischen Wasserrechtsverordnungen gegen den Missbrauch tun, der heute allenthalben mit den



Trinkwasservorräten dieser Erde zu Nutz und Frommen monetären Gewinns veranstaltet wird? Was kann das Gebot, unter Muslimen keinen Wucher zu betreiben, daran ändern, dass eine Bank ja nur vom Wucher prosperieren kann? Was kann der Ramadan gegen den Hunger in der Welt tun? Was bewirkt der Hadsch in Beziehung zu einer Politik, die in den Parlamenten nur die willfähigen Diener der Multimilliardäre dieser Welt sieht? Was kann die Schehada tun, um den Wahnsinn einer Genetik zu steuern, die von Menschen gemacht wird, die sich selbst neu erfinden wollen und dabei die eigene Kleinheit und Erdgebundenheit zum Maßstab nehmen? Sich anständig benehmen und ein moralischer Mensch sein – das geht auch ohne Islam. Millionen Menschen tun es jeden Tag und versuchen es immer wieder von neuem und ohne sie, die an alles Mögliche glauben, wäre diese Menschheit schon Geschichte. Die Geschichte, wenn wir schon dabei sind, zeigt aber, dass sich irdische Macht auf Muslime nicht anders auswirkt als auf jeden anderen Menschen: er verträgt sie nicht. Wenn es eine Macht gibt, die dem Menschen guttut, ist dies die Macht der Vernunft... aber im Islam ist Vernunft gleichbedeutend damit, Allah und seinen Propheten anzuerkennen und Muslim zu werden und das kann's dann wohl nicht gewesen sein, denn im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung liegt kein Rezept für das einundzwanzigste Jahrhundert verborgen – es sei denn, es hätte, wie der echte Ring, schon immer dort gelegen.... aber dann ist dieser Ring nicht der Islam.

## DER POLITISCHE ISLAM

---

Im Jahre 1979 stürzte der schiitische Geistliche Ruholla Chomeini den Schah des Iran, Mohammed Reza Pahlavi, ein Mann in fortgeschrittenem Alter den Anderen, ein Muslim den Anderen, ein Schiite den Anderen. In Algerien stürzte ein Machthaber den anderen, auch hier ging es im Namen des Islam – nicht um den Islam und über den Libanon kann man stundenlang Geschichten erzählen und so geht es weiter. Der Islam aber ist ein wesentlich politisches, also gesellschaftliches Konzept, der Koran regelt von Heirats- über Erbrechte bis zum Geschäftsgebaren und von Kleiderordnungen bis zum Kriegerrecht so ziemlich alles, was in einem Gemeinwesen seiner Zeit vorkommen kann. Und so ist der Islam immer auch Politik, ist eines ohne das Andere nicht zu haben.

Drängt man den Islam aus der Politik zurück, macht sich beinahe im Umsehen bürgerliches Denken breit, die Menschen tragen, was sie wollen, lesen, was ihnen gefällt, hören Musik und sehen Filme und Theaterstücke, ergreifen quer durch die Geschlechter Berufe ihrer Wahl und heiraten auch noch, wen sie wollen und nicht, wen der Großvater will. Sie essen, was es zu essen gibt, trinken worauf sie Lust haben, es sei alkoholisch oder nicht, und richten ihre Wohnungen ein wie es ihnen beliebt und nicht nach dem Prinzip des öffentlich zugänglichen und des verbotenen Bereichs. Aber eine Religion die in alle diese Bereiche regulierend eingreift, kann man nicht anders als politisch nennen.

Eine andere Frage aber ist, ob man mit dem Islam Politik machen kann. Mohammed hat mit dem Islam Politik gemacht, aber Mohammed hatte auch andere Partner für diese Politik als wir sie heute haben. Ein muslimischer Präsident heiratet nicht mehr die Tochter des Nachbarn um mit diesem Frieden zu haben – Moment mal, ich kenne zumindest zwei Personen, die das taten: König Hussein von Jordanien und Muammar al Gaddafi, der Diktator Libyens. Aber es scheint, als sei dieses Instrument der Politik eigentlich aus der Mode gekommen. Nicht aus der Mode gekommen ist, es mit dem Islam Politik zu machen. Allerdings sieht diese Politik dann wenig sympathisch aus, aber da muss man wohl genauer hinschauen: denn der Islam leidet an seinem Niedergang nicht weniger als das Christentum. Es fällt den Muslimen schwer zu verstehen, wie eine Religion, die sich allen andern überlegen glaubt, derart zur reinen Folklore verkommen konnte. Die Antwort ist eigentlich einfach: sie ist eben den anderen Ideologien nicht überlegen, sondern lediglich eine von ihnen. Aber kei-

ne der abrahamitischen Religionen erträgt es, nicht die einzig wahre zu sein, das Christentum nicht, der Islam nicht, am ehesten erträgt dies noch das Judentum, denn jeder Jude weiß, dass die Welt nicht jüdisch werden kann und dass seine Religion nur innerhalb seiner Nation wirklich Bedeutung und Wert hat. Als solche soll dann seine Religion die Welt der Ungläubigen beherrschen – wenn er denn überhaupt eine solche Perspektive sieht, was sicher vereinzelt der Fall ist, aber keineswegs zum Allgemeingut jüdischen Glaubens gehört. Indessen gehört die Weltherrschaft dezidiert zum Bestand des christlichen wie des muslimischen Glaubens, weshalb sich die durch sie geformten Gesellschaften auch stets als Konkurrenten sehen und zwar je intensiv christlicher oder muslimischer umso heftiger.

Es ist nicht zu leugnen, dass der Islam als Gesellschaftsmodell angesichts der christlichen Welt politisch versagt hat. Das hätte nach muslimischer Auffassung niemals geschehen dürfen und dies ist das eigentliche Trauma des modernen Islam, das er mit mehr oder minder martialischen Gesten zu kompensieren sucht. Die Mehrheit der Muslime weist das zwar von sich und will nichts, als mit ihrem Glauben und ihrer Kultur in Ruhe gelassen zu werden, aber dafür machen die, welche sich als Vorkämpfer künftiger Weltherrschaft sehen, umso mehr Lärm. Sicher – es gibt im Koran keinen einzigen Beleg dafür, dass man den Islam mit Feuer und Schwer verbreiten solle, aber im Neuen Testament steht auch nichts dergleichen und dennoch haben die Christen es getan und so auch die Muslime in ihrer Geschichte. Sie haben permanent mit dem Islam Politik gemacht. Aber vor Europa sind sie jedes Mal zum Stehen gekommen – bisher jedenfalls. Und das liegt nicht daran, dass wir alle so gute Christen wären, sondern das liegt daran, dass wir bestimmte Regelungen der islamischen Gesellschaft eben aus ganz verschiedenen Gründen nicht mögen. Und nachdem auch klar ist, dass der Islam keineswegs „das Haus des Friedens“ ist, sondern wie überall einer auf den anderen einhackt, was sollte einen modernen Menschen noch an einer Gesellschaft anziehen, die nicht besser, aber in vielen Dingen schlechter ist als die eigene? Sicher hat auch die eigene Gesellschaft ihre Fehler, aber sie hat dank der säkularen Struktur eben auch die Freiheit, etwas daran zu verändern, und wenn es ihr momentan auch noch so schwer fällt – aber kein Europäer kann sich doch mit einer Gesellschaft arrangieren, in der auch heute noch der Krieg das probateste Mittel der Politik ist und die nicht davor zurückschreckt, im Namen des wahren Glaubens andere Muslime mit Bomben und Terror zu überziehen. Es ist wahr, das Christentum hat diese Dinge auch getan, auch das Christentum hat mit seinesgleichen und sogar die blutigsten Kriege der Weltgeschichte geführt – aber Europa hat gelernt, was die muslimische Welt noch lernen muss. Der Umstand aber, dass sie es noch lernen muss, zeigt, wie wenig sie wirklich der westlichen Kultur überlegen ist, die ja auch ihre gewichtigen Fehler hat, das wird kein ernsthafter Mensch bestreiten, aber: diese Fehler sind es nun einmal nicht.

Aber – muss islamische Politik immer und genuin aggressive Politik sein? Die Antwort ist ein eindeutiges Nein. Sie muss das keineswegs sein, aber sie ist es. Denn die islamische Politik fällt nicht etwa durch ihre moralische Überlegenheit, sondern durch ihre Blutrünstigkeit und den Anachronismus auf, mit dem sie ihre Gesellschaften gestaltet. Sie bringt keine Innovationen hervor, entwickelt keinen Säkularismus, also einen von religiösen Vorgaben freien gesellschaftlichen Raum in dem sie kreativ werden kann, sondern alles was sie an technischer Zivilisation benutzt, ist aus der westlichen Kultur importiert und am liebsten benutzt sie Waffen, am zweitliebsten protzige Bauten und kitschige Ambientes. Es scheint, als habe die muslimische Kultur die Geschmacklosigkeit auf allen Ebenen zu ihrem Monopol erklärt und ins Monströse verzerrt, man sehe sich dem zum Erweis einmal an, was in den Golfstaaten und in Saudi -Arabien in dieser Hinsicht geschieht, zudem sind die Staaten des Nahen Ostens die besten Kunden der euroamerikanischen Waffenschmieden – nicht um die Waffen dann gegen Europa zu richten, sondern gegen die Muslime im anderen Land oder sogar im eigenen, wie unlängst geschehen und wie es im Augenblick gerade geschieht.

Wenn aber islamische Politik in den Augen der Welt so aussieht wie sie eben aussieht, dann dürfen die Muslime in aller Welt sich nicht wundern, wenn ihnen wenig Sympathie entgegen gebracht wird. Sie sind selber schuld... es hätten ihnen andere Wege offen gestanden, aber sie sind dieselben nicht gegangen. Sie haben ihre Überlegenheit nicht bewiesen, vielmehr haben sie belegt, dass sie die Fehler der Anderen ebenfalls zu begehen streben. Während die übrige Welt lernt, ihre Aggressionen vielleicht schon zu spät, endlich zu zügeln, streben sie danach, sie auszuleben und das auf allen nur möglichen Ebenen der Politik und Gesellschaft. Wer soll das noch gut finden? Es mag sein, dass sie damit nur jene Strategie der Selbstdemontage verfolgen, die ihnen vom Wesen auferlegt wurde, aber liegt es nicht an ihnen, ob sie dieses Spiel mitspielen oder nicht? Und weil es eben an ihnen liegt, welche Politik sie mit dem Islam machen, können sie sich auch nicht damit entschuldigen, gegen eine Welt von Feinden zu stehen und sich behaupten zu müssen indem sie sich möglichst aggressiv gebärden.

Nun – nicht alle sind derart aggressiv nach außen. Saudi – Arabien ist es nicht, dafür hat es seine Finger überall drin, wo Aggression geschieht und führt im Inneren einen Krieg gegen alles, was nicht wahabitisch ist. Da haben wir es schon wieder: den Islam, der sich vornehmlich gegen die Muslime selbst richtet, weil er sich gegen die westliche Welt nicht richten kann ohne sich selbst endgültig zu demontieren, denn er hängt technisch gesehen vollkommen am Tropf derselben. Aber wüten muss er anscheinend, ohne dem scheint es nicht zu gehen und da fragt der besorgte Zeitgenosse sich und andere doch, wie das sein kann und fängt an der Verheißung zu zweifeln an, dass eine islamische Welt eine Welt des Friedens wäre und der Gerechtigkeit. Aber ist es von Vorteil, wenn wie es geschieht, die westliche Welt diese autoaggressive Kraft ausnutzt, die anscheinend dem Islam immanent ist, um ihn Schritt für Schritt tiefer ins weltpolitische Abseits zu stellen? Nun, so wie er ist, scheint es als ließe das keine andere Möglichkeit zu – aber könnte es nicht auch anders sein? Und wäre ein solcher anderer Islam nicht von größerem Wert für eine friedliche Welt als ein eine überwundene und obsolet gewordene nur mehr folkloristisch gewordene Ideologie in einer Art überdimensionalem Kulturghetto?

---

### KANN ES EINEN EUROPÄISCHEN ISLAM GEBEN?

---

Eigentlich nicht, denn der Islam ist eine ganz und gar orientalische Institution. Er hätte sich vor einem anderen Hintergrund niemals so entwickeln können wie er sich entwickelt hat, als vor der beduinischen Wüstenkultur des mittelalterlichen Orients.

Aber es gibt ihn doch – in Europa gehört der Islam längst zum ideologischen Spektrum und er gehört nicht erst dazu, seit Massen von Muslimen nach Europa einwanderten. Er gehört seit den Anfängen des zwanzigsten Jahrhunderts dazu und die ersten Europäer traten sogar bereits im neunzehnten Jahrhundert zum Islam über.... allerdings blieben sie stets eine Minderheit und sie sind es noch heute. Wer sich die Agitation eines Pierre Vogel antut, der wird auch eher Abstand nehmen... und dieser Mann ist heute das Aushängeschild der Euro – Muslime. Wer ihn hört, meint, dass europäischer Islam bedeutet, eine weiße Mütze und eine Galabeya zu tragen, arabische Sätze abzusondern, sich den Bart stehen zu lassen und im übrigen gegen „die westliche Welt“ zu polemisieren, deren Segnungen wie die Meinungsfreiheit man dabei in vollen Zügen genießt. Und ein solcher Mensch kommt eben zu dem Schluss, dass europäischer Islam in Wahrheit arabischer Islam in europäischer Verkleidung ist.

Was unser eigentlich übertrittswilliger Europäer dann noch erleben kann, ist der folkloristische Islam Inneranatoliens, wie er vor Mustafa Kemal bestand und dort immer noch besteht. Sicher hat dieser Islam sich inzwischen „europäisiert“, die Verhüllung der Frauen ist



nicht mehr unkleidsam und schwarz, sondern elegant und bunt, aber es ist Verhüllung. Die männlichen Muslime aber hängen in engen Jeans zusammen, beleidigen Frauen und lehnen es ab, die Sprache des Landes in dem sie leben, ohne Entstellungen zu sprechen und ihr Bildungsstand gehört zu den niedrigsten im Lande<sup>106</sup>, dabei fehlt es ihnen keineswegs an Geistesgaben, sie treibt vielmehr die pure Ignoranz.. sie sind Muslime, was also sollte ein ungläubiger Lehrer ihnen noch beibringen können oder gar eine Lehrerin? Wohlgermerkt ich rede nicht von den Einwanderern der ersten, nicht einmal von denen der zweiten Generation, sondern ich rede von Muslimen, die in diesem Land geboren und aufgewachsen sind und in den allermeisten Fällen einen deutschen Pass in der Tasche haben. Hört da jemand Sarrazin? Er wird gleich etwas Anderes zu hören bekommen, denn ich teile seine Angst nicht im Geringsten, aber dieser Islam ist Realität in Europa - in Frankreich wie in Spanien und auch in England und in den Niederlanden, also keineswegs nur in Deutschland.

Aber es gibt eben auch die anderen, die ihre Schulbildung vervollkommen haben, die heute ein akzentfreies Deutsch sprechen und sowohl in der Wirtschaft als auch in der Politik ein gewichtiges Wörtchen mitzureden haben, die Ärzte sind und Lehrer und Anwälte und Polizisten und die über diese „Vorzeige - Muslime“ vor denen Sarrazin sich fürchtet, ebenso denken wie er - Abschaum. Auch das ist Islam und ist möglich: der Islam als gestaltende Kraft in einer Gesellschaft, die nicht nach dem Glaubensbekenntnis fragt, sondern nach dem eigenen Gestaltungswillen und dem selbständigen Denken - welches ja vom Islam keineswegs verboten ist. Verboten ist es nur, dabei die Einzigkeit Gottes anzuzweifeln. In allem Weltlichen aber regiere die Vernunft und diese Vernunft ist eben nicht gleich dem Islam, sondern die Vernunft sollte zum Islam hinführen und dazu muss sie erst einmal zur Wirkung und Entfaltung kommen, aber kommt sie das in einem folkloristischen Islam? Nein. Der Islam ist kein Karneval mit Kostümszwang, sondern wie wir inzwischen wissen, eine Lebenshaltung, bei der sich der Gläubige völlig von einem unbeschreiblichen Göttlichen umgeben und geborgen fühlt in dem er sich frei entfalten kann und soll. Als solcher verträgt sich der Islam mit jeder kreativen Gesellschaft und kann selbst kreative Kräfte entfalten, denn der Islam ist weder wissenschafts - noch eigentlich kunstfeindlich. Im Gegensatz zum Christentum stellt er keine Dogmen über die Beschaffenheit der Welt auf, sein einziges Dogma ist die Einzigkeit Gottes und die Anerkennung Mohammeds als Verkünder desselben. Alles andere - ist alles andere. Daneben sollte ein guter Muslim noch einige menschliche Eigenschaften haben, aber wenn er die nicht hat, ist er doch immer noch ein Muslim, der stets danach streben kann, dieselben zu erlangen. Sein Gott ist „verzeihend und barmherzig“ und will die Umkehr des Sünders und nicht dessen Verderben. So steht es unzählige Male im Koran, damit auch der flüchtigste Blick in denselben diese Worte erhasche. Im Islam geht es nicht um Äußerlichkeiten, sondern um die Absicht, daher heißt es „Allah will euch nicht in Schwierigkeiten bringen“. Ein Muslim darf die Welt bejahen und zwar auch die Welt, die sich nicht nach dem Koran richtet wie es der Vogelflug nicht tut und auch nicht der Unfall, er uns widerfährt oder die Liebe die uns begegnet. Wer den Koran als Gesetzbuch versteht, der missversteht ihn und wenn das auch bedeuten sollte, dass drei Viertel aller Muslime ihn missverstehen.

Das was ich hier skizziert habe, ist nicht meine Meinung auf die es übrigens nicht ankommt, sondern es sind die Grundlagen dessen, worauf der sogenannte Euro - Islam aufbaut. Wie man sieht, gibt es hier keine weiße „Badekappe“, keinen Bart und keine Galabeya, auch keine arabische Sprachornamentik, sondern Inhalte gibt es und nicht zu knapp. Der Koran ist ein Buch, in dem, nach dem Glauben der Muslime, von Gott, Vorschläge gemacht werden, wie konkret eine arabische Gesellschaft es einrichten kann, dass sie ein menschenwürdiges Leben miteinander führt. Was andere Gesellschaften dem eventuell entnehmen

---

<sup>106</sup> Entsprechend ist dann die Kriminalitätsrate unter ihnen am höchsten.

können, sollen sie ihm entnehmen und danach leben, aber keineswegs müssen sie dafür in die Sitten und Bräuche arabischer Scheichs des siebenden Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurückfallen. Der Koran verlangt ja auch nicht, dass in Deutschland wieder gelebt wird wie bei den alten Germanen... also nichts da mit Salafiya, nichts da mit Pierre Krüger & Co.. Sondern so modern der Islam zu seiner Zeit in Arabien war, so modern möge er auch in unserer Zeit daher kommen, dann werden die Herzen der Menschen ihm nur so zufliegen, Herr Krüger, und der Papst wird arge Probleme bekommen, seine Schäfchen zusammen zu halten. Das ist Jihad, Herr Krüger, wenn sich jeder Muslim bemüht, das Gute, welches der Islam damals war, nun wiederum hervorzubringen und nutzbar zu machen für unsere Zeit. Denn das erfordert vielfache Anstrengung. Da die Welt nun einmal nicht arabisch spricht, wäre es die erste Anstrengung, eine autorisierte, gültige und verbindliche Fassung des Korans und der Hadithe in den jeweiligen Landessprachen hervor zu bringen. Dann müsste die Gebetspraxis den Erfordernissen des modernen Lebens, das sich ja nicht auf Arabisch vollzieht, ebenfalls angepasst werden, damit die Suren und Ayat nicht in den Ruf von Zaubersprüchen geraten, was sie nicht sind und auch nie sein sollten. Das ist Jihad, wenn sich jeder Muslim und jede Muslima in erster Linie darum bemühen, dass ihr Glaube als besonders wertvoll wahrgenommen wird, weil die Menschen, die ihn leben, vorbildhaft wahrgenommen werden. Ob sie das verschleiert oder bärtig tun, ist dagegen ganz und gar zweitrangig und ob sie sich nach Mekka wenden, nun: der Koran selbst sagt, dass Gott nicht Osten, nicht Westen ist, sondern „wohin immer ihr euch wendet, dort ist Gottes Angesicht“. Es gibt bereits Muslime, lieber Herr Krüger, die das so ansehen und diese Muslime sind keineswegs immer Europäer. War es nicht so, dass in Medina die Frauen gemeinsam mit den Männern beteten? Wie sonst hätte Aïsha dem Attentäter in den Weg treten können, der Mohammed beim Gebet erschlagen wollte? Und das war in Medina im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, warum sollte es im einundzwanzigsten dort und sonst wo nicht möglich sein? Hat Mohammed die Ayatollahs und Mullahs eingeführt? Er kannte nur Männer und Frauen die andere Männer und Frauen im Gebet führten, weil einer da sein muss, der den komplizierten Ablauf einer Rak'a sicher beherrscht, da hier nichts durcheinander kommen darf – ebenso wie beim Ablauf der Messe und insbesondere beim eucharistischen Hochgebet nichts durcheinander kommen sollte, denn dies sind magische Handlungen, deren Wirksamkeit auf ihrer korrekten Ausführung beruht. Oder gab es zu Mohammeds Zeiten etwa eine Schari'a? Es gab dank der koranischen Regelungen endlich ein Zivil- und ein Strafrecht, es gab nun ein Prozessrecht, aber andere Kulturen hatten das, was die Araber da von ihrem Gott bekamen, sich schon längst selber geschaffen. Inzwischen ist dieses Recht vielfach modifiziert und den Zeitläuften angepasst worden, aber die Muslime reiten noch auf einem Rechtsverständnis aus der Wüste des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung herum. Wie wäre es damit, hier einmal aufzuschließen? Denn was damals fortschrittlich war, ist inzwischen obsolet geworden, das ist der Lauf der Welt. Man braucht kein islamisches Recht aus dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wenn man inzwischen selbst den Code Napoleon als veraltet ansehen kann. Aber man wird den Koran als Glaubensbuch brauchen, da, wo er Glaubensbuch sein will – und das wiederum bedeutet, das Zeitliche vom Überzeitlichen zu scheiden, momentane Hilfestellung für den Propheten zu scheiden von den Geschichten, in denen er die biblische Tradition richtig stellt (und sie kreuzigten ihn nicht) oder in denen er von der geistigen Geschichte Arabiens spricht, von der wir so gut wie nichts wissen oder in den wunderbaren Versen über die Erscheinung Gottes. Die Muslime brauchen immer wieder die Einsicht, dass Gott Erkenntnis dem gibt, dem er sie geben will, damit sie nicht übereinander herfallen und sich gegenseitig als Kaffir<sup>107</sup> bezeichnen. Sie müssen auch ständig daran erinnert werden, dass die „Gesandten“ vor Mohammed ebenfalls Wichtiges zu sagen hatten, damit sie Christen und Juden in Ehren halten – schwer genug

---

<sup>107</sup> Ungläubiger – wird vorzugsweise von Muslimen für Muslime verwendet, die eine andere als die eigene Auffassung vom Islam haben.

mag ihnen das in der Überzeugung fallen, dass sie die Letzten sind, die eine Offenbarung empfangen.

Dabei tut ihnen etwas Geschichte sicher gut. Es hat zumindest den Christen nicht geschadet, dass im vorvorigen und vorigen Jahrhundert das Christentum in seinen geschichtlichen Kontext gestellt und sein Kern von den historischen Fakten quasi geschieden wurde. Heute kann sich jeder Interessierte mit den Fakten befassen, die zum Entstehen dieser Religion führten, ob er selbst Christ ist oder nicht, und jeder kann sich mit den historischen Grundlagen des Judentums befassen, er sei Jude oder keiner. Ich habe es hier, obgleich ich beides nicht bin, getan respektive versucht. Gleiches muss auch für den Islam gelten können. Davon sind die Inhalte der jeweiligen Religionen aber streng geschieden. Das Bekenntnis zum Gott der Juden ist ebenso Privatsache eines jeden Einzelnen wie zu Jesus Christus als dem Herrn der christlichen Religion und zu Allah als dem unbeschreiblichen Übervater von dem man noch nicht einmal sagen kann, ob es denn ein „Vater“ ist, so unbeschreiblich ist er. Es gilt, sich nicht zurück zu besinnen, sondern darüber nachzudenken, was die abrahamitischen Religionen in Zukunft geben können, wenn sie alles Folkloristische und rein Traditionelle von sich abgetan haben werden – was bleibt dann noch zu verkündigen? Darum geht es doch und nicht darum, wer seine Traditionen am unerbittlichsten festhält, es geht doch nicht um Folklore oder Geschichte, es geht um das Heute in dem sie alle sich behaupten müssen – oder sich nicht behaupten können und untergehen, denn wie heißt es bei Lessing<sup>108</sup>: jeder sei bemüht/ die Kraft des Steins in seinem Ring/ an Tag zu bringen/ komme dieser Kraft/ mit ... zu Hilf.... wie diese Bemühungen seitens des Islam derzeit aussehen, habe ich hier zu zeigen versucht.

---

## DER ECHETE RING

---

### DER GOTT DES JUDENTUMS

---

....„denn ich, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Sünden der Väter heim sucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Denen aber, die mir wohlgefallen, tue ich wohl bis ins tausendste Glied“ – das ist vielleicht die beste Charakterisierung Jahwes, des Gottes des Judentums. Dabei haben wir zu bemerken: anscheinend besteht Israel nur aus der Sünde der Väter, denn bis ins tausendste Glied ist das Judentum eine Religion des Leidens und des Strafens gewesen und ein roter Faden zieht sich von Knechtschaft und Verfolgung zu Heimatlosigkeit und Verlust. Das Wohltun indessen hält sich in Grenzen, denn wann ist es dem Volk Israel schon einmal wirklich wohl gegangen seit es das Gesetz empfing? Eigentlich nie. Waren es nicht fremde Herren, waren sie selbst es, die sich quälten und diese Spur setzt sich fort, indem ihre Kriegslust unabwendbar zu sein scheint und sie zu ihrem Verderben wie so oft wieder losschlagen werden. Ihr Land ging drauf, ihr Tempel ging drauf und nun werden wohl sie selbst draufgehen, nicht in einem von Fremden verursachten Holocaust, sondern im von ihnen selbst entzündeten atomaren Feuer. Der Gott Israels aber wird dem ungerührt zusehen, wie er ihm immer ungerührt zugesehen hat, denn entweder gibt es ihn nicht oder er ist nicht, was er zu sein von sich behauptet. Israel jedenfalls scheint ihm niemals richtig wohlgefallen zu haben.

---

<sup>108</sup> Nathan der Weise, die bis heute unvermindert geltende Forderung nach der Einheit der abrahamitischen Religionen.

## DER GOTT DES CHRISTENTUMS

---

Er ist der liebende Vater, der jeden annimmt und jedem verzeiht. Aber damit es dahin komme, musste nach der Legende sein eigener Sohn einen qualvollen Tod sterben. Und sicher – nein sicher ist gar nichts, denn wer nicht an ihn glaubt, der ist sowieso des Todes und brät in der Hölle. Die Christen aber haben nichts als das Versprechen, dass es ihnen nach ihrem Tode wohlergehen soll – ein ungedeckter Scheck auf eine unsichere Zukunft, die außerdem erst mit der Vernichtung von Erde und Universum, das damals noch ganz unbekannt war, anbrechen wird. Bewiesen hat auch er seine Macht nicht, denn alles was in seinem Namen je getan ward, wurde von Menschen getan, mit Feuer und Schwert ist das Christentum über die Welt verbreitet worden und auch viele Christen haben dafür mit ihrem Leben bezahlt, dass das Christentum heute die größte der Weltreligionen ist. Von sich aus hat er niemals gehandelt, sei es, dass er nicht handeln will, sei es, dass er nicht handeln kann. Es wird behauptet... aber nichts ist bewiesen von dem, was behauptet wurde, Kann man sich auf eine so unsichere Sache wie den Gott der Christen einlassen?

## DER GOTT DES ISLAM

---

Da Mohammed den Schöpfungsbericht der Genesis nicht kannte, lässt er die Art und Weise, wie Gott die Welt erschuf, offen. Da er die Mythen, die man sich über das Wachsen des Menschen im Mutterleib erzählte, kannte, berichtet er über Allah als Menschenschöpfer, aber diese Schöpfung ist nicht zu Ende solange Menschen geboren werden, denn in jedem Menschen erweist Allah sich als der weiterhin Schaffende. Ansonsten hebt er sich von den bisherigen Göttertypen insofern ab, als er alle Menschen ausnahmslos als sein Eigentum beansprucht und sie auffordert, sich nun auch ihrerseits zu seinem Eigentum zu erklären. Tun sie das nicht, werden sie in der Hölle brennen – hier unterscheidet er sich nicht von den andern beiden, alle handeln nach dem Muster: und willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein. Allah hat aber noch keinem einzigen Menschen den Schädel eingeschlagen, das besorgten und besorgen bis zum heutigen Tag die Muslime. Auch er also lebt wie Jahwe und „der liebe Gott“ ausschließlich durch die Taten seiner Gläubigen und Mohammed lenkte seine Familie durch Allahs Wort... sicher fing er anders an, aber dann wurde aus dem Islam Allahs schnell der Islam Mohammeds. Wenn man erst einmal begreift, was man da hat... bleibt Allah und seine Erhabenheit auf der Strecke und wird zur bloßen Floskel, die dann eingefügt wird, um die Reimprosa des Koran zu runden – ein orientalisches Reim Dich Oder Ich Fress Dich. Deshalb sagen sich auch die Hanife, in deren Tradition er erzogen wurde, die Vorläufer der Sufis, von ihm und seinem Islam los. Denn der Gott, den er predigt, ist dadurch, dass er die Hände seiner Gläubigen braucht, genau so tot wie die andern beiden und Mohammeds Jüngster Tag ist ebensolch ein ungedeckter Scheck wie die jüngsten Tage der andern. Wohin also soll man sich wenden?

## .... VERMUTLICH GING VERLOREN

---

Dahin also allem Anschein nach, besser nicht. Wenn die drei abrahamitischen Religionen sich zusammenschließen sollten, was sie allerdings nie tun werden, dazu sind sie untereinander viel zu zerstritten und das trotz aller Freundschaftsbezeugungen, dann ist das einzige Ergebnis, das wir nun nur einen Ballon mit heißer Luft haben, anstatt, wie bisher, drei davon. Sie alle sind Produkte menschlichen Erfindungsgeistes, Ergebnisse menschlicher Erklärungsnot. Aber es geschehen doch unerklärliche Dinge? Na ja, ich meine, man sollte das

durchaus kritisch sehen und mit unserer eigenen Unwissenheit stets rechnen. Was der vergangene Tag nicht wusste, weiß aber möglicherweise der Tag, der kommt. Wir brauchen keinen Gott, den wir inzwischen einschieben können, das bloße Sätzchen: wir wissen es noch nicht - genügt, meine ich, vollauf und niemand sollte zu stolz sein, es dann und wann zu sagen. Es gibt Priester aller Sorten, aber keiner unter ihnen ist begabt mit der Allwissenheit seines Gottes, sondern sein Gott projiziert sich in ihm als dessen kongruent unwissendes Spiegelbild. Was der Priester nicht weiß, weiß sein Gott auch nicht und was der Priester nicht kann, kann auch nicht sein Gott.

Dennoch gibt es das: Menschen wissen etwas über andere Menschen, das die noch niemandem gesagt haben. Krankheiten heilen, an denen die Kunst der Medizin verzweifelt. In verzweifelten Lagen öffnen sich Wege und Menschen begegnen sich in Welten, die normalerweise jeder Mensch für reine Innenwelten hält und nicht nur das, sie arbeiten und leben dort miteinander, Verstand wie Gefühl scheinen unbehindert und sind es wahrscheinlich auch. Waschechte Atheisten entdecken das Gottes - Signal in uns und viele Menschen finden sich in ihm wieder - am offensten tritt uns das Gottessignal in den Begleitumständen entgegen, mit denen Hildegard von Bingen ihre Visionen beschreibt. Etwas in uns scheint Antwort zu geben. Auch ich empfing seinerzeit eine solche Antwort, sie war der Beginn des Nachdenkens über Gott und die Welt - damals hatte ich mein Studium gerade beendet. Heute weiß ich, woher diese Idee des Göttlichen kommt und warum sie sich durch Generationen immer weiter individualisiert hat, immer mehr zu dem einen Gott geworden ist, der unser exklusiver Gott ist, als Jude, Christ, Moslem und über all das hinaus - zu uns selbst als diesem, was wir uns denken. Der echte Ring, vermutlich, sagt Lessing, ging verloren. Die Gnosis sagt dasselbe, wenn sie davon spricht, dass der Ursprung von allem sich in die Vielfalt ergoss, die unsere Welt in all ihren Facetten vergangen, gegenwärtig und künftighin ist. Dabei ist unsere Welt nicht die Welt der Dinge, sondern die Welt, in der Schöpfung permanent geschieht; wir alle sind Schöpfer es ist uns in die geistigen Gene gelegt, es zu sein und deshalb findet der Mensch auch in seiner kleinen Welt keine Ruhe, er will weiter und weiter zu sich selbst, aber im Universum findet er sich nicht, er findet sich nur in sich selbst. Klein und unscheinbar fing es an, dieses ewige Werden und klein und unscheinbar ist es noch und doch ist ihm alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden und es hatte sie schon vor aller Zeit und wird sie haben, wenn das Jetzt das Vergangene und das Künftige das Vergehende ist. Der Mensch braucht keinen Gott, aber er braucht das Bewusstsein des Göttlichen, damit er sich selbst nicht hoffnungslos zugrunde richtet und verzweifelt an dem, was ihn gerade auszeichnet: dass er, unsterblich, niemals fertig wird mit seinem Tun. Er braucht keinen Gott, der ihm Paradiese verspricht und Höllen, denn er hat beides bereits nach Belieben in sich selber. Atheismus indes tut ihm nicht gut, denn er vereinsamt ihn zu einem Haufen Eiweiß und Wasser - über ihn hinaus muss er gelangen, dahin, wo kein Gesetz und kein Dafürhalten ihn mehr einholen kann und er doch alle Freiheit besitzt, sowohl darin, sich Gesetze zu geben als auch dafür zu halten wie immer er mag. Lassen Sie mich schließen mit dem Schluss des Märchens, das mir von allen Märchen der Brüder Grimm das teuerste ist:

„Buttje, Buttje timpete, Mantje, Mantje in de See, mine Fru de Ilsebill will nich so as ick wohl will“ sagt der Fischer am Strand des Meeres und der Butt taucht auf und fragt teilnahmsvoll, was sie denn will, die Ilsebill. „Ach, se will nu den lewe Jott sin“ klagt er Fischer, der Butt aber meint ungerührt „geh nach Haus, es ist geschehen.“ Der Fischer geht nach Hause und da steht seine alte Kate wieder und seine Frau ist wieder da und tut, was sie immer getan hat. Sie ist bestraft worden für ihren Hochmut? Nein, sie ist tatsächlich der Liebe Gott geworden und zwar indem sie sie selbst wurde.

Berlin, Ostern 2012

Juliane Bobrowski (alle Rechte beim Autor)

